Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Von

Friedrich von Raumer.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Von

Friedrich von Raumer.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1864.

Meinen verehrten Zuhörerinnen

gewidmet.

Vorwort.

Seit dem Winter 1849—1850 habe ich geschichtliche Vorlesungen für Damen, und zwar in den letzten beiden Jahren über die Geschichte der Litteratur gehalten. Sie machten mir, durch die fortdauernde freundliche Theilnahme meiner zahlreichen Zuhörerinnen große Freude, und gaben Veranlassung ein kurzes, bis in die Zeit Goethes und Schillers hinabführendes Handbuch niederzuschreiben, woran sich umständlichere, mündliche Erörterungen (z. B. über die Lebensumstände der Schriftsteller) anknüpften. Bei diesen Verhältnissen, diesem Zwecke, war es nothwendig aus dem unermeßlichen Inhalte der Litteraturgeschichte, nur das Anziehendste und Wichtigste auszuheben; mithin alle mittelmäßigen Schriftsteller, ja selbst nicht wenige der gerühmteren unerwähnt zu lassen, — insbesondere sobald (ungeachtet löblichen Inhalts) die Form vernachlässigt war. Hingegen erschien es wichtig, zunächst hinsichtlich der am kürzesten behandelten alten Litteratur, durch eine Auswahl vorzulesender Stellen, eine nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst herbeizuführen.

Berlin, 30. September 1863.

Inhaltsübersicht des ersten Theils.

Erste Abtheilung.

I. Einleitung.

1) Die Litteraturgeschichte bildet die zweite Hälfte zur politischen Geschichte, und ward in neuern Zeiten mit vielem Fleiße und Erfolge bearbeitet und dargestellt.

2) Dieser Gewinn ist jedoch oft von einer bösen Gefahr begleitet: daß nämlich Viele sich mit dem Lesen jener Litteraturgeschichten begnügen, ohne die weit wichtigern Quellen selbst in die Hand zu nehmen.

(Auch meine Vorträge werden nur den Küchenzettel geben, nur anzeigen wo die besten Speisen zu finden sind.

3) Die politische Geschichte läuft ab an einem untrennbaren Faden: die Verbindung von Ursachen und Wirkungen, die Uebergänge und Gegensätze liegen meist klar zu Tage; hingegen steht die Litteraturgeschichte allerdings mit der politischen Entwickelung, dem allgemeinen Bildungszustande, dem Sinn und Charakter des Volkes u. s. w. in wesentlicher Verbindung. Andererseits aber finden wir fast unerklärliche, wunderbare Erscheinungen, verletzende Lücken und überraschende Sprünge: durch höhere Schickung treten die verschiedenartigsten Meister in den Vordergrund: Hesiod folgt auf Homer, Virgil auf Lukrez, Goethe auf Klopstock.

4) Die Litteraturgeschichte steht der politischen an Wichtigkeit gleich; ja auf Jahrhunderte hinaus haben Homer und Aristoteles mehr gewirkt als Solon und Alexander.

5) Die Litteraturgeschichte umfaßt alle geistige, befestigte Entwickelung. Im engeren Sinne pflegt man jedoch Dichtkunst,

Beredsamkeit, Philosophie und Geschichte darunter zu begreifen; insbesondere sofern zu dem lehrreichen Inhalte, eine vollkommene Form hinzutritt.

6) Die Geschichte der Künste steht mit der Geschichte der Wissenschaften in enger Verbindung, bedarf jedoch einer umständlichen besondern Behandlung.

7) Alle Geschichte ist an den Menschen gekettet, kommt nur durch ihn zu Tage: daher sind die Fragen unabweislich, wo ist der Ursitz der Menschen, stammen Alle von einem Adam, oder von mehreren, haben die verschiedenen sogenannten Rassen eine gleiche Befähigung für höhere Bildung? Eine umständliche Erörterung dieser und verwandter wichtiger Punkte, würde uns viel zu sehr aufhalten; daher verweise ich auf die dritte Auflage meiner Vorlesungen über die alte Geschichte, und bemerke nur, daß etliche Menschenstämme sich nie bis zu einer litterarischen Bildung erhoben haben, mithin hier zu übergehen sind.

8) Alle Mittheilung beruht auf der Sprache. Ueber ihren Ursprung sind viele Vermuthungen aufgestellt worden, z. B. sie beruhe auf Nachahmung thierischer Töne. Aber woher haben denn die Thiere ihre Naturlaute? auch giebt es keinen Uebergang aus dem Thierischen zum Menschlichen Sprechen oder Singen; — höchstens einen Mißbrauch der Stimme bei falschem, geschmackwidrigem Schreien und Deklamiren. In Wahrheit ist die Sprache eine Gottesgabe: die Organe sind dazu vorhanden wie zu andern Thätigkeiten, oder Funktionen.

8) Es ist bis jetzt unmöglich gewesen alle Sprachen auf eine Ursprache zurückzuführen, oder für alle dieselbe Güte, Bildsamkeit und Bildung nachzuweisen.

9) Vom Sprechen zum Schreiben ist ein äußerst wichtiger aber sehr schwerer Schritt. Und zwischen Schreiben und Schreiben, welche folgenreiche Unterschiede! Bilderschrift, Hieroglyphen, Wörter, Silben-Buchstabenschrift. Selbst gebildete Völker sind hier auf halbem Wege stehen geblieben, Aegypter, Chinesen, Mexikaner. Das Auffinden einzelner Tonbezeichnungen, des Alphabets, des ABCs ist von einer, oft vergessenen, unend-

lichen Wichtigkeit.[1]) Nun erst wird Mittheilung unter verschiedenen Völkern, wird Schreiben im höheren Sinne möglich, und mit dem Schreiben ist das Lesen untrennlich verbunden. Ohne Schrift keine Geschichte, keine Kunde vom Denken und Thun des Menschen.

10) Die Litteratur (ja jede Bildung) ist abhängig von der Sprache, dem Wortreichthum, dem grammatischen Bau, der syntaktischen Stellung. Werke geschrieben in einer vollkommenen Sprache, lassen sich in keine unvollkommene übersetzen, ja nicht in der Urschrift verstehen, ohne daß der Leser sich eine höhere Bildung aneignet.

11) Das Auffinden und die Benutzung zweckmäßiger und dauerhafter Schreibmaterialien, war nicht ohne Schwierigkeit, beförderte aber die Verbreitung und Erhaltung litterarischer Werke auf erfreuliche Weise. Mit der unschätzbaren Erfindung des Druckes, ist ihre Vermehrung ins Unendliche gesichert und kaum der Untergang eines wahrhaft wichtigen Werkes noch zu befürchten. Nicht minder erleichtern Stenographie, Dampfmaschinen, Telegraphen den geistigen Verkehr, und es thut sich die heilsame Wechselwirkung der materiellen und geistigen Welt auf eine so augenfällige Weise kund, daß dawider erhobene Zweifel keine Widerlegung verdienen.

12) Alle diese günstigen Verhältnisse führten natürlich zur Mehrung von Schulen und Bibliotheken, und ein Jetztlebender kann leichter die Kenntniß verschiedener Litteraturen erwerben, als ein Grieche oder Römer die Kenntniß einer einzigen. Bei dem hiedurch ermöglichten Versuche aus umfassenden Schätzen das Wichtigste vorzulegen, werde ich mich zunächst der Zeitordnung, der Chronologie, anschließen.

---

1) Von schlechtem Buchstabiren und Aussprechen, z. B. das Englische.

II. Aegypten.

1) Soweit unsere Kenntnisse reichen, sind die Denkmale der Aegypter die ältesten, weshalb zuerst von diesem Volke die Rede sein muß; obgleich von eigentlich litterarischen Erzeugnissen fast nichts auf uns gekommen ist. Begeisterte Forscher behaupten indessen, daß bei einer so hohen erweislichen Ausbildung der Aegypter in andern Richtungen, auch die Litteratur eine reiche müsse gewesen sein. Doch dürfen wir Zweifel und Bedenken wider jene Behauptung nicht unerwähnt lassen.

2) Wir besitzen kein schriftliches, ägyptisches Werk, weder in Prosa noch in Versen; denn Inschriften, Todtenlisten, einzelne Urkunden u. dgl. kann man nicht als wissenschaftliche Bücher betrachten. Deren Verlust könnte man jedoch um so eher traurigen Zufällen und Umwälzungen zuschreiben, da von Geschichtschreibern ehemals vorhandene große Bibliotheken erwähnt werden. Dieser erfreulichen Deutung treten aber folgende Bedenken entgegen.

a) Die Bildung war meist in den Händen der Priester und wenn diese auch hie und da förderten, haben sie an andern Stellen nicht minder gestört und gehemmt. Ihre Kenntnisse und Geheimnisse (von denen man in der That wenig, oder nichts weiß) sind gewiß überschätzt worden.

b) So zahlreich die noch vorhandenen Inschriften sind, enthalten sie fast nur leere Floskeln und Phrasen[1]); den inhaltsreichern der Griechen und Römer weit nachstehend.

c) War Sprache und Schrift jemals so ausgebildet und beweglich um darauf eine Litteratur im höheren Sinn zu gründen? Hätte man die besseren griechischen und römischen Schriftsteller angemessen ins Aegyptische übersetzen können?

---

1) Die Inschriften in den Grabmählern sind reichhaltiger und mannigfaltiger als die auf den großen Obelisken.

d) Die gelehrten und sehr fleißigen Alexandriner geben keine Auskunft über eine reiche ägyptische Litteratur, und ebenso wenig finden sich Zeugnisse daß dieselbe durch Griechisches oder Römisches wäre bereichert oder umgestaltet worden.

III. Die asiatischen Völker.

Den besondern Darstellungen schicke ich zwei allgemeinere Bemerkungen voran:

1) hat man den abendländischen Völkern, die asiatischen oft als ein gleichartiges Ganzes gegenübergestellt. Dies ist irrig, denn sie gehören zwar geographisch demselben großen Welttheile an, sind aber unter einander außerordentlich verschieden.

2) Erinnern wir Beispielsweise nur an die Verschiedenheit der Bildung, der Verfassungen, der Sprachen, der religiösen Ansichten und Einrichtungen. (So besitzen z. B. einige Völker Schriften, welche sie für heilig, oder für geoffenbart halten, während andere Völker derselben entbehren.) — Gehen wir jetzt ins Einzelne, so finden wir

A. bei den nordasiatischen Völkern

keine irgend nennenswerthe Litteratur.

B. Die Chinesen

besitzen dagegen (nach dem Zeugnisse sachverständiger Männer) mehr, in ihrer Weise gedruckte Bücher, als das gesammte Abendland. Das Wenige, durch Uebersetzungen zugänglicher Gewordene, ist zwar nicht ohne merkwürdige Eigenthümlichkeit, erweiset aber keineswegs das Dasein einer vollkommen ausgebildeten Litteratur, wo Dichter, Philosophen, Redner im höheren Sinne nicht fehlen dürfen. Nirgends ist von einem chinesischen Homer, oder Aristoteles die Rede, und noch weniger findet sich geschichtlich-politischer Boden für einen Demosthenes. Die äl-

testen angeblich historisch-religiösen Schriften (z. B. der Schuking und Iking), sind meist unverständlich, oder unverständigen Deutungen unterworfen. So viel Ungewisses und Unerweisliches auch mit der Geschichte des Confucius (Kongtse) verbunden ist, steht doch fest daß er in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus lebte und als Gesetzgeber und Religionsstifter bis auf den heutigen Tag außerordentlich großen Einfluß übte. Seine von Aberglauben meist entfernte, (aber leider nicht immer befolgte) Lehre legt allen Nachdruck auf das Sittliche. Er sagt:

„Das Gesetz der praktischen Philosophie besteht darin, daß man das glänzende Prinzip der Vernunft, welches wir vom Himmel erhalten haben, entwickele und ins Licht stelle, daß man den Menschen veredele, und seine Bestimmung in die Vollendung seiner selbst, in das Streben nach dem allein Guten setze. Veredle dich, dann wirst du leicht deine Familie, das Reich, die ganze Welt veredeln."

„Wenn die Menschen nicht tugendhaft werden, und ihre Fehler gestehen, so macht ihnen der Himmel seinen Willen fühlbar, daß sie sich bessern. Die Menschen richten sich zu Grunde indem sie die ewigen Gesetze übertreten. Der Mensch sei schlicht und rein und halte immer die rechte Mitte. Vom Himmel stammen alle geselligen Einrichtungen, vom Himmel sind den Völkern, um ihnen zu helfen und Unterstützung zu sein, Fürsten und Einrichtungen gegeben."

Näher in diese verwickelten Verhältnisse einzugehen, erlaubt Ort und Zeit nicht, und ebenso wenig können Proben aus Schriften mitgetheilt werden, welche zur schönen Litteratur Chinas gehören. [1])

Von der etwanigen Litteratur

C. der Assyrer, Babylonier und Meder

ist nichts auf uns gekommen; doch kann sie wohl nicht ganz gefehlt haben, wenn die Nachrichten über die großen Kenntnisse

---

1) Die auf dem Grabe trauernde Wittwe.

und genauen astronomischen Beobachtungen in Babylon irgend gegründet sind.

Dasselbe gilt

D. von den Phöniciern

welche als seefahrendes, handeltreibendes Volk, wissenschaftliche Kenntnisse keineswegs ganz entbehren konnten. Auch wird ihnen von Einigen die Erfindung der Buchstabenschrift zugeschrieben. Alles Litterarische ist jedoch bis auf unbedeutende Bruchstücke verloren. Wir wissen, daß Carthago (die phönicische Pflanzstadt) eine nicht unbedeutende Litteratur besaß, sie ist aber bis auf einzelne Bruchstücke ebenfalls verloren.

E. Die Araber

treten in dem hier behandelten Zeitraum noch gar nicht als ein gebildetes Volk hervor. Sehr merkwürdig sind dagegen:

F. die Perser

1) oder das Zendvolk, deren heilige Schriften Anquetil du Perron im vorigen Jahrhundert aufgefunden hat. Sie sind gewiß kein neueres Machwerk, obgleich sie nicht aus einer Zeit, und nicht von demselben Verfasser herrühren. Am Besten, man nennt ihren Inbegriff Zendavesta, und bezeichnet Zoroaster als den Haupturheber. Der wichtigste Theil heißt der Vendidad, der jüngste ist der Bundehesch.

2) Die Religionslehre des Zendvolkes und der Perser steht höher als die der meisten asiatischen Völker, und anstatt sich in willkürlichen, ja unsinnigen mythologischen Erfindungen und Fabeleien zu gefallen, begnügt sie sich mit einfachen Darstellungen und Gegensätzen, und legt ein großes, sehr löbliches Gewicht auf Sittlichkeit und Recht.

3) Nach der einen Auffassung stehen zwei Urwesen an der Spitze, ein gutes Ormuzd und ein böses Ahriman (von welchen eine doppelte Schöpfung ausgeht) und die sich untereinander bekämpfen. Ueber beiden schwebe die Zeruane Akarene, die ewige Zeit; was aber zuletzt doch nur heißen könnte: Ormuzd

und Ahriman sind gleich ewige Urwesen, und nicht aus einer höhern wesenhafteren Quelle entsprungen.

4) Eine andere Erklärung nimmt nur ein höchstes Wesen an, von welchem unmittelbar Alles erschaffen ward. Das Böse ist nicht uranfänglich und gleich wichtig wie das Gute, sondern erst durch den Abfall Ahriman's entstanden und gemehrt. — Dies erinnert an die jüdische Auffassung, sowie auch die Lehre von reinen und unreinen Thieren in einer Doppelschöpfung von Ormuzd und Ahriman, eine sinnreiche Erklärung findet.

5) Ueber Reihefolge und Wechselwirkung des Persischen und Indischen, fehlt es an genügenden Beweisen, und während Einige Zoroaster (gleichwie Buddha und Confucius) ins sechste Jahrhundert vor Christus setzen, schiebt ihn Bunsen willkürlich bis 3500 Jahre vor Christus zurück.

6) Feuer und Licht galt als Sinnbild des Ormuzd, daher der Feuer- und Sternendienst, welcher mit einer höheren Ansicht in Verbindung stand, und nie bis zu wildem Naturgötzendienst und blutigen Opfern hinabsank.

7) Die Guten werden nach dem Tode belohnt, die Bösen (im Duzakh) bestraft; doch giebt es keine Ewigkeit der Höllenstrafen.

8) Selbst Ahriman wird mit seinen Geschöpfen nicht zerstört, sondern nach 12,000 Jahren rein, herrlich und himmlisch werden.

9) Man soll Ormuzd, das Gute, aus allen Kräften ehren, immerdar rein denken, reden und handeln. Dazu helfen Gebet, lesen der heiligen Schriften, bereuen des Bösen, und auch manche äußerliche Reinigungen und symbolische Gebräuche.

10) Nirgends wird (wie in Indien) unthätige Zurückgezogenheit und thörichte Selbstpeinigung angepriesen; vielmehr Thätigkeit empfohlen, besonders für Landbau, Gärtnerei, Viehzucht, Bewässern u. s. w.

11) Gewiß ist (ich wiederhole es) die Glaubenslehre des Zendvolkes ungleich reiner, würdiger und geistiger, als die übrigen polytheistischen Religionen Asiens.

12) Von sonstiger Litteratur des Zendvolks und der Perser ist nichts auf uns gekommen, ja wir wissen nicht ob sie jemals vorhanden war.

G. Die Inder.

1) Die geringe Kenntniß, welche die Alten von Indien besaßen, ist in neuern Zeiten außerordentlich vermehrt worden; doch bleiben übrig noch gar viele Zweifel, Bedenken und Lücken.

2) Man nimmt an daß die indo-germanischen Arier (das heißt, die Kräftigern, Würdigern) von Nordwesten nach Indien hinabgezogen seien. Woher und wie sie in jene Ursitze gekommen, ist unbekannt.

3) Sie fanden ein dunkelfarbigeres, minder gebildetes (oder bildungsfähiges Volk) vor, über dessen Herkunft wir ebenfalls nichts wissen.

4) Die Inder theilen sich seit uralter Zeit in vier Hauptklassen oder Kasten: die Brahmanen (Priester), die Kschatrijas (Rasbuten, Krieger), die Waishyas, Gewerbtreibende (Banianen), die Shudras, oder Dienenden. Die drei ersten Klassen sind wesentlich bevorzugt; vor Allen aber sind jene Brahmanen die in Wahrheit herrschende Kaste. Kein Glied einer Kaste darf willkürlich in eine andere übergehn, oder den Beruf und die Lebensart seiner Vorfahren verlassen. Ja den Parias versagt man, auf verdammenswürdige Weise, alle menschlichen Rechte.

5) Es steht nicht mit Sicherheit fest, ob die Kasteneintheilung sich gründet auf Stammverschiedenheit, Gewalt, religiöse Ansichten, oder auf dies Alles zusammengenommen. Gewiß hatte sie den größten, mehr hemmenden, als fördernden Einfluß, auf Bildung und Entwickelung der Inder.

6) Die natürliche Freude über so viele, neue und wichtige Entdeckungen, führte zur Ueberschätzung des Gefundenen. Die

Ansichten über Alter, Umfang und Werth sind allmählig berichtigt worden: des wahrhaft Gebliebenen, Erwiesenen ist jedoch so viel, daß jene Freude nicht verringert, wohl aber gereinigt und verklärt ist.

7) So finden wir in Indien eine mannigfaltige, eigenthümliche Litteratur. Daß neuere Untersuchungen ihr Alter sehr herabgesetzt haben, thut jener Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit keinen Abbruch.

8) Jede Litteratur steht mit der Sprache in engster Verbindung und Wechselwirkung. Das Sanskrit (die heilige, von den Volksdialekten verschiedene, höher ausgebildete Sprache) zeichnet sich aus durch den sehr großen Reichthum grammatischer Formen, durch Wohllaut und freie Wortstellung. Die Sprache giebt indeß nur die Möglichkeit, noch nicht die Wirklichkeit einer Litteratur.

9) Mit dem Sanskrit stehen in Verbindung persisch, griechisch, lateinisch, germanisch, slavisch; wogegen sich kein Uebergang zeigt zum Semitischen und Chinesischen. Es ist unerwiesen, ja unerweislich, daß das Sanskrit die einzige, erste Ursprache sey.

10) Die ältesten schriftlichen Denkmale Indiens sind die Vedas: nämlich der Rigveda, Jadschurveda und Samaveda, woran sich ein vierter, jüngerer Theil, der Atharvaveda anschließt. Sie sind überhaupt nicht gleich alt, nicht ohne Veränderungen, Verstümmelungen und Zusätze. Mit Recht gelten sie für die Urquellen der Religion und Theologie Indiens, zeigen aber nicht ein und dasselbe Grundsystem, und enthalten gar mancherlei Dinge (z. B. Beschwörungsformeln, medicinische Rathschläge u. dgl.) welche man keineswegs im höheren Sinne religiös nennen kann. Auf eine nähere Vergleichung mit der Bibel und dem Koran können wir hier nicht eingehen. Es genügt Folgendes zu bemerken.

11) Die älteste indische Religion ruht nach den Vedas auf der Verehrung von Naturkräften, und kam aufsteigend zur Anerkenntniß und Verehrung eines demselben zum Grunde liegenden Prinzips, welches sich jedoch nicht bis zu einem persön-

lichen Gott erhob. Von Mensch- und Thierwerdungen Gottes, oder Vergötterung der Menschen ist in den Vedas gar nicht die Rede, oder vielleicht ganz vereinzelt, in wahrscheinlich eingeschobenen Stellen.

Jene Religion ist also weder Götzendienst im späteren, indischen Sinne, noch hat sie sich zu der Höhe der christlichen Religion, oder auch nur der Griechen erhoben. Die Vedas lehren keine persönliche Unsterblichkeit, sondern nur eine, erst später weiter erörterte Wanderung der Seelen.

12) Aus diesen älteren, einfachern Lehren entwickelte sich die von Brahman (dem Schaffenden), Vishnu (dem Erhaltenden), Shiva (dem Zerstörenden), und hieran reihte sich allmählig die bunteste, willkürlichste Mythologie, und ein grausamer, verdammenswerther Götzendienst, insbesondere seitens der Anhänger des Shiva.

13) Dem Allem trat Buddha, oder Shakyamuni, entgegen. Er lebte wahrscheinlich von 622 bis 543 vor Christus, erst am Hofe seines Vaters, eines Fürsten, dann mehrere Jahre als Büßer. Hierauf ward er Volkslehrer, verwarf die Kasteneintheilung und die Herrschaft der Brahmanen, empfahl Reinigung und Vereinfachung des Gottesdienstes, Abschaffung blutiger Opfer, legte großen Nachdruck auf Sittlichkeit, Demuth, Geduld, uneigennützige Tugend. Allerdings haben sich zu Buddha's Lehren, allmählig nicht wenige Auswüchse und Verkehrtheiten hinzugefunden, doch soll die Zahl seiner Bekenner noch 192 Millionen, oder gar den vierten Theil aller Menschen begreifen.

14) Wir finden in Indien eine merkwürdige Entwickelung der Philosophie, doch hat sie weder auf die griechische Einfluß geübt, noch hat sie eine entscheidende Einwirkung von dieser erfahren. Einzelnes ist tiefsinnig und großartig, aber es fehlt logischer Fortschritt und wissenschaftliche systematische Entwickelung. Anstatt tüchtige Thätigkeit zu empfehlen und dazu vorzubilden, stellen einige Lehrer Büßereien drüber hinauf; ja die Vernichtung aller Persönlichkeit gilt ihnen als höchstes Ziel menschlichen Bestrebens und Daseins. Die griechische Ansicht von Leben

und Welt ist das vollständigste Gegentheil der indischen Lehren. Ob diese sich mehr den Vedas anschließen, oder ihnen widersprechen, hebt jene Hauptrichtung nicht auf.

15) Bei Betrachtung der Litteratur im engern Sinne treten uns zunächst zwei große Werke entgegen, welche man Epopeen, oder Heldengedichte genannt hat, obgleich sie sich von allen abendländischen wesentlich unterscheiden. Das Ramajana, oder die Rameis handelt von dem Kampfe und Siege des göttlichen Helden Rama über Rahana, den Fürsten der Rakschasas, oder bösen Genien. Das Mahabharata handelt von dem Kriege zweier verwandten Geschlechter, der Pandavas und Kurus welche letzteren durch Hülfe des Krishna besiegt werden. Beide Gedichte stammen weder aus einer Zeit, noch von einem Verfasser, und schon deshalb kann von Einheit des Plans und der Behandlung kaum die Rede sein. Den Haupttheilen nach sind sie gewiß jünger als Homer, und weit entfernt von seiner Schönheit, Regelmäßigkeit, Zusammenhang und Charakterzeichnung. Es ist ganz unmöglich einen übersichtlichen Auszug, aus den ganz willkürlich an einander gereihten Thatsachen, Erfindungen, Abschweifungen, ja Thorheiten zu geben. Auch haben sich wohl wenige Europäer durch angeblich 480,000 Verse des Ramajana und 400,000 Verse des Mahabharata durchgearbeitet. Neben der Hauptaufgabe ist (wie in einer Encyclopädie) anderes ganz Fremdartige aufgenommen, und neben Anziehendem und Lehrreichen, finden sich gar viel langweilige Wiederholungen, widerwärtige Erzählungen, rohe Verfluchungen, Unanständigkeiten und Geschmacklosigkeiten.

[Lesen: Herabkunft der Göttin Ganga, A. W. Schlegel III, 29—30.]

16) Die Hitopadesa enthält ineinandergeschobene, fortspielende Fabeln, Apologen und Erzählungen, umkränzt mit allerhand Betrachtungen und Lehrsätzen, bald tiefsinnig und verständig, bald sonderbar und scharf, nicht Weniges trivial.

[Lesen: Die vier Harthörigen, Schlegel III, 76.]

17) Die Gitagovinda, ein Liebesidyll mit vorwaltender Sinnlichkeit, von einigen mystisch ausgedeutet.

18) Die Lyrik ist religiös oder erotisch. Dort finden sich auch Zauberformeln, Beschwörungen und Gebete, mit unzähligen Wiederholungen, sowie eine Hinneigung zu Geschmacklosigkeiten und Unanständigkeiten.

19) Wichtiger und eigenthümlicher erscheint die Entwickelung der dramatischen Litteratur. Sie ist zufolge neuerer Untersuchungen jünger als die griechische, jedoch wesentlich von ihr unterschieden.

Am gerühmtesten bleibt die Sakuntala des Kalidasa, der erst nach Christus gelebt haben soll. Gewiß steht dies Drama den übrigen voran, ward indeß in der Freude ob der neuen Entdeckung überschätzt, und meist nach Bearbeitungen beurtheilt welche Mangelhaftes beseitigt hatten.

Die Urvasi des Kalidasa und andere auf uns gekommene indische Dramen, sind geringern Werthes als die Sakuntala und noch loseren Baues.

[Lesen: Raumer's Vorl. II, 479—480.]

20) Die Inder hatten gar keinen Sinn für geschichtliche Wahrheit, so daß es nicht blos fehlt an allen Geschichtschreibern, sondern auch an den einfachsten, scheinbar unentbehrlichen, chronologischen Bestimmungen.

21) Zur Ausbildung der Beredsamkeit gab es keine Veranlassung und Gelegenheit.

H. Die Juden.

1) Die Juden besaßen keine epischen oder dramatischen Dichter, keine kritischen Geschichtschreiber, keine Philosophen oder Redner, keine ausgezeichneten Mathematiker oder Naturforscher, keine bildende Künstler.

Woher nun bei dieser Dürftigkeit ihrer geistigen Entwickelung und Litteratur, ihr großer, dauernder weltgeschichtlicher Einfluß?

2) Ohne Zweifel durch die Einfachheit, Verständlichkeit und den Tiefsinn ihrer Gotteslehre. Es genügt indeß hier anzudeuten, daß auch diese einer christlichen Reinigung und Verklärung bedurfte.

3) Wesentlich unterscheidet sich Darstellung und Prüfung der jüdischen Litteratur, dadurch von der Behandlungsweise aller anderen Litteraturen, daß lange Zeit die meisten Bearbeiter davon ausgingen: sie sey unmittelbar, unantastbar von Gott eingegeben, und Grundsätze und Regeln welche anderwärts zweckmäßig zur Anwendung kommen möchten, deshalb hier ganz unanwendbar, ja gottlos!

4) Es wäre unpassend hier auf die deshalb mit großem Scharfsinn und noch größerer Leidenschaft geführten Streitigkeiten näher einzugehen, doch darf man behaupten:

a) das geschichtlich Gewordene und Geschehene lasse sich nicht nach der Willkür, oder dem Befehl einer alten oder neuen Schule beseitigen oder vernichten.

b) Irthümer und Uebertreibungen haben hiebei nach allen Richtungen stattgefunden; sie können aber, bei unermüdlich fortgesetzten Untersuchungen und Forschungen, heilsam berichtigt werden.

c) Es ist eine durchaus unbegründete Furcht, das wahrhaft Wahre, Tiefsinnige, Erhebende, Ewige der heiligen Schrift könne durch menschliche Prüfungen jemals ganz zerstört werden. Vielmehr steht in Aussicht, dasselbe werde wie Gold im Feuer, von allen Schlacken gereinigt, desto schöner und wirksamer hervortreten.

d) Ueber die Trefflichkeit der Lyrik (der Psalmen), der Sittensprüche, des so eigenthümlichen Buchs Hiob u. s. w. sind nie Zweifel erhoben worden; wohl aber in wie weit die prophetischen Bücher diesen Namen verdienen.

e) Da die Bibel jedem bekannt ist, jeder im Religionsunterricht darüber so weit belehrt wird, als es für einen gebildeten Menschen erforderlich ist, so erscheint es nicht nöthig an dieser Stelle streng wissenschaftliche Untersuchungen und Ergebnisse vorzulegen. Gewiß kann es niemand einfallen an die Stelle der Bibel, die Religionslehren und Bücher irgend eines andern

asiatischen Volkes, oder den unverständlichen Pindar statt der erhabenen Psalmen einführen zu wollen.[1])

IV. Die Griechen.

1) Die griechische Litteratur ist unter allen die reichste und mannigfaltigste. Sie umfaßt von ihrem Entstehen bis zu ihrem Hinsterben einen Zeitraum von 2000 Jahren, und verdient deshalb jedenfalls eine genauere Betrachtung als die meisten anderen Litteraturen.

2) Land und Sprache haben gewiß zu leichter und trefflicher Ausbildung beigetragen; die Hauptursache des Gelingens liegt jedoch in einer, nicht weiter zu erklärenden, höhern, geistigen Begabung.

3) Griechenland ist von Norden und Osten, zu Lande und zu Wasser bevölkert worden, und steht insofern unläugbar in Verbindung mit Asien.

4) Diese Verbindung ist aber nur eine untergeordnete, und alles Hellenische erscheint so wesentlich originell, ursprünglich, daß sich mehr Verschiedenheiten als Aehnlichkeiten mit dem nachweisen lassen, was man wohl asiatisch genannt hat.

5) Insbesondere ist bis jetzt unerwiesen und unerweislich, daß in Griechenland Anfangs Kasteneintheilungen vorgewaltet, Priester geherrscht haben, und heilige Gedichte vorhanden gewesen, wogegen die homerischen nur oberflächlich und gering erscheinen müßten. Wie hätten auch diese angeblich so großartigen

---

1) Kabbala, die mündliche Ueberlieferung ist erst nach Ch. Geb. entstanden oder weiter gebildet. Sie enthält eine willkürliche Mischung von Philosophie, Theologie, Mysticismus, Allegorien, Aberglauben, Zahlendeutungen, Wort- und Buchstabenspiele. — Unter den Namen Masorah, Mischnah und Gemara werden aufgeführt spätere exegetische, kritische und grammatische Bemerkungen und Auslegungen.

und wirkungsvollen Gedichte ganz spurlos verschwinden und dem angeblich Geringhaltigern eine begeisterte Anerkennung zu Theil werden können. Was als uralt bezeichnet wird (wie Orpheus) ist unächt und späteren Ursprungs.

6) Wie gewöhnlich bildete sich in Griechenland die Dichtkunst eher aus, als die Prosa. Diese erhielt wahrscheinlich (etwa um 600 v. Chr.) durch Pherecydes von Syros u. A. eine bestimmtere Gestaltung, während man Homer und die Homeriden (diese Meister der epischen Dichtkunst) viel höher hinaufsetzen muß.

7) Ueber Homer und die Homeriden sind in neuerer Zeit so umständliche Untersuchungen angestellt und so viel entgegengesetzte Ergebnisse aufgestellt worden, daß wir (wenngleich nur in höchster Kürze) davon sprechen müssen.

a) Seit mehr als 2000 Jahren war es die allgemeine, nicht bezweifelte Ansicht, oder vielmehr Ueberzeugung, daß die Ilias und Odyssee, zwei in sich meisterhaft abgerundete und abgeschlossene Dichtungen, von einem großen Dichter herrührten.

b) Dagegen hat man (angeregt durch F. A. Wolf) behauptet: jene Gedichte wurden nicht niedergeschrieben, sondern mündlich fortgepflanzt: denn zur Zeit ihrer Entstehung war die Schreibkunst noch nicht erfunden, oder in großem Umfange gebräuchlich.

c) Ilias und Odyssee bilden kein ursprünglich wohl organisirtes Ganzes, sondern sind in späterer Zeit zusammengesetzt aus vielen einzelnen Sagen, Erzählungen u. dgl., welche von ganz verschiedenen Verfassern herrühren und künstlich verbunden wurden, ohne sich bis zu einer preiswürdigen Einheit zu erheben.

d) Diese Lehren haben in Deutschland sehr großen, außerhalb Deutschland wenig Beifall gefunden. Wir theilen einige der erhobenen Einwendungen mit.

α) Es steht nicht fest wenneher das Schreiben begann und in welchem Maße man davon Gebrauch machte. Die Beantwortung hieher gehöriger Zweifel, hat aber keinen Einfluß auf Werth und Inhalt der Gedichte.

β) Gewiß liegen der Ilias und Odyssee viele, von verschiedenen Personen herrührende, volksthümlich gewordene Sagen und Erzählungen zum Grunde; jene bewundernswürdigen Werke sind aber nicht von lauter kleinen Leuten zusammengewürfelt worden. Es muß zuletzt ein großer Dichter (denn viele anzunehmen ist jedenfalls noch kühner) so groß wie ihn Jahrhunderte nur einmal erzeugen, mit tiefsinniger Begeisterung die bisher zerstreuten Strahlen zu solchem Sonnenglanze vereinigt, die vereinzelten Töne zu solcher Harmonie gesteigert, die schwankenden Gestalten so geordnet und zu solch einer festen Persönlichkeit erhoben haben, daß Jahrtausende ihrem frischen Leben nichts rauben konnten.

γ) Beistimmend sagt Leonidas von Tarent:

Wenn auf feurigem Wagen die Sonn' an dem Himmel hinauffährt,
Schwinden die Sterne dahin und es erblasset der Mond.
Also verloschen vor dir, Melesigenes, Schaaren der Sänger,
Als du das strahlende Licht himmlischer Musen erhobst.

δ) Im Homer finden wir das Kräftigste wie das Mildeste, die höchste Mannigfaltigkeit bei der größten Uebereinstimmung und eine unübertroffene Klarheit der Darstellung. Mehr als irgend ein Dichter bietet er Stoff zu bildlichen Darstellungen: Alles ist sichtbar und geistig zugleich, Alles zugleich anmuthig und schön, und nirgends Widriges und Entsetzen Erregendes, wie in hochgerühmten Gedichten und Gemälden aus der Zeit mißverstandenen und hierin mißbrauchten Christenthums.

ε) Allerdings sind in der Ilias und Odyssee Lücken, wenig vermittelte Uebergänge, einzelne Wiederholungen und Episoden; aber in weit geringerer Zahl als in den meisten anderen epischen Gedichten, welche erweislich von einem Verfasser herrühren.

ζ) Schiller hat die Dichtkunst, oder die Dichterwerke, in zwei Hauptheile zerfällt, die naiven und sentimentalen. Beide undeutsche Worte haben jedoch, ohne künstliche Deutung, keinen bestimmten, umfassenden, sich untereinander ausschließenden Sinn, geben keine Handhabe zu einem logisch genügenden Ge-

gensatze. Vielmehr gehören beide Richtungen zueinander, keine kann in einer irgend ausgebildeten Litteratur ganz fehlen. Das Natürliche kann nicht ohne Empfindung seyn, und diese soll nicht der Natur widersprechen. Sowie manche neuere Dichter sich vorzugsweise im sogenannten Naiven, Natürlichen bewegen, so findet sich bei den Alten auch die edelste Sentimentalität. Der alten Elegiker nicht zu gedenken, welche Empfundenes an die Spitze stellen, giebt Homer und vor Allen Euripides so glänzende Beispiele, daß sie keiner späteren Entwickelung und Darstellung nachstehen. Ich theile hier zunächst den mit Recht bewunderten Abschied Hektors von Andromache mit.

[Lesen: Ilias, VI, 399—489 Abschied der Andromache.
u. XXIV, 460—524 Priamus bei Achilles.
Odyssee XI, 582—640 Unterwelt (vgl. Virgil).
— X, 270—332 Circe.]

η) Es wäre unpassend Inhalt und Anordnung der Ilias und Odyssee hier umständlich zu entwickeln, ihre Aehnlichkeit und Verschiedenheit nachzuweisen. Das Lesen beider Werke gewährt größeren Genuß, und wenn es Anstrengung kostet, oder eine Versetzung in andere Zeiten erfordert, um an der fast ausschließlich kriegerischen Ilias Gefallen zu finden, so ist die romantische Odyssee jedem verständlich, der nicht durch einseitige Lesereien seinen Geschmack verbildet hat.

ϑ) Als Zeugnisse für die oben ausgesprochenen Ansichten über Homer, erlaube ich mir Nachstehendes mitzutheilen:

Cesare Balbo (Speranze, p. 78): „Jetzt ist die Thorheit (smania) im Gange, das zu leugnen, was der gleiche Sinn aller Geschlechter als allgemeine Gewißheit betrachtete, eine Anmaßung, das zu finden und zu lehren, was man niemals lehrte oder wußte.“ — Fauriel (Poésie provençale, II, 226): „Die Epopeen der Griechen übertreffen alle anderen in Hinsicht auf die Verbindung der einzelnen Theile untereinander und mit dem Ganzen.“ — Franck (Séances, XXXIX, 67): „Die revolutionäre Kritik Deutschlands behandelt die geistige Welt so, wie die Demagogie von 1793 die Gesellschaft (la société) behan-

delte. Ueberall, wo sie in einer etwas entfernten Vergangenheit Namen erblickt, die uns in Erstaunen versetzen, so unterdrückt sie dieselben, um an ihre Stelle einen namenlosen Haufen zu setzen." — Quarterly review (1847, LXXXI, 381, 385, 416, 417): „Ein zerstörender Geist findet in Deutschland zu viel Duldung und Beifall. Lachmann's Angriffe haben Nichts vollbracht. Wir müssen aufs lebhafteste gegen Buchstaben und Geist seiner Versuche protestiren. Laßt uns nicht das Besitzthum der Menschheit verkümmern durch spitzfindige und willkürliche Speculationen gegen die Echtheit (integrity) der homerischen Gedichte." — Grote (I, 472; II, 202): „Die neueren Hypothesen sind nicht allein durch kein genügendes Zeugniß unterstützt, sondern es stehen ihnen auch andere Zeugnisse entgegen, sowie das große Gewicht innerer Wahrscheinlichkeit. Auch findet sich in den höchsten Erzeugnissen großer Genien etwas, das über den Bezirk oder Gesichtskreis (compass) angeblich philosophischer Theorien hinausreicht." — Lessing (Dramaturgie, I, 186): „Das Werk eines Dichters mit der Chronologie in der Hand untersuchen, ihn vor den Richterstuhl der Geschichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung mit Zeugnissen belegen zu lassen, heißt ihn und seinen Beruf verkennen, ihn, mit einem Worte, chicaniren." — Stolberg (Reise, II, 388, in Bezug auf Homer): „Unmündige an Geist wollen da bestimmen, wo die Dichtung unbestimmt seyn mußte, wofern sie nicht trocken wie eine Zeitung, oder nicht albern wie ein Märchen der Spinnstube sein sollte." — Wilhelm v. Humboldt[1]): „Durch die Verabsäumung der sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen, und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies." — Bernhardy[2]): „In der Ilias und Odyssee sind Stoff und Form, Götterthum

---

1) Kawisprache, S. XXXIII.

2) Griechische Litteraturgeschichte, II, 55.

und Menschlichkeit, epischer Ton und stylistische Mittel in so innigen Zusammenhang versetzt und mit so weiser Beherrschung zum lichtesten Gemälde gruppirt, daß ein Herausgreifen einzelner Glieder, eine Zerstückelung des Ganzen in seine Bestandtheile durchaus verwehrt wird." — Welcker: Der Dichter der Ilias ist eine Person, unter allen Geschlechtern der Menschen eine der hervorragendsten; eine andere unbekannte Person, eine höchst sinnvolle und kunstgeübte, ist der Dichter der Odyssee. [1]) Goethe: „Die Ilias erscheint mir so rund und fertig, daß Nichts dazu- noch davongethan werden kann."[2]) Ganz derselben Ansicht war Tieck, gewiß ein großer Kenner dichterischer Schönheit und Organisation. In der Nähe von Ilium ruft die Gräfin Hahn-Hahn aus[3]): „Alter Homer! Wie müßtest du lächeln, wenn du wüßtest, welche Mühe sich die Speculation unserer kleinen, hohlen Zeit giebt, um deine große volle Existenz in die bettelarme Sphäre des Zweifels zu ziehen."

Mögen diese Zeugnisse auch für sachverständige Philologen kein Gewicht haben, so zeigen sie doch die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, welche Homer auf verschiedene Gemüther ausübt.

8) Unter dem Namen des Hesiodus sind drei Gedichte auf uns gekommen: Werke und Tage, die Theogonie, und das Schild des Herkules. Sie sind untereinander wesentlich verschieden und haben gewiß nicht einen Verfasser. Alle stehen nach Quantität und Qualität weit hinter den homerischen zurück, oder können eigentlich gar nicht mit diesen verglichen werden.

Das Schild des Herkules ist Bruchstück eines spätern Gedichts mit lobenswerthen Einzelnheiten, aber nicht ohne Ueberladung und plastische Verwirrung.

Die Theogonie sucht sehr Tiefsinniges, aber Zerstreutes unter gewisse Gesichtspunkte zusammenzufassen. Der merkwür-

---

1) Welcker, Der epische Cyklus, S. 127. Doch ist zwischen den Werken Shakspeare's ein viel größerer Unterschied, als zwischen der Ilias und Odyssee.

2) Briefe an Schiller, IV, 208.

3) Orientalische Briefe, I, 304.

dige Inhalt ist durch die mannigfachsten Deutungen, noch nicht zur vollständigen Klarheit gebracht worden. Wir geben als Probe eine Stelle welche die Musen verherrlicht.

[Lesen: Theogonie von 81—103, die Musen.]

Die Werke und Tage (auch Hausregeln benannt) versetzen uns auf lebhafte und anziehende Weise in jene alte, einfache, aber auch schon vielfach hausbacken überlegende, verdrießliche Zeit. Das Herabsinken des menschlichen Geschlechts von einem glücklichern, trefflichern Zustande (wovon Homer nicht erfüllt ist) wird hier schon als eine Art Glaubensartikel vorgetragen.

Bis auf die heutige Zeit findet sich der Irthum, alles Preiswürdige in die Vergangenheit, oder Zukunft zu verlegen, und das Ungebildete, oder Ueberbildete götzendienerisch zu verehren. Wiederum betrachtet Hesiod löblicherweise die Gerechtigkeit als den Mittelpunkt der menschlichen Entwickelung. Wir theilen die auf jene Weltalter bezügliche Stelle Hesiods mit, und werden später nachweisen, wie drei römische Dichter, Lukrez, Tibull und Ovid (und wie Thomson) diesen Gegenstand behandelt haben. Praktischer ist eine andere Stelle, wo der Werth der Arbeit hervorgehoben wird.

Weltalter. Arbeit.
[Lesen: Werke und Tage 109—201, und 303—314.]

9) Zweifelhaft mag es bleiben, ob man die Gnomiker, (die Sammlung von Sinn- und Denksprüchen) den Dichtern, oder den Popularphilosophen beizählen soll. Gewiß sind sie nicht ohne Bedeutung und Eigenthümlichkeit, wenngleich den jüdischen Gnomikern nachstehend.

10) Hingegen zeigen die wenigen Bruchstücke, welche leider von den zahlreichen Elegikern nur übrig geblieben sind, eine große Vollendung und Mannigfaltigkeit. Die griechischen Elegien handeln nämlich keineswegs (wie meist bei anderen Völkern), lediglich von Liebesfreuden und Liebesnoth; sondern wir finden auch Schlachtgesänge voll befehlender Würde und beflügelnder Kraft, politische Ergüsse, Bemerkungen und Belehrungen über natürliche und sittliche Verhältnisse, bittern, ja ungerechten Tadel,

Darstellungen heiteren Lebensgenusses, sowie der Mangelhaftigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge. Ueberall ein aufgeregter Zustand des Gemüths, und zugleich eine Richtung sittlicher und künstlerischer Beruhigung.[1])

Verwandt mit der Elegie, und doch wieder verschieden, war der zornige Jambus, welchen besonders Archilochus gebrauchte, und mißbrauchte.

11) Schon vor der höhern Ausbildung des Epos haben gewiß lyrische Versuche stattgefunden. An der Spitze der glanzvollen und tonreichen Lyrik steht der hochgerühmte Pindar (geb. 522 v. Chr.); doch läßt sich nicht läugnen, daß er mehr gepriesen wird als gelesen, mehr gelesen als verstanden. Ein Dichter der, ungeachtet der gelehrtesten Erläuterungen, nach Form und Inhalt oft ein Geheimniß bleibt, kann nicht popular, nicht für unzählige Gebildete (wie Horaz) ein Lehrer und Begleiter werden. Selbst die geschicktesten Uebersetzer sind nicht im Stande seine Hymnen angenehm, verständlich und begreiflich zu machen.

[A. W. Schlegel III, 131. Thiersch I, 1.]

Von der hochgepriesenen Sappho ist fast nichts übrig geblieben: man lese ein von A. W. Schlegel übersetztes Gebet an Aphrodite.

[Schlegel III, 129.]

Begnügen müssen wir uns gleichermaßen nur anzudeuten den ehemaligen Reichthum der Blumenlesen, der inhaltsreichen Epigramme, der anmuthigen anakreontischen Tändeleien, der Thierfabeln und Volkslieder für Landleute, Hirten, Schiffer, Handwerker aller Art, ja für Ammen und Bettler.

12) In keiner Dichtungsart war jedoch Hellas reicher und bewundernswürdiger als in der dramatischen. Allerdings ist auch hier das Meiste verloren gegangen, doch behält das Gerettete außerordentlich großen Werth. Ohne uns hier mit den

---

1) Raumer, Vorlesungen II, 140: Solon, Simonides, Anakreon, Tyrtäus, Theognis, Poseidippos, Metrodoros.

dürftigen Nachrichten über die Entstehung der Tragödie und Komödie aufzuhalten, wenden wir uns sogleich zu dem ersten großen, bewundernswerthen Meister

A. dem Aeschylus.

Er ward geboren 525, und starb 456 v. Chr.; er erlebte und nahm Theil an den Schlachten von Marathon, Artemisium, Salamis, Platää. Von etwa 70 Trauerspielen, sind uns nur sieben erhalten: Prometheus, Agamemnon, Choephoren, Eumeniden, Perser, Sieben vor Theben und Die Flehenden. Die Zeit erlaubt uns nicht ihren Inhalt zu entwickeln und zu beurtheilen, es genügt zu bemerken, daß die Sprache und die dramatische Form beim Aeschylus zwar noch nicht vollkommen ausgebildet ist; er aber, im Verhältniß zu seinen Vorgängern, einen außerordentlichen Fortschritt zeigt, ja an Erhabenheit der Gesinnung und der Darstellung kaum von irgend einem Dichter übertroffen wird. Selbst kurze Stellen aus seinen Trauerspielen reichen hin dies zu beweisen.

[Droysen I, 53—55 Klytemnestra nach Agamemnon's Ermordung.
— II, 19—23 Perser, Schlacht bei Salamis.
— II, 125—134 Sieben vor Theben.]

B. Sofokles

ward geboren 496 und starb 406 v. Chr. Auch von seinen vielen Trauerspielen sind nur sieben auf uns gekommen: König Oedipus, Oedip in Kolonos, Antigone, Elektra, Ajax, die Trachinierinnen, Philoktet. Diese Trauerspiele sind kunstreicher verwickelt als die des Aeschylus, und dennoch einfacher menschlich. Die Kühnheit ist gezügelt durch Ebenmaß, und die Einführung mehrer Personen (neben der Einschränkung des lyrischen Chors) erweiset einen wesentlichen Fortschritt auf der ganz eigentlich dramatischen Bahn. Mannigfache Beurtheilungen sind einstimmig in dem wohlverdienten Lobe des Sofokles; hier mag eine bezeichnende schöne Inschrift von Simmias aus der Anthologie Platz finden:

Leis' umschleichet den Hügel des Sofokles Ranken des Epheus,
Grüßt das grüne Gelock über des Schlummernden Grab;
Rosen entfaltet den purpurnen Kelch, und mit Trauben belastet
Breite sich schlankes Geflecht blühender Reben umher;
Schönes Symbol klugsinniger Kunst, die im Chore der Musen
Unter den Chariten einst emsig der Süße geübt.[1])

[Lesen: Ödip in Kolonos 668—719 Lob von Kolonos.
— 1585—1664 Tod des Ödipus.
Elektra 516—583 Elektra und Klytemnestra.
Antigone 332—364 Macht des Menschen.]

C) Euripides

ward geboren 480 v. Chr. am Tage der Schlacht bei Salamis und starb 406 v. Chr. nachdem er 70 bis 80 Tragödien ge=

---

1) Es sei erlaubt einige kurze, unbedeutende Bemerkungen hinzuzufügen.

I. Elektra. 1) Ihr Charakter ist von Sofokles herber gezeichnet als von Euripides. 2) Der Wechselreden Vers um Vers, der Klagen, und des Verhandelns, Differirens (zwischen Elektra, Chrysothemis und Klytemnestra) ist nicht weniger, wie im Euripides. 3) Kann man fragen: ob der anfeuernde Pädagog, und die erfundene Erzählung vom Tode des Orestes zur Entwickelung nothwendig sind?

II. Die Trachinierinnen. Der Charakter der Dejanira ist trefflich gehalten, ihr Irthum tief beklagenswerth, ihr Tod edel und würdevoll. Es giebt keine ausreichenden Gründe dies Trauerspiel dem Sofokles abzusprechen.

III. Philoktet. In unseren Tagen dürfte schwerlich jemand wagen, diesen Gegenstand für ein Trauerspiel zu erwählen. Auch sind der Erzählungen, Klagen und kurzen Wechselreden gar viel.

IV. Ajax. Tekmessa ist edel und eigenthümlich, und Ajax Tod in großem Styl. Die Sprache und die Construktionen sind im Sofokles oft sehr künstlich und verwickelt; sie verhalten sich zu denen des Euripides, wie Thucydides zum Demosthenes.

V. König Ödipus. So meisterhaft die Spannung und Steigerung behandelt ist, bedarf doch der verletzende geschichtliche Inhalt einer höheren Verklärung und Versöhnung. Diese findet sich

VI. im Ödip in Kolonos.

VII. Soll man eine Rangordnung der sophokleischen Trauerspiele aufstellen, so dürfte (aus mehreren Gründen) Antigone das vollkommenste seyn.

schrieben hatte, von denen 17 nebst einem satyrischen Drama auf uns gekommen sind. In neuern Zeiten ist dieser große Dichter höchst einseitig und ungerecht beurtheilt, von mir aber in einer umständlichen Abhandlung vertheidigt worden, die sich im zweiten Theile meiner Vorlesungen über die alte Geschichte befindet. Allerdings sind die Trauerspiele des Euripides nicht von gleichem Werth, zeigen aber eine bis dahin nicht gekannte Mannigfaltigkeit, die vollendetste Gewandtheit in Behandlung der Sprache, eine (laut dem Zeugnisse des Aristoteles) unerreichte Kraft tragisch leidenschaftlicher Charaktere und Darstellungen, die edelste Sentimentalität, und ein weissagendes, tiefsinniges Hineingreifen in spätere Ansichten, Denk- und Gefühlsweisen. Daher haben sich neuere Dichter ihm angeschlossen, nicht dem Äschylus und Sofokles.[1]) Zum Beweise des Behaupteten hebe ich etliche Stellen aus, und theile zwei beistimmende, sehr gewichtige Zeugnisse, Goethe's und Tieck's mit. Jener sagt:

„Um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man selber wiederum etwas seyn. Alle die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig; oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten, und auch wirklich machten,

---

1) Medea I, S. 267, v. 1109—1203 Medeas Rache.
I, S. 238, v. 217—269 Schicksal der Weiber.
I, S. 329, v. 1154—1235 Hippolyt's Tod.
I, S. 78, v. 449—518 Phönicierinnen Bruderstreit.
I, S. 12, v. 247—374 Hekuba und Ulysses.
I, S. 21, v. 512—574 Polyxena's Tod.
III, S. 17, v. 350—403 Troerinnen, Cassandra.
II, S. 62, v. 1514—1585 Iphigenia in Aulis Rettung.
Bacchen Bd. II, S. 164—167, v. 589—686.
(— — — S. 177—180, v. 937—1047.)

Vorles. Lessing über Hekuba.

Ich über Trojanerinnen, alte Geschichte II, 399.

als sie waren.“[1]) Er schreibt nach wiederholtem Lesen des Dichters[2]): „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie sonst, meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war: das so grenzenlose als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den Localitäten und deren uralten, mythologischen Legendenmasse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen, um seine Gegenstände und Personen in den einfachsten Verlauf vorzuführen, oder die verwickeltsten Beschränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unserer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulösen oder zu zerhauen.“

Endlich schreibt mir Ludwig Tieck, nachdem ich ihm meinen Aufsatz mitgetheilt hatte:

„Ja, mein Freund, es ist wahr, daß es zu meinen Vorsätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszusprechen. In früherer Zeit, als ich noch keinen Sinn für Aeschylus und Sophokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern sich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals schon ketzerischen Aufsatz über den großen Dichter in Ihren Vorlesungen über die alte Geschichte. Nur schienen Sie mir noch zu wenig zu sagen, und so möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darstellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

„Warum denn nur nach Sophokles den jüngeren Dichter messen? Dieser vollendete Künstler zeigt uns nur eine Form; in dieser ist er groß und unnachahmlich. Ob er sie in allen Werken beibehalten? Die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauspiele des Aeschylus sind in

1) Eckermann's Gespräche, II, 269.
2) Goethe's und Zelter's Briefwechsel, VI, 343.

der Form mannigfaltig, ein jedes ist anders componirt und aufgefaßt. So auch Euripides; die fast dreimal größere Anzahl seiner Tragödien belehrt uns über sein Wesen, seine Absicht und Kunst vollständiger. Indem er neue Formen sucht, die Tragödie dem Zuschauenden menschlich näher rückt, ein neues Element erstrebt und es so findet, anticipirt er gleichsam die Zukunft und nähert sich mehr wie einmal jener schwärmenden, farbigen Poesie der Neueren, die wir dem Sophokles, Aeschylus und den Römern gegenüber die romantische genannt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dichtkunst Begabte sich ohne Vorurtheil oder Pedanterie unbefangen den großen Erscheinungen hingiebt, so steht Euripides unserer Gefühlsweise näher, und ist uns verständlicher als seine beiden großen Kampfgenossen. Wenn ich seine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergossen nennen möchte, so denke ich vornehmlich an die wundersame Helena, die erhabenen Bacchen, die tief rührende und fast humoristische Alceste, den groß poetischen Hippolyt, dessen Schluß mit dem Hauche der Göttlichkeit himmlisch umweht ist, den azurblauen hellen Anfang des Jon — welche Tragödie die Trojanerinnen, Hekuba, der rasende Herkules! — Wie seltsam von Waldgefühl und Einsamkeit erfrischt Iphigenia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell, erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phönissen?

„War ich so glücklich, mich schon als Jüngling an diesen mächtigen und tiefsinnigen Werken begeistern zu können, so ist bei zunehmendem Alter meine Bewunderung des großen Meisters immer nur gestiegen. Versetze ich mich in seine Zeit und Umgebung, so fällt auch fast jeder Tadel weg, den Philologen und Aesthetiker gegen ihn haben aussprechen wollen. Unsere Kritik, die an neueren großen Dichtern Reflexion und Rhetorik so oft über die Gebühr bewundert, sollte den großen Alten nicht darüber hofmeistern, wenn er diesem Gelüste oft folgt.

„Ist freilich der Rhesus für meinen Liebling zu gut und zu poetisch, und muß ihn die höhere Kritik deswegen dem

Sophokles zuschreiben, so ist Alles, was ich gesagt, Geschwätz, und Alles, was ich im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in diesem jetzt so oft gepriesenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium späterer Zeit sehen können.

„Kann unser Dichter nun, neben seiner Größe, tragischen Kraft und classischen Vollendung noch auf Humor, romantische Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetischen Schönheiten Anspruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren und doch sogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden, so ist eine Charakteristik dieses mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceste, wo sich die Tragödie fast mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern; aber schwer ist es, von dieser Erscheinung das Richtige auszusagen, denn was der Dichter hier gewagt, ist vielleicht noch mehr als Shakspeare unternahm, der niemals seine echte Tragödie auf diese Weise mit dem Humor vereinigte.

„Andeutungen, wie Sie sehen, lieber, treuer Freund, die sich in einem Briefe nicht ausführen lassen. Vielleicht wird mir der Tag von den Musen gegönnt, diese Phantasien der Kritik niederzuschreiben. Goethe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieser als Greis, ihre Bewunderung des Dichters nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die seit funfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können."

Mit diesen Zeugnissen übereinstimmend sagt Gillies (History of Greece II, 276): alle Werke dieses unschätzbaren Schriftstellers erweisen das unermüdliche Bestreben seine Landsleute zu erwärmen für alle Tugenden und Liebenswürdigkeiten, welche das Privatleben schmücken; sowie lebendig zu erhalten eine glühende Liebe des Vaterlandes, und eine edle Begeisterung für dessen Freiheit und Ruhm.

13) Das Lustspiel

ward bei den Griechen nicht zu gleicher Höhe mit dem Trauerspiele ausgebildet. Die neueren Dichter stehen hier voran, und insbesondere ist Shakspeare als der Schöpfer eines vollkommen poetischen Lustspiels zu betrachten. Allerdings bleibt

A. Aristophanes,

der Meister der sogenannten alten Komödie, ein Mann von außerordentlichen Gaben, der oft das Edelste und Heilsamste (so den Frieden) muthig vertheidigte, der nach Form und Inhalt auch das Kühnste, Regelloseste, Unerwartetste wagen, das Tadelnswerthe welches sich in allen Verhältnissen zeigte, mit Nachdruck, Witz und Erfolg angreifen durfte. Indem sich aber diese Angriffe nicht bloß gegen schlechte Persönlichkeiten richteten, sondern auch die Edelsten verspotteten und verläumdeten, ging mit der ästhetischen Berechtigung, auch oft die erwünschte sittliche Wirkung verloren, und der Pöbel sprach leichtsinnig und anmaßend das nach, was Aristophanes ihm aus höherem Standpunkte vorgesagt, und zu seiner Beurtheilung hingestellt hatte. In ausgelassenem Uebermuthe verhöhnt und zerstört der Dichter den Glauben an Staat, Philosophie und Götter, erkennt innerhalb seiner Zeit kaum irgend etwas als würdig an und weiset bloß verneinend auf ein Vergangenes zurück, was keineswegs über Tadel erhaben und gewiß nicht herzustellen war. Des Sokrates, und selbst des Euripides Bestrebungen eröffnen eine neue Welt des Seyns, Anschauens und Denkens, nicht so die des Aristophanes, weshalb Zeller mit Recht sagt (I, 727): „was half es altväterliche Tugend zu empfehlen und die Neuerer anzuklagen, da Aristophanes doch selbst den Standpunkt der Vorzeit verlassen hatte, und mit dem, was ihr heilig war, in ausgelassener Laune sein Spiel trieb.“

Nur das Vorlesen eines ganzen aristophanischen Lustspiels, könnte die Behandlung und das Fremdartige nachweisen; dazu fehlt es aber nicht allein an Zeit, sondern es ist der darin enthaltenen, zahllosen Unanständigkeiten halber, in diesen Kreisen

auch ganz unmöglich. Deshalb genüge eine kleine, erträglich Probe:

[Raumer, Vorlesungen II, S. 484—485.]

B. Die neuere Komödie

deren Hauptschriftsteller Menander und Philemon waren, giebt nicht zu allen soeben ausgesprochenen Rügen Veranlassung; denn sie hielt sich fern von politischem Boden, und durfte hochgestellte Personen nicht mehr mit bitterem Spotte an den Pranger stellen. Sie bewegt sich vielmehr in bürgerlichen und häuslichen Kreisen, erfreut sich an künstlichen Ereignissen und Verwickelungen, und an scharf gezeichneten Charakteren. Aber diese Charaktere kehren immer wieder, die Verwickelungen sind oft künstlich und unnatürlich; und nur zu oft zeigt sich (bei aller sonstigen Vollkommenheit) ein Mangel an Zartgefühl und sittlichem Sinn, welcher auch Personen verletzt, die zu zieriger Pedanterie gar nicht geneigt sind. Aber freilich hat sich die neuere und neueste Zeit, von denselben Fehlern gar nicht frei gehalten. Aus jenen griechischen Lustspielen sind nur dürftige Bruchstücke auf uns gekommen; erst die nachahmenden Römer, Plautus und Terenz, werden uns Gelegenheit geben, nochmals davon zu sprechen.

14) Die Alexandriner.

Die Ptolemäer, welche nach dem Tode Alexander's des Macedoniers Aegypten beherrschten, unterstützten die Gelehrten dergestalt, daß Alexandrien Jahrhunderte lang, der Hauptsitz der Wissenschaften ward. Aber es ergab sich schon damals daß Unterstützungen jener Art in gewissen Richtungen (z. B. für Naturforschung, Büchersammlung u. dgl.) zwar sehr heilsam wirken, Genien anderer Art, insbesondere Dichter, auf diesem Wege nicht erschaffen werden. So hat

Apollonius von Rhodos (um 250 v. Chr.).

die Argonautenfahrt episch behandelt und den Homer möglichst nachzuahmen gesucht, aber sprachlicher Fleiß und mythologische

Gelehrsamkeit können den Mangel ursprünglicher Kraft und frischer Begeisterung nicht ersetzen. Noch überladener mit unpassender Gelehrsamkeit und schwülstiger, pedantischer Rederei, sind die zuviel gepriesenen und zu oft nachgeahmten Hymnen des

Callimachus (um 250 v. Chr.).

Ein anderes Uebel, welches sich nachmals öfter gezeigt hat, war Zank und Streit, in welche von einem Fürsten begünstigte, sich nahe stehende Dichter zu gerathen pflegen: so hier Apollonius von Rhodos und Callimachus.

In dieselbe Zeit gehören die letzten Blüten hellenischer Poesie, die bukolischen Dichter, Bion, Moschus und vor Allen, der immerdar aufs höchste gepriesene

Theokrit.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die nach Form und Inhalt verschiedenen, unter seinem Namen gehenden Gedichte, wirklich von ihm herrühren; wohl aber können wir nicht verhehlen daß, unseres Erachtens, die ganze Dichtungsart zu hoch angeschlagen und zu viel bewundert wird. Diese Eclogen, Idyllen, sind, im Vergleich zu epischen und dramatischen Kunstwerken, doch nur kleine Kunststücke. Allerdings bestimmt sich der Werth eines Gedichts nicht nach seinem Umfange, allein wir finden hier bald ein bis zum Unsittlichen hinabsinkendes Verfahren, oder eine breite Darlegung des Unbedeutenden und Unnatürlichen, oder eine kränklich sentimentale Verhätschelung, welche aus der Unzufriedenheit mit den gegebenen geselligen Verhältnissen hervorwächst, aber durch erfundene, unwahre, haltungslose Schäfernaturen nicht kann zu kräftiger Gesundheit erhoben werden. — Freilich ward die Sache nicht gebessert, als man jenen ergötzlichen Kleinigkeiten gegenüber, große Epopeen, oder Lehrgedichte schrieb über Astronomie, Botanik, Jagd, Arzneikunde u. dgl.

[Lesen: Theokrit's erste Idylle (Bindemann), S. 1—3, 8—9.
III, S. 38—39.
V, S. 56—57.]

15) Die griechischen Romane.

a) Zur Zeit der höchsten politischen und wissenschaftlichen Entwickelung Griechenlands, gab es keine Romane; vielleicht weil die große Theilnahme an den vaterländischen Angelegenheiten und die außerordentliche Entwickelung und Wichtigkeit der dramatischen Dichtkunst, hinderten Blick und Theilnahme für erfundene Familiengeschichten zu gewinnen. Erst zwischen dem 3. u. 5. Jahrhunderte n. Chr. wurden die auf uns gekommenen Romane geschrieben, nämlich: Theagenes und Chariklea von Heliodor, Abrokomes und Anthia von Xenophon dem Ephesier, Klitophon und Leucippe von Achilles Tatius, Chäreas und Kallirrhoe von Chariton, Daphnis und Chloe von Longus.

b) Von Christenthum ist in diesen Werken keine Spur: es sey daß die Verfasser es nicht kannten, oder nicht kennen wollten, und sein Wesen mit dem Inhalte der Romane unverträglich erschien.

c) Das Bestreben alles Langweilige zu vermeiden und das Interesse zu erhöhen, führte zu einer Häufung von Begebenheiten, die sich bis zum Wunderbaren und Unglaublichen steigern. Neben den vielen Stürmen, Schiffbrüchen, Entführungen, Opferungen u. dgl. finden sich aber auch lehrreiche Aufschlüsse über die damaligen geselligen Verhältnisse, Sitten und Gebräuche. Allerdings kostet es einige Mühe, oder vielmehr guten Willen und Geschicklichkeit, sich in sehr fremdartige Zustände hineinzufinden; aber die Ausbeute ist doch eigenthümlicher, als wenn man viele Romane der neuesten Zeit durchlieset. Auch sind jene griechischen Romane kurz, und wohl geschrieben, so daß es noch mühseliger seyn würde, durchzulesen den Amadis des Lobeira, die Diana des Montemajor, die Clelia der Scuderi, die Pamela und den Grandison Richardson's.

d) Rühmen muß man endlich, daß die Frauen (oder doch die Heldinnen der Werke) sehr hoch, ja höher gestellt werden als die Männer, und daß Liebe und Treue der Mittelpunkt und Triumph aller jener Darstellungen ist.

e) Vielen gerühmten Idyllen und bukolischen Gedichten dürfte der reizende Hirtenroman des Longus voranstehen. Wir theilen den Anfang desselben mit.

[Lesen: S. 22—28.]

16) Beredsamkeit.

a) Die Kraft natürlicher, gedankenreicher Beredsamkeit, (wie wir sie im Perikles und Thucydides erkennen) suchten zunächst sicilische Theoretiker und Sophisten, (wie Korax, Tisias, Gorgias) zur Kunst auszubilden, und welche Irthümer und Mißbräuche sich auch hieran reihten, darf man doch um deswillen nicht den Werth und die hohe Vollendung der ächten Meister verkennen. Wir können hier nur an zwei erinnern, die jedoch unter sich sehr verschieden waren.

b) Isokrates

geboren sieben Jahre vor Platon, gestorben im 98. Jahre aus Schmerz über die Niederlage von Chäronea, war aus Bänglichkeit und Mangel an Stimme von der Rednerbühne und von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, schrieb aber eine große Zahl von Reden und stiftete eine Schule an welcher viele ausgezeichnete Männer Theil nahmen. Jene Reden zeigen zwar keine herrschende Kraft, oder erschöpfenden politischen Scharfsinn, enthalten aber viel geschichtlich Lehrreiches und erweisen einen edlen, sittlichen Sinn.[1]) Wir geben aus ihnen, eine kurze Zusammenstellung beweisender Stellen.

„Ein König sey so unbeweglich für das was Recht ist, als das Gesetz. Er strebe nicht nach der größten, sondern nach der wohlgeordnetsten, den Bürgern werthesten Herrschaft. Er wähle zu Rathgebern und Freunden nicht die, welche das Angenehmste, sondern das Heilsamste sprechen. Er befreie die Bürger von aller Furcht, und wolle denen nicht schrecklich erscheinen, welche kein Unrecht thun. Niemand wünsche den Wechsel öffentlicher

1) Großes Lob des Isokrates, siehe Platon's Phädrus am Schlusse.

Verhältnisse, denn durch solche Umwälzungen gehen die Städte zu Grunde, und die Häuser werden umgestürzt. Recht handeln ist der beste und sicherste Bundesgenosse. Rathschlage mit Bedacht, und führe das Beschlossene kräftig aus. Das Herrschen ist das Größte auf Erden und erfordert die meiste Klugheit. Die Menge der Gesetze und Beschlüsse beweiset nicht die Trefflichkeit eines Staates; sie haben keine Bedeutung ohne die Sitten. Eines Staates Seele ist seine Verfassung; sie berathet Alles, bewacht die Vortheile, und vermeidet die Unglücksfälle. Zügellosigkeit und Uebermuth erzeugt Noth, Mäßigung hingegen Wohlstand. Die Philosophie erzieht uns zum Handeln, macht uns milder, läßt uns dem Irthume kräftig entgegentreten und uns der Nothwendigkeit unterwerfen. Sterblich ist dein Körper, unsterblich die Seele; trachte darnach daß dein Ruhm unsterblich werde, wie deine Seele. Nur Weisheit ist ein unsterblicher Besitz. Beherrsche dich selbst, und halte es für das Königlichste deinen Lüsten nicht knechtisch zu dienen, sondern deinen Leidenschaften zu gebieten. Was du mit Worten anklagst, übe nicht mit der That aus. Bewundere keine Lehren, ohne darnach zu handeln. Lehre und befiehl Nichts, was du selbst übertrittst. Der Jugend sey ein Muster, und den Bürgern ein Vorbild. Wie du zum Gegenwärtigen sprichst, so denke vom Abwesenden. Wähne nicht, das Böse könne mehr nützen als das Gute; denn wo das Wort Verwerfliches bezeichnet, sind auch die inneren Kräfte und Wirkungen verwerflich. Sey tapfer im Gemüth und wohlgerüstet, aber hüte dich wieder das Gerechte im Uebermuthe aufzutreten. So behandele die Schwächeren, wie du wünschest daß du von den Stärkeren behandelt werdest; worüber du zürnest, wenn du es von Anderen erleidest, das thue ihnen auch nicht. Niemand ist beklagenswürdiger, als wer den Glauben an die verliert, denen er vertraute. Nichts sey geheim; das Gute kann und soll sich öffentlich zeigen, und nicht die sind glücklich, deren Frevel verborgen blieben, sondern die, welche keine begehen. Blieben sie aber auch verborgen, so weißt du sie doch selbst. Sey wahrhaft, daß deine Worte mehr gelten als die

Schwüre Anderer. Das schönste Opfer und die größte Gottesverehrung, ist ein schöner und gerechter Wandel."

c) Demosthenes (382—322 v. Chr.)

der größte Redner seiner, ja fast aller Zeiten, erhob sich zu dieser Höhe nicht bloß durch Naturanlage, Fleiß und Kunst, sondern vorzugsweise durch politisch-prophetische Weisheit, und einen Adel, eine Kraft und Reinheit des Charakters, dessen Glanz durch Klatschereien und Verläumdungen nicht kann verunreinigt werden. Die Geschichte seines Lebens läßt sich hier nicht erzählen, wohl aber darf der Wunsch ausgesprochen werden, daß man wenigstens seine und seines bedeutenden Gegners Aeschines Reden gegen und für die Krone lesen möge. Wie sehr seine Weisheit selbst über heutige politische Verhältnisse belehren könnte, zeigen folgende zusammengetragene Stellen.

„Wenn sich (so sprach er) irgend ein Gott bei euch verbürgte [1]) — denn ein Mensch vermöchte diese Bürgschaft nicht zu leisten —, daß, wenn ihr euch der Ruhe ergäbet und Alles geschehen ließet, Philippos nicht endlich auch euch anfallen würde, so wäre dies zwar, bei Zeus und allen Göttern, schimpflich und der Macht des Staats und der Thaten euerer Vorfahren höchst unwürdig, aus bloßer Trägheit die anderen Hellenen der Knechtschaft preiszugeben (und ich möchte bei Gott lieber sterben, als so etwas rathen); aber wenn ein Anderer es riethe und euch beredete, so sey es; hindert ihn nicht, gebt Alles preis. Wenn aber niemand so etwas glauben kann, wenn wir vielmehr Alle überzeugt sind, daß jede Eroberung die wir ihm verstatten, den Feind mächtiger und gefährlich macht: wie können wir zaudern, oder wann werden wir uns entschließen, unsere Pflicht zu thun? [2]) Welchen Zeitpunkt erwartet ihr noch? Bis euch die dringende

1) Ich habe wichtige Stellen aus verschiedenen Reden aneinander gereiht, und davon vor Jahren in Bezug auf Preußen einen damals nur zu nahe liegenden Gebrauch gemacht. Siehe Heidelberger Jahrbücher, 1809, II, 204, und meine vermischten Schriften, III, 1.

2) Demosthenes über den Chersonesos.

Noth zwingt? Und wie soll man das nennen, was jetzt geschieht? Ich wenigstens glaube, daß es für freie Männer keine dringendere Nothwendigkeit geben kann, als die ihnen die Scham über ihr eigenes Betragen auflegt.[1]) Hütet euch also, euch einen Herrn zu geben, indem ihr einen Krieg vermeiden wollt und nur zeigt daß ihr den Muth verloren habt, und doch in der Hauptsache unterzuliegen glaubt."

„Nur dadurch ist Philippos so hoch emporgewachsen, daß er immer den Unverstand derer, die ihn noch nicht kannten, betrog und zu Hülfe nahm.[2]) Seitdem Sprecher aufgekommen sind, die bei euch umherfragen: Was wünscht ihr? Was soll ich in Vorschlag bringen? Womit kann ich euch einen Gefallen erweisen? — seitdem wird dem Genusse des Augenblicks, das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht, und der Erfolg ist, daß bei jenem Alles vortrefflich, eure Sache aber schmachvoll steht. Wir zaudern und leben in schwacher Unthätigkeit und blicken auf die Nachbarn; voll Mißtrauen gegeneinander, nicht gegen den, der uns Allen Unrecht thut! Denn er, Philippos, sah ein daß alle vorliegenden Plätze gleichsam Preise sind, die für den Sieger bereit liegen, und daß der Natur nach die Güter der Entfernten den Anwesenden, die Besitzungen der Sorglosen den Thätigen und Kühnen zufallen müssen. Diesen Gesinnungen gemäß hat er sie alle in seine Gewalt bekommen, und besitzt sie zum Theil nach Kriegsrecht als Sieger, zum Theil hat er sie sich als Freunde und Bundesgenossen zugeeignet.[3]) Wir aber sitzen still und unthätig, ohne daran zu denken daß der Träge nicht einmal seinen Freunden zumuthen kann, etwas für ihn zu thun, geschweige denn den Göttern. Es ist also kein Wunder daß ein Mann, welcher selbst zu Felde zieht und arbeitet, überall zugegen ist und keinen günstigen Augenblick versäumt, daß der uns übermeistert, da wir nichts thun als zögern, Beschlüsse abfassen

1) 1., 2., 3. Philipp.
2) 1., 3. Olynth.
3) 1. Philipp.

und nach Neuigkeiten fragen.[1]) Der Krieg wird bald von dorther zu uns kommen, und wir werden das Schicksal derer haben, die auf hohe Zinsen leihen, eine kurze Zeit in Gemächlichkeit leben[2]), und am Ende ihr ganzes Vermögen verloren sehen. Wir sollen vielmehr vor allen Dingen darauf bedacht seyn, daß wir nicht hinter unserem Glücke zurückbleiben: denn es ist schimpflich, ja die höchste Schande, nicht nur die Städte und Plätze, welche wir vormals besaßen, sondern auch die günstigen Verhältnisse und die Bundesgenossen, welche das Glück uns anbietet, zu verschmähen.[3]) Der Wohlstand eines Staats liegt meines Bedünkens in der Treue, in dem Wohlwollen, in der Menge seiner Bundesgenossen; und daran seyd ihr ausnehmend arm. Dadurch daß ihr Alles so leichtsinnig nehmt und um euch her preisgebt, ist er glücklich, groß und allen Griechen und Nichtgriechen furchtbar geworden; ihr aber seht euch verlassen und herabgewürdigt; reich zwar an Allem, was man kaufen kann, aber in den Anstalten zur Erreichung nothwendiger Zwecke ein Gegenstand des Gelächters.[4]) Denn wenn die That fehlt, scheinen alle Worte eitel und leer, vornehmlich wenn sie von uns kommen; und je rüstiger wir sie gebrauchen, desto weniger finden sie bei den Menschen Glauben.[5]) Reicher an Menschen, an Einkünften, an Vorräthen als je, wird Alles unnütz, weil ihr es nicht gebraucht, wie es einem Staate von unserem Range gebührt. Selbst nur gerettet zu werden, ist Alles, was kleinere Staaten wünschen können; euch aber liegt ob, dieses zu thun. Euch haben die Vorfahren mit vielen schönen und großen Gefahren dies Ehrenamt errungen, auf euch haben sie es fortgeerbt. Wenn aber jeder müßig sitzt und nur darauf sinnt, wie er die Arbeit vermeide, so fürchte ich, daß sich niemand finde

---

1) 1. Olynth.
2) 3. Olynth.
3) 1. Olynth.
4) Ueber den Cherson.
5) 1. Olynth.

der sie übernehme, und daß wir in die Noth gerathen, Alles thun zu müssen, was wir nicht wünschen!"[1])

[Lesen: Rede über die Krone 178—185, Demosth. Vertheidigung.]

17) Philosophen.

a) Die griechische Philosophie durchläuft in einem Zeitraum von mehr als 1000 Jahren, man kann sagen alle Stufen einer irgend möglichen Entwickelung. Diese ist ferner durchaus selbständig, lückenlos, frei von fremdem, störenden, oder fördernden Einfluß, steigt von einfachen Anfängen, zur höchsten, mannigfachsten Ausbildung, und zeigt selbst in ihrem Hinsterben, noch sehr eigenthümliche, bis dahin unbekannte Gestaltungen.

[Sprüche der 7 Weisen, Raumer Vorles. II, S. 195.]

b) Die älteste, sogenannte jonische Schule (an ihrer Spitze, Thales) wandte ihre Forschung zur Lösung der schwierigsten Fragen über Welterschaffung und Weiterbildung. Sie suchte den Ursprung aller Dinge im Wasser, in der Luft, oder in eigenthümlichen Mischungen. Der Erfolg dieser Naturphilosophie mußte um so ungenügender seyn, da wir, bei außerordentlich vermehrten Thatsachen und Beobachtungen, eben nicht weiter gekommen sind.

c) Am entgegengesetzten Ende der griechischen Welt, gründete Pythagoras eine von der jonischen wesentlich verschiedene Schule, wo die mathematische Betrachtung der Welt vorherrschte, ein politischer Einfluß auf die geselligen Verhältnisse der Menschen aber zugleich gesucht, und eine Zeit lang erreicht ward.

d) Die Erforschung des Einzelnen erschien dem Parmenides und seinen Genossen (Xenophanes, Zeno, und Melissus) als untergeordnet, weshalb ihre, von der Stadt Elea in Süditalien benannte eleatische Schule, mit großem Scharfsinn ihren Blick auf das Ganze richtete und zu dem Ergebniß kam: daß wissenschaftlich, alles Vorhandene nur ein Einiges sey und bilde.

e) Die Lehre vom Eins, vom unbegränzten, unbewegten Seyn, fand Heraklit einseitig und mangelhaft. Einleuchtender

---

1) 3. Philipp.

erschien das stete, ewige Werden, das Entstehen und Vergehen, das Thun und Leiden der Dinge.

f) Weiter gehend, auflöseten Leucipp und Demokrit, diese einzelnen, mannigfaltigen Dinge, in bleibende Urbestandtheile, in Atome, durch deren Bewegung, Einigung, Trennung alles Vorhandene entstanden sey, und fernerhin entstehen und vergehen werde. Dies System hat bis auf den heutigen Tag, nur unter gewissen näheren Bestimmungen, (Modificationen) sehr viele Anhänger gehabt.

g) Dem Anaxagoras erschien diese rein mechanische Weltbildung, weder begreiflich, noch genügend; er hielt vielmehr die Einwirkung eines verständigen, geistigen Princips für unentbehrlich.

h) In diese verschiedenen, sich oft widersprechenden Richtungen, griffen die Sophisten mächtig ein, indem sie der Persönlichkeit des einzelnen Menschen, ein bisher unbeachtetes Gewicht beilegten. Ihr, in gemäßigtem Sinne, als heilsam zu betrachtender Einfluß, verwandelte sich aber in einen sehr verderblichen, sobald siejede Regel, jedes allgemeine Gesetz als störend und hemmend bezeichneten, und dem ganz willkürlichen Meinen und Belieben des Einzelnen, ausschließlich und entscheidend Recht und Macht zuschrieben.

i) Diesen schädlichen Uebertreibungen, sowie der Einseitigkeit der Naturphilosophie, trat Sokrates preiswürdig entgegen, und seine einfache Lehre, sowie sein edler Wandel, ward für Sittlichkeit und Wissenschaft gleich heilsam und fruchtbringend.

k) Weit entfernt von der tyrannischen Leitung mancher Lehrer, gestattete Sokrates jedem seiner Schüler, freie, eigenthümliche Entwickelung, und so stellten Antisthenes (der Arme) das Entbehren, und Aristipp (der Reiche) das Genießen in den Vordergrund ihrer Sittenlehre. Aber erst

l) Platon (429—348 v. Chr.) bekämpfte alle zeitherigen Einseitigkeiten, und bestrebte sich sie möglichst zu versöhnen und das Irrige vom Wahren abzuscheiden. Er reinigte insbesondere die Sittenlehre von eigenliebigen, verderblichen Auswüchsen, er-

hob die Gotteslehre auf eine zeither ungekannte Stufe und suchte für die geselligen Verhältnisse in seiner Republik ideale Auswege. Daß ihm das Letzte großentheils mißlungen sey, ergiebt sich schon daraus, daß er für den allzu aristokratisch begünstigten Theil seiner Staatsbürger, Gemeinschaft der Güter und Weiber verlangte. Eben so wenig hat Platon über das Verhältniß der Dichter und Künstler zu Staat und Sittlichkeit, etwas praktisch Brauchbares aufgestellt. Das in Athen damals Erreichte, Verwirklichte stand höher als Platons wohlgemeinte, aber einseitige und unausführbare Träumereien. Deßungeachtet wird Platon noch immer und mit Recht, bis auf den heutigen Tag, als das Haupt der Philosophen anerkannt, welche den Menschen über den Kreis bloßer Sinnlichkeit hinaus, in höhere geistigere Regionen erheben, und daselbst, als in seiner wahren Heimath ansiedeln wollen.

Die Kunst und Schönheit seiner philosophischen Gespräche ist im Allgemeinen von niemand bestritten worden, obwohl mehrere sehr trockenen Inhalts, und selbst die vorzüglicheren oft übermäßig weitläufig und voller Wiederholungen sind.[1] Daher ist es auch fast unmöglich, kurze einzelne Proben auszuheben und als charakteristisch mitzutheilen: es mag genügen hier auf das Gastmahl und den Phädon hinzuweisen. Doch wird Manchen der kurze paulinische Hymnus auf die Liebe mehr ansprechen und ergreifen, als die langen Reden in jenem Gastmahle, und die Unsterblichkeitslehre im Phädon erschien ausgezeichneten Männern so ungenügend, daß sie die Spekulation auf diesem Boden zur Seite stellten und im Offenbarungsglauben Hülfe suchten.

[Lesen: Republik, Bd. 7, S. 361—366, Höhle rc.
Phädon, 118—127, Sokrates Tod.]

m) Aristoteles.

Ein weit umfassenderer Geist als der, einer Richtung halber, göttlich genannte Platon, war Aristoteles. Denn außer

1) Siehe später ähnliche Urtheile von Montaigne und Bolingbroke.

dem Gesammtgebiete der eigentlich spekulativen Philosophie, beherrschte er den ganzen Schatz, welchen Geschichte und Natur ihm darboten. Auch begnügte er sich keineswegs mit einem bloßen Gedächtnißwissen, sondern ordnete Alles nach allgemeinen, lichtvollen Gesetzen. Er hat großentheils zuerst, oder doch mit wesentlichem Fortschritt behandelt und dargestellt, die Physik, Metaphysik, Logik, Psychologie, Ethik, Politik, Poetik, Rhetorik und Naturgeschichte. Sein Blick reicht in die weiteste Ferne, und zugleich sah er das Nächste und Kleinste. Seine Wissenschaft verkümmerte und zersplitterte nicht durch das Einzelne, sondern dies gewann Bedeutung, durch die Verbindung mit Regel, Gesetz und Zweck. Weder die kleinsten Erfahrungen, noch der täuschende Glanz unbestimmter, unpraktischer Ideale und Fantasien konnten ihn verwirren, oder verführen; er wußte die höchsten Forderungen der Spekulation, mit den Ansichten und Ueberzeugungen gewöhnlicher Menschen zu verständigen. Kunst und Wissenschaft, Sittlichkeit und Poesie (welche bei Platon in unversöhnlichem Streite leben, und sich über ihre Rechte und Ansprüche nicht einigen können) hat Aristoteles die ihnen zukommende natürliche Stelle angewiesen. So ist er auch hier, der, alle Richtungen und Ergebnisse der Vergangenheit und Gegenwart (fast möchte man sagen, auch der Zukunft) erkennende, durchdringende, ordnende und versöhnende Geist!

Selbst eine nur kurze Uebersicht des gedankenreichen Inhalts einiger Werke des Aristoteles, würde viele Stunden erfordern; doch findet sich, ein solcher Versuch, in der dritten Ausgabe meiner Vorlesungen über die alte Geschichte; hier muß ich mich begnügen aus der sehr lehrreichen Politik und der nikomachischen Ethik des Aristoteles Stellen auszuheben, welche den großen in neuern Zeiten bisweilen mißhandelten Mann, einigermaßen nach Form und Inhalt kennen lehren:

[Lesen: Buch I, Cap. 2, S. 414—415, Das höchste Gut.
— — — 3, S. 431—433, Glückseligkeit.
— — — 5, S. 455—457, desgl. und Lebenszweck.
— — — 6, S. 465—466, Thätigkeit.
— — — 8, S. 491—403, Tugend.

	Buch I,	Cap. 9,	S. 498—499,	Tugend.
	— II,	— 2,	S. 555—557,	Tugend.
	— IV,	— 3,	S. 101—105,	Geiz und Verschwendung.
	— VIII,	— 4,	S. 440—443,	Freundschaft.
	— —	— 12,	S. 477—483,	Verfassung.
	— X,	— 10,	S. 640—644,	Gesetze.
Politik	— IV,	— 11,	S. 338—348,	beste Regierungsform.
	— VII,	— 1,	S. 547—553,	Glück des Staates.

n) Nach dem Tode der beiden großen, ihre Zeit und die Nachwelt beherrschenden Häupter, Platon und Aristoteles, ward die Philosophie nach verschiedenen Richtungen allerdings noch mit Scharfsinn und Erfolg bearbeitet, doch blieb nicht verborgen daß der, mehr, oder weniger geschickte Ausbau des Einzelnen, keine erheblichen Fortschritte des Ganzen in sich schloß. So finden wir Platoniker in der Akademie, Aristoteliker (oder Peripatetiker) im Lyceum, Stoiker in der bunten Halle (Stoa pöcile), Cyniker im Kynosarges, Anhänger des Epikur in seinen Gärten.

o) Die nächsten Schüler des Platon (Speusippos sein Neffe, Xenocrates, Polemo u. A.) pflanzten unter dem Namen der älteren Akademie seine Lehren zum größten Theil unverändert fort. Die neue Akademie (Arcesilaos, 316—241 v. Chr., Karneades, 214—129 v. Chr.) nahm an: Platon sey von den enggezogenen Schranken der menschlichen Erkenntniß überzeugt gewesen; sie wandten sich deshalb zu einem gemäßigten Eklekticismus und Skepticismus, welcher allerdings mit einem Erlöschen philosophischer Zeugungskraft in Verbindung stand.

p) Anfangs blieben die eigentlichen Peripatetiker (so insbesondere Theophrast, Eudemus und Strato) allerdings die gelehrtesten, ohne die Form zu vernachlässigen, oder gering zu schätzen. Später und das ganze Mittelaltr hindurch geschah dies leider in hohem Maße, und die von Aristoteles so meisterhaft betriebene Naturforschung, setzten die Scholastiker fast ganz zur Seite.

q) Nach dem Sinken der Peripatetiker, theilten zwei Schulen die Herrschaft der gebildeten Welt, die Epikureer und die

Stoiker. So verschieden, ja entgegengesetzt deren Systeme auch waren, trafen sie doch darin zusammen, daß jedes eine Richtung bis zum Verkehrten verfolgte, die Hälfte höher hielt als das Ganze, die Beziehungen auf den Einzelnen (das Subjekt) vorherrschten, und dessen Verbindung mit Objekten, mit dem Oeffentlichen und Gemeinsamen vernachlässigten. Die Epikureer suchten allein Hülfe in dem Genusse, welchen die Außenwelt darbietet; die Stoiker in der Tugend des Einzelnen und seiner Unabhängigkeit von der Außenwelt.

r) Epikur war geboren im Jahre 342 v. Chr. (sieben Jahre nach Platon's Tode) und starb im Jahre 271. Er legte bei mündlichem Vortrage und in sehr zahlreichen (aber verloren gegangenen) Schriften, die Atomistik Demokrits und die Ethik des Aristipp, seiner Lehre zum Grunde, suchte jedoch beide auszubilden und zu berichtigen. Indeß waren jene Grundlagen viel zu einseitig und mangelhaft, als daß diese Bemühungen gelingen konnten. Die Sinnesanschauung (lehrte Epikur) bestimmt die Wirklichkeit und ist die Grundlage aller Wahrheit. Wissenschaft trägt nichts bei zur Glückseligkeit des Lebens, und nur der Nutzen bestimmt ihren Werth. Die Welt ist das Werk des Zufalls, ohne Zweckbegriff, und die Moral bloß eine empirische Klugheitslehre. Die Seele ist räumlich und wirkt im Raume; sie ist, weil aus Atomen zusammengesetzt, auch trennbar und vergänglich. Tod, das heißt Beraubung der Empfindung, kann weder ein Gut, noch ein Uebel genannt werden. Der Zufall beherrscht die Welt, und die seligen Götter haben mit den Angelegenheiten der Menschen nichts zu thun. Diese sind auf sich selbst und auf das Vergängliche beschränkt.

Wenn Platon himmelan, Aristoteles rings um die Welt führt, so führte Epikur (oder doch seine Schule) nur zu oft in Sümpfe und Moräste.

s) Die Cyniker (an ihrer Spitze Diogenes von Sinope) begnügten sich nicht mit einer wahrhaft natürlichen Lebensweise, und einer sittlichen Kräftigung gegen die Schläge des Schicksals; sondern gingen mit Aeußerungen, Sitten und Bestrebungen, bis

zu einem unschönen und fratzenhaften Aeußersten. Diogenes wies philosophische Untersuchungen weniger mit gesundem, als mit plattem Verstande zur Seite; ja selbst Mathematik, Musik und andere edle Bildungsmittel hielt er für überflüssig und unnütz. Auch zeigte sich hier neben scheinbarer Demuth, der ärgste Hochmuth; sowie gewöhnlich aus der Unterwerfung unter die eigenen Grillen, Anmaßung gegen Andere hervorgeht.

t) Einer solchen zur Roheit hinabsinkenden und dennoch hochmüthigen Weltbetrachtung und Lebensart, mußte nothwendig eine andere entgegentreten, welche vorzugsweise dem Erhabenen nachstrebte und den Menschen unmittelbar erhob; aber schon um dieses strengen Gegensatzes willen, ließ sich voraussehen, daß die Stoiker schwerlich die rechte Mitte, Tiefe und zugleich Beweglichkeit, würdigen Ernst gemildert durch innere Heiterkeit erreichen würden.

Das System der Stoiker ward allmählich entwickelt durch Zeno von Kittium in Cypern (um 300 v. Chr.), Kleanthes (um 260 v. Chr.), Chrysippus (gest. um 209 v. Chr.) u. A. Sowie Epikur sich dem Demokrit und Aristipp anschloß, so die Stoiker dem Heraklit und Antisthenes.

Sie lehrten: „der Stoff unserer Erkenntniß kommt aus den Sinneswahrnehmungen. Nichts wirkt was nicht ein Körper ist. Diese Welt ist die beste, also vernünftig. Die Stoiker (bemerkt deshalb Cicero) lehren die Welt sey Gott.“ In einem Gedichte sagt jedoch Kleanthes:

„Nimmer geschieht etwas auf Erden sonder dich, Herrscher!
Nimmer im Meer und am ätherischen Pole des Himmels,
Außer was Frevler begehen in sinnberaubter Bethörung.
Doch du verstehest es auch in Weisheit zu ordnen, was ungleich,
Ordnest was ordnungslos, und machst Unliebliches lieblich.
Also stimmest du Alles in Eins, selbst das Böse zum Guten,
Daß durch die weite Natur ein ewig herrschend Gesetz sey!“

„Tugend und Einsicht stehen in enger Verbindung, und die Richtung der Wissenschaft auf das praktische Leben ist deshalb von der höhern, ja höchsten Bedeutung. Wer eine Tugend besitzt, besitzt alle (so innig sind sie untereinander verbunden);

nicht minder sind alle Vergehungen und Laster (weil sämmtlich Abweichungen vom Rechten) unter sich gleich. Nicht auf Genuß, sondern auf Thätigkeit gründet sich die Sittlichkeit, und nichts ist gut und nützlich als das Ehrbare, nichts ein Uebel als das sittlich Schlechte. Der Schmerz ist kein Uebel, und Gleichmuth (Apathie) das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen."

Ein von der thätigen, handelnden Welt sich zurückziehender stoischer Weise, war ein kaum zu erreichendes Ideal, das zwar (wenn es sich irgendwo zeigte) Verwunderung erregen, aber nicht zur Nachahmung reizen konnte. Mit der Grundregel: ertrage und entbehre, kann man keine handelnde, vorwärts schreitende Welt zu Stande bringen, höchstens einen traurigen Leichenzug der Geschichte, nie einen freudigen, schaffenden Morgengesang. Daher nahm während der theoretischen Herrschaft des stoischen Systems, die Unsittlichkeit dennoch immer mehr und mehr überhand, und die denen eine Bekehrung noth that, fanden sich mehr von dem äußerlichen epikureischen Lebensreichthum, als von der stoischen verdrießlichen Beschränkung angezogen und meinten: „ein Ziel das die Besten nicht erreichen könnten, wollten sie sich lieber gar nicht vorstecken."

Die Stoiker hielten in ihrer stolzen Armuth, das Leben nicht einmal für ein Gut, oder hoben gar den freiwilligen Tod als den höchsten Grad der Tugend hervor. Alle dem Weltlaufe unterliegenden Stoiker, sind traurige Beweise für das Ungenügende ihrer Lehre. Für die Betrachtung des Weltganzen und die Lebensführung des Einzelnen, bedurfte man einer höheren, tröstlicheren Offenbarung.

u) Das Ungenügende, Wechselnde, sich Widersprechende der Ergebnisse philosophischer Untersuchungen, führte zu wissenschaftlichen Zweifeln, zum Skepticismus. Die merkwürdigen und scharfsinnigen Häupter dieser Schule waren Pyrrho aus Elis (etwas jünger als Aristoteles), Anesidemus (aus Knossus auf Creta) um Christi Geburt, und Sextus Empirikus um das Ende des zweiten Jahrhunderts. Sie lehrten: „nicht

durch unbedingte Wahrheit, sondern durch Gesetz und Gebrauch wird das Handeln der Menschen bestimmt. Jeder Lehre kann man eine andere mit gleichem Gewichte gegenüberstellen, weshalb man sich alles Urtheilens enthalten, Gutes und Böses nicht allzu wichtig nehmen und überschätzen soll. Auf diesem Wege erreicht man das höchste Ziel, die vollkommen beglückende Seelenruhe, oder Ataraxie. Alle spekulativen Wissenschaften sind ungewiß und unbegründet." — Lob verdient die Mäßigung, heitere Ruhe, Bescheidenheit und Unermüdlichkeit der Skeptiker; wogegen ihre Geringschätzung alles Menschlichen und ihre fast nur verneinenden Ergebnisse, der Vernunft und dem Gemüthe gleichwenig genügten, und die ursprünglichen, unvertilgbaren Bedürfnisse gering zu achten, ja selbst die Wissenschaft zu verschmähen schienen.

v) Die späteren Akademiker hatten die Andeutungen Platon's über das Unzureichende der menschlichen Erkenntnisse in den Vordergrund gestellt, Plotin[1]) die Neuplatoniker ergriffen dagegen das Mystische seiner Lehre, als ihren wahren Mittelpunkt und die rechte Lebensquelle. Sie wollten (über alle Ergebnisse früherer Dogmatik hinaus) den Menschen (mit Zurücksetzung vernünftigen Denkens und Handelns) durch Ascetik, Mystik und Magie zu unendlich höheren Zielen, zu einem Anschauen Gottes, ja zu einer unmittelbaren Vereinigung mit ihm führen. Es war bei ihnen mehr Fantasie als Nachdenken, mehr Glaube als Erkenntniß, und die Verbindung mit gewissen düstern, morgenländischen Vorstellungen mußte von nützlicher Thätigkeit hinwegführen und den Lebensmuth vermindern.[2])

Seit Thales und die jonische Schule, erhebt sich die Entwickelung der griechischen Philosophie in mannigfaltiger Weise, und erreicht mit Platon und Aristoteles ihre größte Höhe.

---

1) Plotin stirbt 270 n. Chr.

2) Philo (um die Zeit Christi) ein gelehrter Jude in Alexandrien, suchte Griechisches und Orientalisches zu vermitteln, hatte auch wohl Einfluß auf die weitere Entwickelung des Christlichen.

Später zerfällt das Ganze in mehrere, keineswegs uninteressante Theile und Richtungen. Die Geschichte der mittleren und neueren Philosophie zeigt nicht bloß wie man das Aeltere benutzte, sondern wie man sich auch neue Aufgaben stellte und sie mehr oder minder glücklich lösete.

Gewiß war es ein sehr großes Glück, daß die Entwickelung der griechischen Philosophie weder durch weltliche, noch kirchliche Gewalt dauernd eingeengt, gestört, oder willkürlich umgestellt wurde.

17) Die Geschichtschreiber.

a) Die Reihe der namhaften, griechischen Geschichtschreiber, beginnt mit Herodot von Halikarnaß (um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr.) und schließt mit Zosimus in der Mitte des fünften Jahrhunderts n. Chr. Ja rechnet man hinzu alle bis auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453 n. Chr.) uns erhaltenen byzantinischen Geschichtschreiber, so dehnt sich jener Zeitraum erstaunenswürdiger, litterarischer Thätigkeit beispiellos bis gegen 2000 Jahre. Hingegen umfaßt der Zeitraum großartiger geschichtlicher Schriftstellerei der weltbeherrschenden Römer fast nur 200 Jahre.

So wie Homer unter den Dichtern, steht Herodot als der älteste und zugleich würdigste unter den auf uns gekommenen Geschichtschreibern. Die Jugend der Welt fand an ihm den unbefangensten, einfachsten und schärfsten Beobachter und Darsteller. Er ist in seiner Art noch nicht übertroffen worden; obgleich dieselbe keineswegs für alle Zeitabschnitte der Weltgeschichte paßt, und schon sein nächster Nachfolger, Thucydides, anders schrieb und schreiben mußte.

Das Epos des Herodot trägt uns in mildem Fluge über alle Länder und Völker der Erde dahin, und zeichnet den bunten Wechsel der Natur, der Sitten, der Bestrebungen. Von lange lebenden Aethiopen führt es zu den in sich geschlossenen Aegyptern, zeigt wilde Stämme zur Seite, läßt geheimnißvolle Blicke in das undurchdrungene Afrika thun, deutet über Syrien,

Babylon, Susa, über wachsende und fallende Reiche hinwegeilend, Indiens Wunder an, und stellt endlich in die Mitte dieses Weltkreises, als das Herrlichste, das hellenische Leben und die Kämpfe der Freiheit hin.

Dagegen richtet des Thucydides Werk alle Kräfte des Gemüths auf einen festen Punkt, die Geheimnisse unserer Brust werden uns offenbar; es wird offenbar was ein großer Wille, was Anstrengung, Ausdauer vermöge, was lose Willkür und Uebermuth bereite. Wenn im Herodot alles Werk höherer Leitung, himmlische Fügung, wenn Alles nur zu geschehen scheint; so erhebt Thucydides den Glauben, daß der Mensch sein Schicksal in seiner Hand halte, und die Götter mit oder gegen ihn sind, nach seinem Thun. Die größten Verhältnisse der Menschen zu Menscheu, die größten und kleinsten Triebfedern des lebendigsten aller Wesen, des Staats, treten mit Sonnenklarheit hervor, und die bewundernswerthe Unparteilichkeit und Kraft der Rede reißt uns hin zu Gefühlen und Entschlüssen, welche des unbewegten Gemüthes Kraft weit zu übersteigen scheinen.

[Lesen: Herodot Band I, Buch 1, Cap. 30—32, S. 21—26, Solon und Crösus.
Thucydides Bd. I, Buch 2, Cap. 34—43, S. 166—174, Perikles Leichenrede.
Bd. I, Buch 3, Cap. 82—84, S. 312—316, Ausartung.
Bd. I, Buch 2, Cap. 47—53, S. 178—184, Pest.]

Als den dritten großen Geschichtschreiber nennt man in der Regel Xenophon (welcher des Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges fortsetzte): gewiß aber steht er seinen beiden Vorgängern weit nach, und nur die Erzählung vom Rückzuge der 10,000 Griechen (welchen er selbst leitete) zeigt unmittelbare Lebendigkeit und Darstellungskraft. Seine politischen und philosophischen Schriften (die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die Cyropädie u. A.) sind ebenfalls eigenthümlich und merkwürdig, obgleich sie ihn nicht in die Reihe der eigentlichen Philosophen erheben. Die harmonische Ausbildung seiner Natur

hat ihm von jeher viele Freunde gewonnen, ohne ihn jedoch gegen den Vorwurf der Parteilichkeit zu schützen.

[Lesen: Vertheidigung des Sokrates, S. 632—634.
Tod des Theramenes, S. 1667—1669.
Schlacht bei Mantinea, S. 2000—2004.]

b) Zur Zeit Philipp's, Alexander's und der ersten Ptolemäer lebten Ephorus, Theopompus, Philistus, Timäus u. A.; aber ihre geschichtlichen Werke sind bis auf geringe Bruchstücke verloren gegangen.

c) Polybius (st. 122 v. Chr.), ein Freund des jüngeren Scipio Afrikanus, schrieb eine Universalgeschichte jener Zeit in 40 Büchern, von denen aber nur fünf ganz, und Einiges in Bruchstücken erhalten ist. Ihm fehlt allerdings die höchste Kraft und Schönheit der Darstellung, aber kaum ist ein Geschichtschreiber verständiger und belehrender: deshalb nannte man ihn einen pragmatischen Geschichtschreiber, und er fand auf seinem Wege viele Nachahmer.

[Polybius I, C. 1—2, Einleitung, S. 23—26.]

Auch von den Werken des

d) Dionysius von Halikarnaß (bis 55 v. Chr.) über die altrömische Geschichte sind nur einige Bücher auf uns gekommen; sie verdienen aber der Gelehrsamkeit und des kritischen Bestrebens halber großes Lob.

[Lesen: Buch I, C. 1—3, S. 13—17.
Buch IV, C. 9—11, S. 405—414, Servius Tullius.]

e) Zur Zeit des Augustus lebte Diodor von Sicilien und empfiehlt sich, ungeachtet einzelner Irthümer, welche sich in seinem universalhistorischen Geschichtswerke finden, sehr durch einfache Darstellung und lehrreichen Inhalt.

f) Josephus ein Jude, der zur Zeit des Vespasian lebte, beschrieb jüdische Alterthümer und den Krieg welcher mit der Einnahme Jerusalems durch Titus endete. Für ältere Zeiten schließt er sich den biblischen Schriften an, für die Geschichte der neuern Ereignisse war er Theilnehmer und Augenzeuge. Von

[Lesen: jüdischer Krieg II, C. 8, S. 243—252, jüdische Sekten.

g) Plutarch aus Chäronea (st. 130) besitzen wir eine in ihrer Art einzige Reihe von Lebensbeschreibungen der berühmtesten Griechen und Römer. Seine Erzählung ermangelt nicht selten einer strengen Anordnung (ohne fremdartige Abschweifungen), seine Kritik der benutzten Quellen läßt Manches zu wünschen übrig; deßungeachtet wird jedes unbefangene Gemüth beim Lesen jener, ungemein reichhaltigen und lehrreichen Biographien zu Theilnahme und Begeisterung fortgerissen. Eine große Zahl anderer, meist philosophischer Schriften, zeigt nicht minder Plutarch's Gelehrsamkeit und edle Gesinnung, und ist nach dem Verluste so vieler anderen Werke dieser Art, doppelt wichtig.[1])

h) Appian (um 150 n. Chr.) bemerkte mit Recht, daß in allen geschichtlichen Werken, das weltbeherrschende Rom fast ausschließlich in den Mittelpunkt gestellt ward, jedes andere Land dagegen unberücksichtigt blieb. Deshalb giebt er uns sehr lehrreiche Spezialgeschichten der einzelnen, von den Römern eroberten Reiche und läßt dann eine Erzählung der furchtbaren römischen Bürgerkriege folgen.

i) Arrian (st. um 160 n. Chr.) entwarf nach den besten ihm zugänglichen Quellen und in einem preiswürdigen Style, die Geschichte Alexanders des Macedoniers.

k) Dio Cassius (st. um 230 n. Chr.) schrieb eine römische Geschichte seit Erbauung der Stadt bis auf seine Zeit. Von 80 Büchern ist aber weit der größere Theil verloren. Weitläufige Reden und allerhand abergläubige Berichte stören allerdings nicht selten den Eindruck; dennoch verdient das Werk das Studium Aller, die sich genauer unterrichten wollen.

l) Herodians (um 230 n. Chr.) Geschichte der römischen Kaiser, vom Tode des Mark Aurel, bis zur Regierung der Gordiane, gehört zu den bessern Werken, und übertrifft ohne Zweifel die lateinischen Geschichtschreiber der späteren Kaiserzeit.

---

1) Sehr lehrreich ist des Pausanias (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) Reise durch Griechenland, obgleich ein Mann von größerem Talente, damals viel mehr würde gegeben haben.

m) Julian's Cäsaren sind mehr eine kritische Spottschrift, als eine eigentliche Geschichte seiner Vorgänger.

n) Zosimus römische Geschichte, von der Zeit Augusts bis 410 n. Chr., ist von christlichen Beurtheilern oft unbillig getadelt worden. Es bleibt, trotz einzelner Mängel, ein wohlgeschriebenes, lehrreiches, der Wahrheit nachstrebendes, und sie meist erreichendes Werk.

Es ist erstaunenswürdig, oder vielmehr Beweis der tieferen, durchgreifenden Bildung, daß so viele Griechen, wenigen Lateinern gegenüber, die römische Geschichte bearbeiteten und nicht bloß der Zahl, sondern auch dem Werthe nach, oft voranstehen. — Eben so bringen

18) Lucians

mannigfaltige Schriften (ernst und scherzhaft, geschichtlich und philosophisch, kühn und witzig) das Uebergewicht auf die Seite der Griechen. Nicht minder stehen in der ersten Reihe die

19) Geographen

Eratosthenes (um 220 v. Chr.).
Hipparch (160 v. Chr.).
Strabo, zur Zeit des Augustus. Die

20) Mathematiker

Euklid (300 v. Chr.).
Archimed (200 v. Chr.).
Ptolemäus (140 n. Chr.). — Die

21) Aerzte

Hippokrates (st. 370 v. Chr.).
Aretäus von Kappadocien (um 50 n. Chr.)
Galen (st. 200 n. Chr.).

Es liegt uns nicht ob, die Geschichte der zuletzt genannten Wissenschaften zu entwickeln; vielmehr genügt es einige Meister genannt zu haben, welche nicht minder groß waren und denkwürdig bleiben, als die welterleuchtenden Dichter, Redner, Phi-

losophen und Geschichtschreiber, welche in der reichsten aller Litteraturen, der griechischen, uns belehrten und begeisterten!

[Lesen: Plutarch, Solon bei Thales, C. 6—7, S. 228—230.
— und Pisistratus, C. 29—31, S. 267—271.
(Neander, Kirchengesch. I, S. 34—36.)
Camillus, Cap. 17—18, S. 378—381.
Cap. 22—23, S. 387—390.

Diodor I, C. 1—4, S. 9—16, die Einleitung.
II, C. 44—46, S. 221—224, Amazonen.

Appian: a) VIII, C. 128—133, S. 470—476, Karthago's Untergang.
b) Bürgerkriege I, C. 95—96, S. 999—1001, Syllas Proscription.
c) Buch IV, C. 5—15, S. 1375—1386, Antons Proscription.

Arrian: a) Buch VI, C. 9—10, S. 419—424, Die Maller.
b) — VI, C. 12—13, S. 427—430, Alexander's Verwundung.
c) Charakter VII, C. 28—30, S. 554—558.

Dio Cassius: a) Fragmente, Band I, No. 135—137, S. 95—102, Sylla.
b) Buch 57, C. 1, S. 396—398, Tiber.
c) — 69, C. 7, S. 278—279 u. 280—282, Hadrian.
d) Buch 76, C. 12, S. 489—491, Britannien.

Herodian: a) Buch I, C. 14—15, S. 44—48, Commodus.
b) — II, C. 4—6, S. 65—75, Pertinax.
C. 12, S. 89—90.
c) — IV, C. 8—9, S. 163—166, Caracalla.

Zosimus: a) Buch II, C. 15—16, S. 146—149, Maxentius.
b) — II, C. 29—30, S. 168—172, Constantin.
c) — V, C. 23, S. 147—148, Mönche.
d) — V, C. 39—41, S. 178—184, Alarich.
e) — I, C. 50—56, S. 84—92, Zenobia.]

V. Die Römer.

1) Die römische Litteratur ist weder so alt, noch so ursprünglich und eigenthümlich (originell), noch so mannigfaltig, noch durch viele Jahrhunderte erzeugend, noch im Allgemeinen so vortrefflich und werthvoll wie die griechische. Dennoch war und bleibt sie von der höchsten Bedeutung, theils durch die große Macht des römischen Volkes, theils durch die Kraft und den langen Gebrauch der Sprache, theils durch die Vollkommenheit in einzelnen Richtungen. So stehen einige der römischen Geschichtschreiber, den griechischen gleich, und die Jurisprudenz ward von den Römern viel gründlicher, scharfsinniger und umfassender ausgebildet, als von den Griechen.

2) Die Römer wurden durch ihre volksthümliche Natur, weit bestimmter zu einer praktischen und handelnden Richtung und Thätigkeit hingewiesen, als die Griechen. Deren freie, willkürliche Benutzung der Muße, brachte andere und mannigfaltigere Früchte, als die bei den Römern vorherrschende Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten und das unruhige Leben auf dem Forum.

3) Die römische Litteratur entwickelte sich erst spät, zu einer Zeit wo das Volk schon Großes vollbracht hatte, aber auch schon von Ausartung ergriffen war. Der schöne, wahrhaft Treffliches erzeugende Zeitraum der römischen Litteratur umfaßt kaum 200 Jahre, von Cicero bis zum Tode des Trajan.

4) Die älteste römische Schriftkunde findet sich erst 300 Jahre nach Erbauung der Stadt, 450 Jahre vor Christus in den Zwölftafelgesetzen. Aber auch hier zeigt sich schon griechische Einwirkung.

5) Zweihundert Jahre später übersetzte und änderte Livius Andronikus, ein Grieche aus Tarent, griechische Lustspiele und wohl auch die Odyssee; er beschrieb den punischen Krieg

in Versen. Eigenthümlicher und mehr italisch waren die scherzhaften, dialogisirten Darstellungen und Possen, welche Fescenninen und Atellanen genannt wurden, nach zwei Orten in Etrurien und Campanien.

6) Rom wuchs ohne Zweifel aus Ackerbau und Krieg empor; Mythen und Sagen sind dürftig, oder fehlen ganz. Die neuen Behauptungen: Rom sey gleich Anfangs eine Handelsstadt gewesen, und große Heldengedichte wären durch spätere Geschichtschreiber aufgelöset und verdorben worden, sind bis jetzt unerwiesen und wohl unerweislich.

7) Die römische Prosa ist in ihrer Art vollkommener ausgebildet, als die Dichtkunst; diese arbeitet sich nachahmend erst allmählig empor, während sie bei den Griechen sogleich in höchster Vollkommenheit auftritt. Deßungeachtet ist es rathsam, daß wir unsern näheren Bericht mit den Dichtern beginnen.

8) Man kann die römische Litteraturgeschichte in drei Theile zerfällen:

a) von Livius Andronikus (240 v. Chr.) oder Ennius (etwa 150 v. Chr.) bis Augustus, 14 n. Chr.

b) Von Augustus bis Mark Aurel, 180 n. Chr.

c) Bis Cassiodor, um 500 n. Chr.

9) Ennius, aus Rudiä in Campanien (st. 169 v. Chr.) ist der erste römische Dichter, welcher als ein würdiger Chorführer anerkannt ward. Er verbesserte die Verskunst, hauptsächlich durch Einführung des Hexameters, schrieb Satyren, Lehrgedichte, Tragödien; vor Allem aber entwarf er Annalen seit Erbauung Roms, welche von Einigen als ein großes, nationales Epos bezeichnet werden, Andern aber nur für eine, poetisch etwas ausgeschmückte Chronik gelten. Es bleibt schwer aus den wenigen erhaltenen Bruchstücken, ein vollgültiges Urtheil zu begründen. Denn obgleich kaum zu bezweifeln ist, daß die Größe römischer Thaten zu dichterischen Ergüssen nahe Veranlassung gab, so wäre doch ein vollkommen nationales, das Volk ergreifendes Epos, wohl so wenig verloren gegangen wie die Ilias und Odyssee.

10) Mehr wissen wir von den römischen Lustspieldichtern: **Plautus** aus Sarsina in Umbrien (st. 184 v. Chr.) und **Terenz** aus Karthago, der Freund des jüngeren Scipio (st. 161 v. Chr.). Von jenem sind 20, von diesem sechs Lustspiele noch vorhanden. Das herkömmliche Urtheil der Philologen lautet: Plautus ist witziger, ergötzlicher, römischer als Terenz; dessen Lustspiele sind dagegen besser organisirt und schicklicher abgefaßt. Dieser Beurtheilung müssen wir hinzusetzen.

a) In den Lustspielen des Plautus wird zwar hie und da genannt ein römisches Thor, eine römische Straße, ein römischer Beamter; dies kann aber die meist unrömische Sitte und Handlungsweise nicht umgestalten, und das aus dem sinkenden Hellas herübergenommene Tadelnswerthe nicht in ächt Römisches verwandeln. Terenz macht auch nicht einmal einen entfernten Versuch seine griechischen, genau nachgebildeten Urbilder zu romanisiren.

b) Die plautinischen Lustspiele sind noch sehr unvollkommen organisirt: unzählige Monologe, kahle unbezeichnende Oertlichkeiten, unpassendes Kommen, Gehen und Zusammentreffen, häufiges Beiseitesprechen u. s. w., erweisen die noch nicht überwundene Ungeschicklichkeit dramatisch zu gestalten.

c) Bis zu wahren Persönlichkeiten, zur rechten Individualisirung sind die Charaktere selten herausgebildet: man bietet uns meist nur mit Namen versehene Begriffe, welche unzählige ähnliche Leute (nur in verschiedene Situationen versetzt) unter sich begreifen können und begreifen.

d) Diese wandelnden Gesammtpersonen werden fast nirgends bis zu einer geistreichern, schöneren Komik, oder wahrhaft poetisch in Thätigkeit gesetzt. Prahler, Schlemmer, Schmarotzer, betrügende Sklaven, sittenlose Verschwender, Kuppler, liederliche Mädchen, füllen fast den ganzen Kreis der auftretenden, im ächten Sinne unpoetischen, ja unwürdigen Personen.

e) Ueberall sind die Geschlechtsverhältnisse in geringer Weise aufgefaßt, und nicht bloß erkünstelte Dezenz wird verletzt, sondern auch ächte Sittlichkeit und Humanität. Terenz (den man

um Latein sprechen zu lernen, sonst mit Unrecht viel in Schulen las) steht in dieser Beziehung nicht höher als Plautus. In der Hechra und dem Eunuchen dreht sich das Ganze um die unsittlichsten Beschlüsse und Thaten. Das Aussetzeu der Kinder erscheint als etwas Alltägliches, und im Selbstpeiniger (Heautontimoroumenos) beruht die Verwickelung auf einem kalt verabredeten und genehmigten Kindermorde. Daher hat Limburg-Brouwer ganz Recht wenn er sagt: (Civilisation des Grecs II, 70): Avec toute la décence du langage de Terence, la manière dont il traite ses sujets, est bien plus nuisible aux bonnes mœurs, que celle dont Aristophane débite ses grossièretés licencieuses.

f) Das neuere Lustspiel steht dem alten, in sehr vielen Beziehungen gewiß voran. Man stelle den 20 plautinischen Komödien, 20 von Calderon und Moliere, oder eine geringe Zahl Shakspeares entgegen, und es dürfte leicht werden zu beweisen, daß hier die Fabeln reicher sind, die Charaktere mannigfaltiger und individueller, der Witz treffender, die Handlung sittlicher und edler, und der Scherz dennoch lustiger und ergreifender.

Bei diesen Verhältnissen ist es gleich schwierig kürzere oder längere Stellen zur Mittheilung auszuwählen. Nur der eigenthümliche Prolog zum Pönulus mag eine Ausnahme machen.

[Lesen: Meierotto, Sitten der Römer I, 117—120.]

11) Von römischen Tragödien ist viel die Rede, aber keine wahrhaft und volksthümlich römische hat sich erhalten, und die welche den Namen des Seneka tragen, werden wohl am meisten von Beurtheilern gepriesen, welche sich durch einzelne, unpassende Sentenzen bestechen lassen, und Schwulst mit erhabener Poesie verwechseln.

12) Es ist ein großer, jedoch durch die Zeitfolge veranlaßter Sprung, von mittelmäßigen dramatischen Versuchen, zu einem hochgerühmten Lehrgedichte. Unabweislich drängt sich aber die Frage hervor, ob das direkte, unmittelbare Lehren, eine wahre Aufgabe der Dichtkunst sey? Gewiß giebt es eine große Zahl mißlungener Lehrgedichte, und kaum Einzelne werden

glauben, man könne in dieser Richtung das Höchste der Poesie erreichen. Wenn sich jedoch mit ihrer Hülfe das Lernen erleichtern und verschönern läßt, so darf man um jenes Mißlingens willen, nicht jede Unternehmung dieser Art unbedingt verdammen. Vielmehr läßt sich alsdann behaupten: daß wohl unter allen Lehrgedichten, das des Lucretius Carus (99—55 v. Chr.) über die Natur der Dinge, den größten Stoff behandele und den ersten Rang einnehme.

Hiegegen wird erinnert: Lukrez habe das mangelhafteste und trockenste der griechischen philosophischen Systeme, das des Demokrit und Epikur zu verherrlichen gesucht, und schon dadurch sich ein dichterisch unerreichbares Ziel vorgesteckt. — Zur Antwort: jenes System genügt allerdings nicht den höhern geistigen Forderungen und Bedürfnissen der Menschen, allein aus platonischen Fantasmen, oder mit Schwebeln und Nebeln, ohne Thatsachen und Beobachtungen, läßt sich noch weniger objektiv etwas erzeugen, ordnen, und darstellen. Lukrez hat mit einer ächt römischen Kraft und Begeisterung (welche sich über die seiner bewunderten Lehrer weit erhebt) unzählige Thatsachen mit ungemeinem Scharfsinn zusammengestellt und wissenschaftlich so weit begründet als es damals irgend möglich war; er hat dem Trockensten (z. B. der Atomenlehre) Leben eingehaucht, und noch jetzt werden Sachverständige seinem Werke mit Nutzen ihre Aufmerksamkeit schenken. Denn der Atomismus spielt bis auf den heutigen Tag, in der Physik und Chemie eine große Rolle, und wenn er manche ältere Abwege zu vermeiden sucht, ist er an anderer Stelle vielleicht noch willkürlicher und weniger folgerecht.

Die Psychologie fehlt im Lukrez nicht so ganz wie in mancher neuern Schule, und seine gegen persönliche Unsterblichkeit aufgeführten Gründe, sind in philosophischer Weise noch nicht genügend widerlegt worden, haben aber (wie ich schon erwähnte) oft die Behauptung hervorgetrieben: nur mit Hülfe des Offenbarungsglaubens lasse sich hier ein sicherer Boden gewinnen.

Außer Lukrez haben allein Aristoteles und Plinius der ältere, der Natur, dem Kosmos, eine großartige, erfolgreiche

Thätigkeit zugewandt. Obgleich jener verschmähte durch herbeigekünstelte Episoden das Interesse seines Gedichts zu erhöhen, weiß er doch durch die Wahrheit und Kraft seiner Begeisterung für Alles Theilnahme zu erwecken; — ja den Adel und die Größe seines Charakters müssen auch Gegner seiner Lehren anerkennen.

[Lesen: Buch I, S. 1, Vers 1—20, Anrufung der Venus.
— S. 5—7, Iphigenia.
— S. 13—14, die Winde.
Buch II, S. 51, Vers 1—19, weises Leben.
— S. 89—90, Wunder.
Buch IV, S. 193, Urtheile Verliebter.
Buch V, S. 256—258, die Weltalter.

13) Von Lukrez, dem ernstesten, charakterstärksten, oft angegriffenen Dichter, wenden wir uns zu den weichen, schmachtenden, klagenden, allgemein bewunderten **Elegikern**: **Catull** (geb. 86 v. Chr.), **Tibull** (st. 19 v. Chr.), **Properz** (st. 15 v. Chr.); — im Ganzen demselben Zeitalter angehörend, wo Lebenskraft und Würde der Republik bereits ganz geschwunden war, und durch die Alleinherrschaft hindurch, sich die Möglichkeit arger Tyrannei vorbereitete. Begeisterung für ältere Formen, oder gewaltige Thaten, zeigt sich nur ausnahmsweise bei diesen Dichtern (z. B. im Catull): das Meiste läuft hinaus auf wenige eigenthümliche Gedanken, und zahllos sich wiederholende, subjektive Gefühle. Etliche Philologen haben die Verschiedenheit der Genannten, scharfsinnig und umständlich nachzuweisen gesucht, nämlich die Anmuth in den Miniaturgedichten Katulls, die gefühlvolle Einfachheit Tibulls, die lebensbegierige und zugleich übergelehrte Begeisterung des Properz. In Wahrheit verbindet derselbe rothe, subjektive Faden, diese Schule der Elegiker.

Es wäre einseitig und thöricht die gesammte Litteratur nach der Denk- und Gefühlsweise junger Mädchen zuschneiden zu wollen, und Alles zu verdammen was darüber, daneben, oder darunter liegt. Gedichte, insbesonders Liebesgedichte, wo Seelisches und Geistiges gar nicht, oder höchstens in kläglichen und beklagenswerthen Augenblicken zum Vorschein kommt, sind gewiß

tadelnswerth. Vergessen aber soll man andererseits nicht, daß Leib und Seele eben zueinander gehören, und Gedichte an halb, oder ganz erfabelte, unwirkliche Frauen und Mädchen, wie man sagt, weder Hand noch Fuß haben.

Möchte man aber gern der Begeisterung (z. B. des Properz) folgen, so ergiebt sich abschreckend, daß der Gegenstand der Gedichte oft unwürdig war, und der sich hingebende, oder getäuschte, oder nach leichtsinnigem Jubel verzweifelnde Schwächling, kaum des Mitleids werth ist!

Wenn Goethe ein Nachahmer des Properz genannt wird, so steht er doch als Dichter weit höher, da Zank, Untreue und Gemeinheit, uns nicht von ihm erkältend in Versen aufgetischt wird.

[Lesen: Catull: S. 3, Tod des Sperlings.
S. 85, Herzenskampf.
Tibull: Bd. I, Eleg. 1, V. 1—44, Genügsamkeit.
Bd. I, Eleg. 3, V. 35—50, Weltalter.
Properz: S. 81, Zank.
S. 103, Cynthias Stolz.

14) Ovid (geb. 44 v., gest. 17 n. Chr.) wird oft in der Nähe, oder als Genosse jener Elegiker aufgeführt, ist aber wesentlich von ihnen unterschieden. Von Natur und durch Bildung war er eine weit reichere Natur, welche aus unwiderstehlichem Triebe, mühelos die mannigfaltigsten dichterischen Werke erschuf, Sprache und Form auf die seltenste Weise beherrschte, und in Klarheit, Anmuth und Gewandtheit der Darstellung kaum je übertroffen ward.

Seine Schattenseiten sucht er nie heuchlerisch zu verstecken (so spielt bewegliche Sinnlichkeit allerdings eine große Rolle); wenn er aber die Kunst zu lieben lehrte, stellt er Mittel gegen die Liebe sogleich daneben. Es fiel ihm nicht ein (wie Petrarka) eine kaum jemals gesehene Geliebte unermüdlich zu besingen; und den schweren Irthum jener Elegiker, geringhaltige Personen zu überschätzen und ihrethalben zu verzweifeln, hat er sich wohl nie zu Schulden kommen lassen. Wenn er später, aus seiner

(durch Zufall, oder Schuld veranlaßten Verbannung) aus Tomi, an der äußersten Grenze der römischen Welt, die bittersten Klagen ertönen läßt, so betrafen diese nicht eine einzelne ermattende Liebelei, sondern den Verlust des einzigen, glanzreichen Roms, mit allen seinen geistigen Schätzen und geselligen Freuden. — Selbst den römischen Kalender verstand Ovid in Poesie zu übersetzen, und in den, bis auf den heutigen Tag von Jung und Alt mit Vergnügen gelesenen Metamorphosen, hat er den fast unübersehbaren mythologischen Reichthum zwar nicht zu einem geschlossenen Systeme verarbeiten können, wohl aber die vielen Einzelnheiten aufs Mannigfaltigste und Lebendigste, wie Perlen an einem glänzenden Faden aufgereiht.

[Lesen: Metamorph. I, V. 89—150, die Weltalter, S. 9—12.
Bd. 1, IV, V. 55—165, Pyramus und Thisbe, S. 109—113.
Bd. 2, VIII, V. 183—235, Dädalus und Ikarus, S. 78—80.
Bd. 2, X, V. 1—63, Orpheus, S. 143—145.
XV, V. 869—877, Schluß, S. 169.]

15) Kaum hat je ein Dichter so großen und allgemeinen Beifall gefunden wie Virgil, von seiner Zeit bis zu der Dantes, bis auf unsere Tage. Niemand läugnet er sey sittlich, bescheiden, kunst- und geschmackvoll, ein sorgfältiger Beobachter der Natur, ein edler Freund seines Vaterlandes, den Hochgestellten befreundet, ohne ihr Schmeichler zu seyn. — Diesem allgemeinen Urtheile darf man hinzufügen:

a) Die Ecclogen schließen sich den früher entstandenen und gerühmten an, sind also zum Theil erkünstelt, und haben außerdem oft Nebenzwecke welche den einfachen Eindruck stören.

b) Die vier Bücher vom Landbau gelten Vielen für das vollkommenste Werk Virgils: sie zeigen Einsicht, Beobachtungsgeist und Darstellungsgeschick; aber unserer Ansicht nach ist (wie gesagt) das Lehrgedicht keine Dichtungsart höchsten Ranges, und wenn gleich der Landbau ansprechender erscheint als die allgemeine Natur der Dinge, bricht doch bei Lukrez an vielen Stellen

eine tiefere und ergreifendere Begeisterung hervor, als bei Virgil.

c) Daß die Aeneis (über welche Virgil vielleicht selbst zu streng urtheilte und sie als unvollendet vertilgen wollte) als Dichtung höher stehe wie die Ilias, wird jetzt kaum noch behauptet. Anerkennen muß man daß Virgil sich vom alexandrinischen Schwulst und unpassender Gelehrsamkeit fern hält, Altitalisches richtig fühlend aufnimmt, Sagen von Troja, Karthago und Rom geschickt verbindet; — allein in dem Haupthelden, dem frommen Aeneas, ist der Stammvater weltbeherrschender Römer nicht zu erkennen, die erfundene Grundlage konnte den Mangel alles wahrhaft Geschichtlichen nicht ersetzen, und ein Kunstwerk mit Recht wohl Kunstkenner erfreuen, am wenigsten aber durch die letzten schwächeren Bücher, dauernde Theilnahme und Begeisterung in einem ganzen Volke erwecken.

[Lesen: 1. Eccloge den Anfang.
Landbau: 1. Buch das Inhaltsverzeichniß.
Aeneis: Buch 2 u. 4 bei Schiller, Band 3.
— Buch I, V. 102—119, Sturm.
— Buch IV, V. 636—664, die Seligen.]

16) Das Leben und die Schriften des Horaz haben zu sehr abweichenden Beurtheilungen, zu höchstem Lobe und zu bitterem Tadel Veranlassung gegeben. Gewiß hat er sich ohne Heuchelei dargestellt, wie er war. Hieraus ergiebt sich sogleich daß er keineswegs allen Einflüssen und Richtungen der Außenwelt entgegentreten, keineswegs sich der Strenge des Stoicismus unterwerfen, oder in die Fantasien der Platoniker versenken wollte.

Wie in allen römischen Dichtern (fast nur mit Ausnahme des Virgil) finden wir auch im Horaz allerhand Unanständigkeiten; es ist aber kein Grund vorhanden ihn deshalb härter anzuklagen, als Andere. Mag sein Leben und seine Lebensweisheit auch nicht überall den höchsten Forderungen entsprechen, ist er doch nie in die niedrigen Regionen gewisser Schulen und Lebemänner hinabgesunken, und manche seiner Kernsprüche und Lehren werden künftig, wie zuvor, beliebt bleiben. Horaz ist,

trotz alles Widerredens, eine bedeutende, mit großen Talenten begabte Persönlichkeit.

Von Pindar spricht Horaz selbst mit höchster Achtung: aber Pindar ist, ungeachtet dieses wohlverdienten Lobes und theilweiser Erhabenheit, ein oft willkürlicher, und noch öfter ein unverständlicher, unpopulärer Dichter. Wer hat von ihm gesagt: er ist mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter? — während unzählige, gebildete Männer seit 1800 Jahren über Horaz so dachten und fühlten.

Dennoch bleibt es schwer die gedankenreichen, in gedrängter Sprache abgefaßten Oden des Horaz, lesbar und verständlich zu übersetzen. Viel leichter sind die Sermonen und Episteln übertragbar. Jene die Sermonen (oder Satiren) halten sich fern von der häßlichen Bitterkeit und Schonungslosigkeit, welche, bei höhern moralischen Ansprüchen, doch keine eigene höhere Sittlichkeit an den Tag legt. Es wäre irrig in den Sermonen und Episteln schweren Tiefsinn, oder erstaunliche Offenbarungen zu suchen und zu finden; vielmehr darf man behaupten: es sey kaum jemals etwas anmuthiger, bequemer, anspruchloser, und doch geistvoll, — (oft unter dem Schein uud der Form bloßer Plaudereien), dargeboten worden.

Aus Wieland's freier Uebersetzung in Jamben, lernt man den Geist des Horaz weit besser kennen, als durch steife, ungelenke Hexameter.

[Lesen: Oden III, 30, S. 217, Horazens Selbstgefühl.
Satiren Buch I, Sat. 1, S. 10—18, Unzufriedenheit.
Briefe Buch II, Ep. 1, S. 55—59, 63—65, Schriftsteller.]

17) Die harte Behandlung und die ungebildete Form, gab den Satiren des Lucilius kaum das Recht als ein Dichterwerk bezeichnet zu werden; erst die Heiterkeit, ja das Wohlwollen der horazischen Satire, verschaffte ihr eine eigenthümliche Stellung in der poetischen Welt. Später hielt man aber diese Richtung für flach und frivol, und meinte nur durch heftiges, rücksichtsloses Schelten, jene würdige Stufe zu erreichen.

Wenn aber Persius (34—62 n. Chr.) sich hiebei vorsätzlich

in Dunkel hüllte, so war er gewiß auf falschem, das Wesen eines Kunstwerks verfehlenden Wege.

Juvenal (geboren unter Claudius, gestorben unter Hadrian) macht sich dieses Fehlers keineswegs schuldig, vielmehr berichtet er nur zu deutlich über alle Thorheiten, Sünden, Laster, Skandale seiner Zeit, und ist deshalb als edelster Verkündiger ächter Tugend aufs Höchste gepriesen worden.

Hiegegen erlauben wir uns zu bemerken: schwarz auf schwarz, Nacht ohne Licht, giebt kein Gemälde; am wenigsten wenn man nicht versteht allgemeinem Schelten, durch Vorführen lebendiger Personen erst Haltung und Bedeutung zu geben. Unwahre Uebertreibungen aller Art, bleiben auf diesem Wege unvermeidlich; denn nur das Unsittliche wird auf allen Seiten mit Vorliebe aufgesucht um angeblich die Sittlichkeit zu begründen, und Juvenal führt uns nur zu oft in Schmutz jeder Art, — um uns zu reinigen! Deshalb sehen wir uns auch außer Stande gesitteten Frauen etwas aus den angeblich Tugend lehrenden Werken (z. B. aus der langen Satire auf die Frauen) mitzutheilen.

Wie ganz anders im Tacitus, dessen edler Zorn nichts verhehlt, der sich aber nie selbst verunreinigt, sondern den Leser in die höhere Region erhebt, die des Meisters Heimath ist.

Niemand kann dem Martialis († 101 n. Chr.) den Ruhm streitig machen, er sey der erste unter den Verfassern antiker Sinngedichte. Will man auch den Vorwurf, daß nicht wenige derselben Sitte und Anstand übermäßig verletzen, mit der allgemeinen Sinnesart seiner Zeit entschuldigen, und andere, ernsteren Sinnes als Gegengewicht in die Wagschale legen; so kostet es doch oft große Mühe, Inhalt und Beziehungen zu verstehen, und es ermüdet viele dieser kurzen, vereinzelten, unverbundenen Kleinigkeiten hintereinander zu lesen.

18) Drei Epopeen, die Punika des Silius Italicus, die Argonautika des Valerius Flaccus, und die Thebais des Statius, können wir in unserer gedrängten Uebersicht zur

Seite lassen; wohl aber verdient die Pharsalia des Lukan (geb. 28 n. Chr.) erwähnt zu werden. Denn so gewiß sie auch kein vollendetes Kunstwerk, und nicht frei von rhetorischen Auswüchsen ist, zeigt der Verfasser doch Adel des Charakters und Kühnheit des Sinnes. Nicht minder verdient es Lob, daß er versuchte einen großen, naheliegenden vaterländischen Stoff, mit einer selten gewordenen Begeisterung in das Gebiet der Dichtkunst zu erheben.

[Lesen: I, 1—30, Leiden, 120—157, Pompejus und Cäsar, 158—182, Leiden.
IX, 190—217, Lob des Pompejus durch Cato.]

19) Gehen wir jetzt zu den Prosaikern über, so tritt uns zuerst ein Mann entgegen, der (ohne Uebertreibung ist es gesagt) in seiner Art einzig dasteht. Markus Tullius Cicero ward geboren 106 v. Chr., ermordet 44 v. Chr.: er war so alt wie Pompejus, sechs Jahre älter wie Cäsar. Sein Leben fiel in einen der merkwürdigsten Zeiträume, er selbst gehörte zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern, und übertraf alle in Hinsicht auf umfassende Bildung. — Von Zeit zu Zeit haben Einzelne versucht, ihn in jeder Weise zu verkleinern und herabzusetzen; — ein leichtes Geschäft, denn seine Fehler und Irthümer liegen für den oberflächlichsten Beobachter zu Tage: strebender Ehrgeiz (bis zur Eitelkeit hinabsinkend), Mangel an politischer Voraussicht und zuweilen an Entschlossenheit. Andererseits aber soll man hervorheben daß sein Ehrgeiz sich nur auf löbliche Zwecke richtete, seine Voraussicht durch Lug und Trug getäuscht ward, und ihm Entschlossenheit nur da fehlte, wo er zwischen zwei verwerflichen Richtungen wählen sollte. Er war ein reinerer Charakter, als seine hochgerühmten, mächtigern Nebenbuhler. Wir sollen die Sittlichkeit welthistorisch nicht mit geringerem Gewicht in die Wagschale legen, als den durch verdammliche Mittel erreichten Erfolg. Dem Catilina und seiner Rotte gegenüber, war Cicero wahrhafter ein Retter des Vaterlandes, als die siegreichen Triumvirn.

Das reiche, praktische Leben des Cicero ist aber nur die

eine Seite seines Wesens: in wissenschaftlicher Hinsicht zeigt sich eine Thätigkeit, Vielseitigkeit und Vollendung nach Form und Inhalt, wie sie kaum irgendwo, gewiß bei keinem Römer angetroffen wird.[1]) Kommt er als Redner auch an Kraft und Abrundung dem Demosthenes nicht gleich, so kann ihm doch niemand mit Recht den zweiten Platz verweigern, und wenn uns jetzt einzelne seiner Reden weniger anziehen, so liegt dies nicht sowohl an mangelhafter Behandlung, als am unabänderlichen Gegenstande.

Cicero ist kein Geschichtschreiber, aber seine große Briefsammlung, kann man als die lehrreichsten Denkwürdigkeiten (Memoiren) betrachten, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind.

Seine rhetorischen Schriften stehen vollgewichtig neben Aristoteles und Quintilian. — Auf die philosophischen Schriften (entstanden durch die löblichste Benutzung aufgezwungener Muße) haben hochspekulirende Männer bisweilen mit Achselzucken herabgesehen und sie geringhaltig gescholten: — mit Unrecht, denn Cicero ist zwar kein schaffender philosophischer Geist, wie Platon und Aristoteles, aber er ist ein sehr geschickt ordnender, verständiger, und verständlich machender Schriftsteller. Ohne ihn wäre unsere Kenntniß mancher Theile der alten Philosophie sehr lückenhaft, und schon sein Buch über die menschlichen Pflichten ist mehr gelesen worden und hat weit mehr Nutzen gestiftet, als Platons Parmenides, Cratylus und Euthydem. Darum jedem das Seine, und lieber zu große Theilnahme und Begeisterung, als zu viel bittere, herabsetzende Kritik.

[Lesen: über die Gesetze, Buch I, Cap. 22—24, Seite 1318—1321, Philosophie und der menschliche Geist.
von der Natur der Götter, Buch I, C. 2, S. 1424—1426, die göttliche Vorsehung.
und Buch II, C. 6, S. 1546, die Gottheit.
von den Pflichten, Buch I, Cap. 2, S. 3—4, System der Sittenlehre.

---

1) The incomparable genius of Cicero, converts into gold, every object that it touches. Gibbon V, 44, 250.

Von den Pflichten, Buch I, C. 4, S. 12—14, die Tugenden.
— C. 19, S. 39—44, desgleichen.
— C. 25, S. 52—54, der Staatsmann.
— C. 29, S. 61—62, Vernunft u. Begierde.
Buch II, C. 3, S. 109, gerecht, nützlich.
Buch III, C. 12, S. 197—203, Beispiele.]

20) Der ältere Plinius (st. 80 n. Chr.) stellt das, was zu seiner Zeit, besonders über die ganze Natur bekannt war, mit großer Gelehrsamkeit zusammen, steht aber an Geist dem Aristoteles weit nach.

Die Briefsammlung des jüngeren Plinius ist lehrreich genug, aber auch schon erkünstelt und auf äußere Wirksamkeit berechnet. Doch geben wir zwei anziehende Proben.

[1) Die Christen X, 97, 98, S. 473.
2) Plinius Tod VI, 16, S. 246.]

21) Seneka wollte, unbeschadet seines Hoflebens und Reichthums, ein Stoiker seyn, verlor aber dadurch Haltung und Glück. Geist, ja Tiefsinn in einzelnen Aussprüchen, kann ihm niemand absprechen; aber er ist viel zu gespitzt, sucht übermäßig nach überraschenden Gegensätzen, nach Schlaglichtern und Schlagschatten, und möchte (wie schon Quintilian rügt) durch süße Laster der Form, (und versteckter auch des Inhalts) anlocken und verführen.

22) An der Spitze der hochmerkwürdigen römischen Geschichtschreiber (wir übergehn die verlorenen, oder unbedeutenden) steht

a) Cajus Julius Cäsar (geb. 100, gest. 44 v. Chr.). Kaum hat jemals ein Mensch so außerordentliche Herrschergaben besessen; aber diese Gabe verführte ihn auch sie durch Mittel zweideutiger, ja verdammlicher Art geltend zu machen. Hier kann jedoch nicht von seinem öffentlichen Leben, sondern nur von seinem schriftstellerischen Werthe die Rede seyn.

Seine Commentare über den gallischen und den großen Bürgerkrieg zeigen eine Kraft und Schärfe der Beobachtung, wogegen Xenophons sonst mit Recht gerühmte Anabasis zurück-

tritt. Nicht aus Schwäche, oder aus Mangel an thätiger Begeisterung, geht die höchste Einfachheit der Darstellung hervor; sondern aus Größe, ja Ueberlegenheit des Geistes, der es gar nicht einfällt durch versteckte Parteilichkeit Stimmen zu gewinnen, oder durch Schmuck und Künstelei, eine pikante, in Wahrheit geringhaltige, Wirkung hervorzubringen. Solch einfache Schriftstellerei scheint sehr leicht zu seyn, aber jeder Versuch der Nachahmung wird zeigen daß eine Vollendung dieser Art unnachahmlich ist.

[Lesen: Vom gallischen Kriege, Buch V, C. 12—14, S. 89—90, Britannien.
Buch VI, C. 11—24, S. 119—126, Gallier und Deutsche.]

b) Nach den eigenen Andeutungen des Sallustius (geb. 86, gest. 36 v. Chr.) darf man allerdings annehmen, daß er sich in frühern Lebensjahren mancherlei zu Schulden kommen ließ: hieraus folgt aber nicht, daß seine spätern Sitten- und Tugendlehren aus Heuchelei, und nicht aus gewonnener Ueberzeugung hervorgegangen seyen. Zwei Monographien: der Krieg gegen Jugurtha, und die catilinarische Verschwörung (welche von Sallusts geschichtlichen Werken allein auf uns gekommen sind) gelten mit Recht für zwei abgerundete Meisterstücke, wo die gedrängte Sprache und die lebendig scharfe Charakteristik gleich vollkommen erscheinen.

[Lesen: Jugurtha, C. 1—4, S. 3—9, Einleitung.
Catilina, C. 1—4, S. 1—7, desgleichen.
C. 5—12, S. 7—15, Catilina u. s. w.
C. 51—52, S. 53—65, Cäsars und Catos Reden.
C. 53—54, S. 65—67, Cäsar und Cato.]

c) Titus Livius aus Padua (geb. 59, gest. 17 v. Chr.) schrieb eine römische Geschichte in 142 Büchern, von Erbauung der Stadt bis auf seine Zeit; ein höchst umfassendes, meisterhaft zu Stande gebrachtes Unternehmen. Denn wenn er auch in unseren Tagen getadelt ward, weil er die höhere Kritik vernachlässigt habe, so kann man ihm andererseits Dank wissen, daß

er ein zerschneidendes, zersetzendes (anatomisches, chemisches) Verfahren nicht ermüdend befolgte, sondern durch künstlerisch organisirende Kraft ein lebendiges Werk erzeugte, was zu allen Zeiten mit Begeisterung gelesen wird, weil es daraus hervorging. Leider sind von jenen 142 Büchern, nur etwa 35 erhalten, unter unzähligen Verlusten wohl der größte! Allerdings zeigt die Erzählung des Livius bisweilen rhetorische Fülle und Pracht; sie ist aber nicht durch einen irrigen Vorsatz herbeigekünstelt, sondern geht aus dem rastlosen Steigen des weltbeherrschenden Roms fast unausbleiblich hervor; in der Darstellung des sinkenden Rom sind (wie schon die Vorrede zeigt) gewiß schmerzensvolle Töne angeschlagen worden.

[Lesen: Buch I, die Vorrede, S. 11—14.
— I, C. 25—26, S. 45—59, Horatier und Curiatier.
— I, C. 46—48, S. 91—97, der Sturz des Servius Tullius.
— II, C. 40, S. 187—189, Coriolan.
— III, C. 44—48, S. 312—320, Virginia.]

d) Vellejus (geb. 19 v. gest. 31 n. Chr.) zeigt in seiner nur zum Theil erhaltenen, vorzugsweise römischen Geschichte, ein bedeutendes Talent, hat sich aber zur Zeit des Tiberius (wohl um persönlicher Sicherheit willen) in einem Theile seines Werkes zu Schmeicheleien hergegeben, welche dasselbe entstellen.

[Lesen: Buch I, C. 5, S. 25, Homer.
— I, C. 16—18, S. 41—45, Griechen und Römer.
— II, C. 35, S. 95, Cato.
— II, C. 66, S. 144, Cicero.]

e) Suetonius giebt in seinen Lebensbeschreibungen der zwölf ersten römischen Kaiser, weniger eine fortlaufende Erzählung als eine Sammlung mannigfaltiger einzelner Züge, welche über die damalige entsetzliche Ausartung ein erschreckendes Licht verbreiten.

f) Tacitus hat sich, für seine Zeit, nach Form und Inhalt das höchste Ziel vorgesteckt und es erreicht.[1]) So wenig

---

1) Annalen, Historien, Dialogus, Agrikola, Germania.

Thucydides den peloponnesischen Krieg in Herodots Styl und Ton darstellen konnte, so wenig Tacitus die römischen Kaiser gleichwie Livius die Scipionen.

Allerdings mußte die Geschichte Tibers und ähnlicher Kaiser das tiefsinnige Gemüth des edlen Geschichtschreibers ernst, ja bisweilen verzweifelnd stimmen, oder in einer ungenügenden Philosophie Rettung suchen lassen; niemand aber kann seine Werke lesen, ohne erregt, fortgerissen, begeistert zu werden. Trotz der finstern Ereignisse und Ergebnisse, wird der Glaube aufrecht erhalten an die Möglichkeit, das Recht, die Pflicht thätig eingreifender Tugend; und sowie Tacitus viel höher steht als Sueton und Juvenal, so erhebt er auch seine Leser auf eine Stufe, die sie vorher vielleicht für unerreichbar hielten.

[Lesen: Annalen I, C. 9—10, S. 14—18, August.
— VI, C. 6, S. 399, Tiber.
— — C. 50—51, S. 454—457, Tiber.
— XIV, C. 3—9, S. 197—207, Agrippina.
Histor. I, C. 1—3, S. 3—7, allgemeine Betrachtungen.
— III, C. 83—85, S. 331—335, Vitellius Ende.
— IV, C. 1, S. 3—4, nach Vitellius Tode.
de Orat. C. 28, S. 324—325, Erziehung.]

g) Curtius, Geschichte Alexanders, ist von der nach Wahrheit trachtenden Arrians allerdings sehr verschieden, aber ein ergötzliches Lesebuch.

[Buch III, C. 12, S. 60—64, Familie des Darius.
— IV, C. 7, S. 109—113, Ammonium.
— X, C. 5, S. 500—504, Alexanders Tod.]

h) Die sogenannten Geschichtschreiber der Kaiserzeit sind für den Forscher unentbehrlich, jedoch nach Form und Inhalt so mangelhaft, daß sie in einer nur das Bessere hervorhebenden Geschichte der Litteratur kaum eine Erwähnung verdienen. Auch Cornelius Nepos, Valerius Maximus und Justin nehmen als Geschichtschreiber nur eine untergeordnete Stelle ein.

i) Nur Ammianus Marcellinus schrieb in 31 Büchern eine Geschichte der römischen Kaiser von Nerva bis Valens,

wovon aber allein die Jahre 353 bis 378 n. Chr. gerettet sind. So unbequem und gesucht seine Sprache ist, hat er doch das Verdienst der Unparteilichkeit und scharfen Beobachtung.

[Lesen: XIV, C. 4, S. 27—28, Saracenen. Band 1.
— C. 6, S. 31—40, Rom.
XV, C. 12, S. 116—117, Gallier.
XVI, C. 10, S. 152—153, Constantius Triumph.
XVII, C. 4, S. 194—197, Obelisken.

k) Die Geschichte der merkwürdigen juristischen Entwickelung und Litteratur müssen wir zur Seite lassen, und noch mehr bedürfen die durch Form, Richtung und Inhalt ganz abweichenden christlichen Schriftsteller eine besondere Prüfung und Behandlung.[1])

VI. Das Mittelalter.

Dem Untergange des weströmischen Kaiserreiches (so lautet die herkömmliche Lehre) folgte eine tausendjährige Finsterniß und Barbarei. Demgemäß würden wir berechtigt seyn, in der Litteraturgeschichte diesen Zeitgang zu überspringen. Unbefangene Untersuchungen haben indeß gezeigt daß jene Behauptung, oder Ansicht, einer wesentlichen Berichtigung bedarf. Wir wollen deshalb zunächst, in höchster Kürze an diejenige mittelaltrige Entwickelung erinnern, welche sich der lateinischen Sprache anschließt.[2])

Mit Unrecht ist dies weit verbreitete, Jahrhunderte lang herrschende Latein des Mittelalters unbedingt verurtheilt worden. Man vergißt hiebei, daß die spätern römischen Schriftsteller, in der That schlechter, unverständlicher, gedankenleerer

1) Bücherwesen, Bernhardy 59.
2) Von der Litteratur in neueren Sprachen, ist weiter unten die Rede.

schrieben, als viele Autoren des Mittelalters, und daß diese zu einer neuen Behandlung, zu einer Umwandlung der Sprache gezwungen waren, weil eine Unzahl neuer Gedanken sich hervordrängte. Wenn also die Barbarei des Mittelalters auch in vieler Beziehung unläugbar ist, so brechen doch auch Lichtstralen durch diese Nacht hindurch.

Gehen wir etwas ins Einzelne, so ist es weltbekannt, daß das latinisirende Mittelalter für epische und dramatische Dichtkunst gar nichts, oder nur Unerhebliches aufzuzeigen hat; wohl aber entstand nach Form und Inhalt eine ganz neue Lyrik, und das mater dolorosa und dies iræ fällt vollgewichtig in die dichterische Wagschale.

Was ferner die Philosophie anbetrifft, so zeigt sie allerdings keine „süßen Laster“ (dulcia vitia), wie beim Seneka, sondern eine Bahn mit sehr großen Hindernissen und Schwierigkeiten: auch bleiben die Scholastiker für ihre Vernachlässigung der Form und ihre Vorliebe für spitzfindige Untersuchungen, dadurch gestraft, daß die Meisten (selbst nahmhafte Philosophen wie Hegel) vom Lesen ihrer Werke zurückgeschreckt werden. Irrig aber ist es, daß sich hinter dieser rauhen Schale, kein Kern, kein anziehender Inhalt finde. Vielmehr muß man anerkennen, daß die Scholastik fast alle möglichen Richtungen der Philosophie (Dogmatik, Skepsis, Mystik) auf neue und eigenthümliche Weise eingeschlagen und durchgearbeitet hat. Nur die Naturforschung und Naturphilosophie blieb, bis auf Albertus Magnus und Roger Bakon, vernachlässigt.

Im Allgemeinen hat allerdings die getadelte scholastische Form, oder Methode, das Uebergewicht; sie ist aber keineswegs alleinherrschend. Anselm von Canterbury, Hugo von Rouen u. A. bedienten sich z. B. des Dialogs; Alanus von Ryssel schlägt (wie Spinoza) den Weg mathematischer Beweisführung ein; einige Mystiker verschmähen umgekehrt alle diese Formen und Vorschriften u. s. w.

Die Scholastik suchte das wahrhaft Christliche als vernünftig, und das wahrhaft Vernünftige als christlich zu erweisen (oder

Rationalismus und Supernaturalismus) zu vereinigen und zu versöhnen; wobei aber freilich die überkünstelte Dogmatik fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte, welche sich durch sorgfältige Berücksichtigung der alten Philosophen (insbesondere des Platon und Aristoteles) nicht beseitigen ließen. Deßungeachtet bleibt die unwandelbare Richtung der scholastischen Philosophie auf Gott und sein Verhältniß zu den Menschen und der Welt, ihre wesentlich vortreffliche, erhabenste Seite. Der Glaube bedarf der Forschung, und die Forschung des Glaubens, und obgleich die Päpste mehrere Male gegen Uebertreibung und Mißbrauch der Spekulation warnten, wollten, oder konnten sie doch den Gang der philosophischen Entwickelung nicht allein bestimmen, oder gar hemmen.

Es mögen itzt einige Nachrichten über die wichtigsten Philosophen jener Zeit folgen. Wir nennen zuerst

Anselm, Erzbischof von Canterbury (geboren in Aosta 1033, gestorben 1109). Seine verhältnißmäßig gut und lesbar geschriebenen Werke, handeln vorzugsweise von dem Wesen der Wahrheit, dem freien Willen, der Vorherbestimmung und dem Daseyn Gottes. Er bestrebte sich eine natürliche Theologie zu begründen, neben, und doch in Uebereinstimmung mit der positiven Theologie. In dieser Beziehung sagt er: „Sowie die rechte Ordnung verlangt, daß wir das Tiefsinnige der christlichen Lehre glauben, bevor wir unternehmen es nach der Vernunft zu erörtern (discutere), so erscheint es mir andererseits als Nachlässigkeit, wenn wir nach gehöriger Befestigung im Glauben, uns nicht bestreben, das einzusehen, oder zu verstehen (intelligere) was wir glauben. — Wer nicht glaubt, gelangt nicht zum Wissen; denn wer nicht glaubt, wird keine Erfahrungen machen, und wer nicht erfährt, wird nicht wissen. Ohne Glauben und Gehorsam gegen die göttlichen Gebote, bleibt der Geist nicht bloß verhindert sich zum Wissen der höheren Dinge emporzuschwingen, sondern die bereits gegebene Einsicht wird ihm ebenfalls entzogen; ja bei vernachlässigtem guten Gewissen geht selbst der Glaube zu Grunde."

„Man darf nicht sagen: die freie Wahl sey das Vermögen zu sündigen, oder nicht zu sündigen; denn das Vermögen zu sündigen ist nie die Freiheit, oder ein Theil der Freiheit. Diese erscheint vielmehr größer, wo von der Möglichkeit zu fehlen gar nicht mehr die Rede ist, und die Freiheit und die freie Wahl heißt richtiger: das Vermögen, den Willen schlechthin auf das Rechte zu richten. Durch Gottes Gnade gestärkt, ist der Wille unbesiegbar. — Die Seligen werden sich so viel freuen, als sie lieben, und so viel lieben als sie wissen; denn der Wille der Menschen hängt auch von ihrer Erkenntniß ab."

„Es bleibt die höchste Gewißheit, daß Allem ein Einiges zum Grunde liege, was sein Daseyn durch sich hat, worauf sich alles abgeleitete Seyn als auf das Höhere bezieht, in dem jede einzelne Bezeichnung einzelnen Daseyns (z. B. Güte, Größe u. s. w.) im höchsten Grade begriffen ist. So gelangen wir, von niederen Gedanken aufsteigend, endlich zu einem letzten, höchsten Gedanken, der alle anderen unter sich begreift und in sich schließt. Dieser höchste Gedanke kann nicht als undenkbar verworfen werden, ohne alles Denken mit zu verwerfen; dieser Gedanke ist der Gedanke Gottes: das Nichtseyn Gottes ist also undenkbar! — Je mehr der Geist sich selbst und die Dinge zu erkennen strebt, um so mehr erkennt er von Gott; je mehr er Gott erkennt, desto seliger lebt er; je mehr er ihn liebt, desto fester wird die Ueberzeugung daß dem Liebenden kein Untergang, kein Tod bereitet seyn könne. So hat die Liebe ihren Lohn in sich, und das Streben nach Gott ist der wahre Glaube; ohne den Glauben ist kein Streben, ohne dies Streben kein Glaube. Wem dies Streben, Lieben, Glauben fehlt, dem ist bleibende Vereinzelung und Elend so gewiß als dem Besitzenden die Seligkeit."

Abälard, geboren 1079 zu Palais in Niederbretagne, ein Mann von sehr großen Anlagen, aber auch von ungemäßigtem Ehrgeize und heftigen Leidenschaften, war der berühmteste Lehrer der Theologie in Paris, bis er wegen seiner Ansichten mit der Kirche und ihren Vorfechtern, (so mit Bernhard von Clairvaux)

in Streit, und durch sein Verhältniß zu Heloise, in neues Unglück gerieth.

An die Spitze seiner Untersuchungen stellte er die Behauptung: „man kann nichts glauben, wenn man es nicht vorher eingesehen hat; durch Zweifeln kommen wir zum Forschen, durch Forschen zur Wahrheit, und alles was bewiesen werden soll, muß zweifelhaft seyn." Ja das Werk: Ja und Nein betitelt (dem der letzte Satz entnommen ist) enthält das Für und Wider über alle Kirchenlehren, ohne Erläuterung und eigene klare Entscheidung, in einer Weise hingestellt, welche, trotz der allgemeinen Hinweisung auf die Bibel, skeptisch erscheinen mußte, oder doch der Vernunft die weitere Entscheidung zuwies."

„Gott erwägt nicht (sagt Abälard) was, sondern mit welcher Gesinnung (quo animo) etwas gethan wird: nicht im Werke, sondern in der Absicht (in intentione) liegt das Verdienst, oder auf ihr beruht das Lob."

Man entgegnete: sobald der Werth einer Handlung, ohne Beziehung auf Recht und Gesetz, lediglich nach der Absicht beurtheilt, ist die Wahl der Mittel eigentlich gleichgültig. Wenn man ferner dem Gewissen eines Jeden die höchste Entscheidung zuspricht, so wird sich oft ein ungewisses, eigenliebiges Meinen für das rechte Gewissen ausgeben; es wird diese subjektive Meinung, eine jede tiefere, objektive Untersuchung und Erkenntniß, sowie alle höheren und allgemeinern Lehren, Vorschriften und Stützen, mit anmaßlichem Ungehorsam verwerfen. Nicht minder ward es Abälard übel genommen, daß er die Nothwendigkeit geschichtlicher und auslegender Kritik hervorhob und nachzuweisen suchte, daß Herkommen und anerkannte Gewohnheit nicht immer mit Vernunft und Wahrheit übereinstimmten. Demgemäß suchte er alle Geheimnisse der christlichen Lehre als begreiflich darzustellen, oder deutete so lange daran, bis die Vernunft allein sie finden und fassen könne. So z. B. wenn er die Dreieinheit (mit Zurücksetzung des Persönlichen) auf die Begriffe von Macht, Weisheit und Güte zurückführte, oder die platonische Lehre von Gott, dem Verstande (νοῦς) und der Welt-

seele ihr gleichstellte. Ja er lehrte gerade heraus: das Wesentliche der Gotteserkenntniß und des Glaubens habe auch den Heiden nicht gefehlt, und es gebe keinen genügenden Grund sie von der Seligkeit auszuschließen. Das Gesetz der Natur und die Liebe des Ehrbaren, habe nicht bloß alle Weltweisen, sondern auch andere Heiden zu einer bewundernswerthen Höhe der Tugend erhoben.

In der von Abälard betretenen, nunmehr unvertilgbaren Richtung, mußte es allmählig zu einer durchgreifenden Prüfung aller Dogmen, der gesammten Offenbarung und der biblischen Schriften kommen, und man kann sich nicht wundern daß Bernhard von Clairvaux von seinem supernaturalistischen, fast mystischen Standpunkte, aufs Lebhafteste widersprach.

Diesen Standpunkt vertraten (sofern es wissenschaftlich möglich ist) mit Scharfsinn Hugo und Richard von S. Viktor (gestorben 1141 u. 1173). Sie bezweckten eine Vermittelung und Durchdringung des Religiösen und Spekulativen, sowie der ewigen Ideen mit dem beschaulichen persönlichen Leben. Durch Glauben (lehrten sie) machen wir uns der Erkenntniß würdig; jener hängt aber nicht ab von dem Maaße der Erkenntniß. Diese beruht auf einem zweifachen Grunde, Vernunft und Offenbarung. Anfang und Grundlage aller Wissenschaft ist die Demuth, und auf dem sittlichen Wege der Heiligung vorbereitet man sich am besten zur Vereinigung mit Gott und wird ihrer würdig. Es giebt im Menschen ein dreifaches Leben: 1) lebt er das Leben der Natur, 2) lebt die Sünde und 3) Christus in seinem Herzen. Es besteht ein dreifacher Weg des Lebens: aus Furcht nicht sündigen, wie die Sklaven; nicht sündigen wollen, wie gute Söhne; nicht sündigen können, wie die Seligen. Die Offenbarung enthält nichts wider die Vernunft, wohl aber Höheres als die Vernunft, und durch Wunder wird diese angewiesen das zu verehren, was sie nicht begreifen kann. Der Mensch kommt zur Kenntniß Gottes durch sich, die Natur und die Offenbarung. Die Schönheit und die sinnliche Welt sind nur Mittel, sich zum Uebersinnlichen emporzuschwingen. Prüfe täglich, was

du sehst, ob du Gott ähnlicher werdest, oder dich von ihm entfernest. Es ist besser und löblicher sich selbst erkennen, als den Lauf der Sterne, die Kräfte der Pflanzen, die Natur der Thiere, ja alle Wissenschaften inne zu haben, bei ungeordneter Seele und sündhaftem Wandel. Immerwährend ist das menschliche Herz in Unruhe; wie eine Mühle mahlt, zerreibt, verarbeitet es Alles was man auch aufschütte. Zur Ruhe und Einheit mit sich selbst, kommt es nur durch Gott. Mit Gott aber kann man sich nur vereinigen durch Liebe, ihm unterwerfen nur durch Demuth, zur Demuth endlich gelangen nur durch Wahrheit und Selbsterkenntniß.

Die Scholastik (fährt Richard fort) soll, als das Niedere, ein Mittel werden die Mystik, als das Höhere zu vervollkommnen, und wiederum ist der Glaube die Grundbedingung um zur Erkenntniß zu gelangen. Alles Gute hat seinen Ursprung in der Vernunft und in der Liebe (ratio, affectio). Die Einbildungskraft dient der Vernunft, die Sinnlichkeit dient der Liebe. Beide haben ihre Licht- und Schattenseiten. Der Mensch bedarf einer Zucht (disciplina) der Sinne, des Herzens und des Geistes. Das Beschauen und Betrachten richtet sich hierhin und dorthin, fast ohne Arbeit und Frucht; das Denken ist Arbeit mit Frucht; das Schauen Frucht ohne Arbeit. Wenn der menschliche Geist über sich selbst hinaus entzückt wird, überschreitet er alle Engen des menschlichen Denkens.

Wenn bei Hugo und Richard von S. Viktor die Mystik sich in Verbindung mit der Spekulation zeigt, und bei Bernhard von Clairvaux in Verbindung mit praktischen Zwecken und Kämpfen tritt, so offenbart sich bei Guigo (Prior der Mutterkarthause bei Grenoble, st. 1188) das tiefe Gefühl und die edle Milde eines einfachen Gemüthes. Er sagt z. B.: „Die Wahrheit geht über Alles. Mache sie nicht bitterer als sie äußerlich erscheint, indem du sie ohne Liebe sagst. Willst du jemand hassen, so hasse dich; denn Niemand hat dir so viel geschadet als du selbst. Sündigen und gestraft werden, ist für den Gerechten nicht verschieden; mithin bleibt keine Sünde ohne

ihre Strafe. Du wünschest dir ein langes Leben, das heißt eine lange Versuchung. Je länger deine Götzen dauern, desto länger und ärger bist du ihr Knecht. Einige gehen nach Jerusalem; gehe du noch weiter, bis zur Geduld und Demuth. Liebst du nur weil du geliebt wirst, oder weil du geliebt seyn willst, so bist du nichts als ein Wechsler und hast deinen Lohn dahin."

Albert v. Bollstädt, geboren ums Ende des zwölften Jahrhunderts zu Lauingen an der Donau, studirte in Paris, stieg im Dominikanerorden bis zum Landschaftsmeister in Deutschland, lehrte eine Zeit lang mit großem Beifall in Paris, wurde 1260 Bischof von Regensburg, legte aber (nach tüchtiger Verwaltung) diese Würde, aus Liebe zu den Wissenschaften nieder, und starb im Jahre 1280. Von seinen dankbaren Zeitgenossen erhielt er, nicht unverdient, den Beinamen des Großen. Denn er umfaßte verschiedene Wissenschaften mit seltener Thätigkeit, brachte die zerstreuten Massen so mannigfacher Erkenntnisse zu einem Bewußtseyn, ordnete, erläuterte, förderte nach allen Seiten und ward ein Mittelpunkt von wo aus andere treffliche Männer weitere Bahnen ebneten und beherrschten. Ein unparteiischer Franzose, (Haurcau II, 103) sagt von ihm: „Er sucht Plato und Aristoteles zu berichtigen und zu verständigen, und die durch Mysticismus und Formalismus verlockten Geister zu rechter Erforschung der Wahrheit zu führen. Diese Wohlthat würde genügen ihm einen unsterblichen Namen zu verdienen, wenn er ihn auch nicht erobert hätte durch die Universalität seines Wissens und die Macht seines Genies. Die Ergebnisse seiner Arbeiten waren nichts Geringeres als eine wahre Revolution; und dies begreift alle Titel seines Ruhmes in sich." Aehnlich bezeichnen ihn Pouchet (211) und Hoefer (I, 358) als das umfassendste und größte Genie seiner Zeit, und S. Hilaire schreibt (Politique d'Aristote LXXXII): das Verdienst, welches sich Albert durch Bearbeitung der aristotelischen Werke um die Wissenschaft erwarb, ist unermeßlich. — Ganz abweichend von fast allen Scholastikern hat Albert durch Beobachtung, Beschrei-

bung, Beurtheilung der Natur, eine Richtung eingeschlagen, eine Bahn eröffnet, die seit Aristoteles und Plinius keiner gründlich und mit Erfolg betreten hatte. Daher sagt Meyer (Albertus 643): „ich fand bei Albert als Botaniker ausgebreitete Kenntniß, strenge Methode, prüfendes Urtheil, Gabe der Beobachtung, mit welcher herrlichen Gabe er sich seinem Meister, dem Aristoteles anschließt.“

Wilhelm von Auvergne (von 1228—1249) Bischof von Paris, verstand griechisch, kannte arabische Schriftsteller und hinterließ eine große Sammlung mannigfacher, lehrreicher und verhältnißmäßig wohlgeschriebener Werke, welche theils Früheres darstellen und prüfen, theils in sehr eigenthümlicher Weise drüber hinaus gehen. — So bildet Wilhelms Lehre über die allerhöchste Gewißheit des denkenden Bewußtseins, später den Mittelpunkt des cartesischen Systems; die Lehre von dem Schauen, oder Ergreifen Gottes, erinnert an Malebranche; die Behauptungen über die Gewißheit des Glaubens und sein Verhältniß zur Demonstration stimmen ganz mit der Grundlage des Jakobischen Systems; die Lehre endlich, daß die Unwissenheit über das Maaß und die Fähigkeit des menschlichen Geistes, Hauptquelle alles Irthums sey, führt zu dem kritischen Systeme Kants. Allerdings sind diese Themata nicht zu vollkommenen Systemen ausgearbeitet, bleiben aber als glänzende Geistesblitze sehr merkwürdig.

Thomas von Aquino geboren im Jahre 1224, oder 1227, besuchte die Schule von Montecassino, studirte in Neapel, Paris und in Köln unter Albert dem Großen, wurde gegen den Willen seiner Verwandten, schon im 19. Jahre Predigermönch, 1257 Lehrer in Paris, 1260 Lehrer in Rom, und starb im Jahre 1274. Obgleich er an umfassender Gelehrsamkeit seinem Lehrer Albert nachsteht und als Philosoph wenig über ihn hinausgeht, erlangte er allmählig als Theolog den höchsten Ruhm und bildete eine große Schule, welche in der katholischen Welt fast noch itzt als die herrschende zu bezeichnen ist. Auch hat Keiner in jenen Zeiten mit solchem Fleiße und solchem Scharfsinn das

Theologische und Philosophische erforscht, verarbeitet und zu einem dogmatischen Ganzen ausgebildet. Nicht minder übertrifft seine Sittenlehre an Scharfsinn, Zusammenhang und Reichthum, nicht allein die des Hildebert und Abälard, sondern auch die meisten ähnlichen Werke späterer Zeiten.

Johann von Fidanza, genannt Bonaventura, ward 1221 geboren zu Bagnarea im Florentinischen, stieg im Franziskanerorden bis zum General, ward Kardinalbischof, und starb 1274. Sowie Thomas von Aquino um die Mitte des 13. Jahrhunderts Haupt der Dogmatiker war, so Bonaventura Haupt der ihnen oft entgegentretenden Mystiker. Ihm ist das theoretische Wissen, dem Zwecke sittlicher Bildung untergeordnet, und er betrachtet die Liebe Gottes als das höchste Ziel aller vernünftigen Wesen. — Erkenntniß ist die Tochter des Gedächtnisses, und aus beiden entspringt die Liebe. Das Licht der Natur und erlernter Wissenschaft giebt die erste Leitung; allein das eigene Innere mit Licht zu durchdringen, sich selbst zu durchschauen und zu verklären, das ist erst möglich durch Glaube, Liebe und Hoffnung, durch Christus, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer die Spuren der Gottheit in der Welt erkennt, steht in der Vorhalle; wer ihr Ebenbild in sich erkennt, steht im Tempel; wer durch höhere Erleuchtung Gott erkennt, steht im Allerheiligsten.

Raymundus Lullus, geboren 1234 auf der Insel Majorka, ward am berühmtesten durch die, nach ihm benannte große lullianische Kunst. Dieselbe bietet indeß nur ganz mechanische Mittel, um durch Nebeneinanderstellung und Hinundherbewegung von Subjekten, Prädikaten, Fragen, Ziffern u. s. w., Gedanken, (oft sehr wunderlicher und unbedeutender Art) zu erzeugen. Am Schlusse einer Rhetorik giebt Raymund eine Rede, welche ihm nach Form und Inhalt für ein Muster gilt, und zwar über den Satz: „Die Accidenzen machen aus einen großen Theil von dem, was etwas ist.“ Anziehender, aber hier auch nicht mittheilbar, ist eine Schrift über die Begleiterinnen der Philosophie.

Ueber keinen Scholastiker des Mittelalters werden so harte Beschuldigungen ausgesprochen als über **Duns Skotus**, wegen der Barbarei seiner Sprache und der unnützen Spitzfindigkeit seiner Untersuchungen. Diese Beschuldigungen sind allerdings nicht ohne allen Grund, müssen aber nach ernstem Studium seiner Werke wesentlich ermäßigt werden. Er ward in Schotland geboren, trat in den Franziskanerorden, lehrte am längsten in Oxford und starb 1308 in Köln, wahrscheinlich schon im 34. Jahre seines Lebens. Sein außerordentlicher, im Mittelalter von Keinem übertroffener Scharfsinn, versenkte ihn in die größten Tiefen der Spekulation, unterwarf die Lehren der ersten Meister einer neuen Prüfung, bemühte sich die Uebereinstimmung (oder Widerspruchslosigkeit) unter den Gliedern und Richtungen des Denkens nachzuweisen, fügte zu alten Antworten neue Bestimmungen, und fand in den allerfeinsten Unterscheidungen und Gegensätzen noch Inhalt und Stoff für die höchste Wissenschaft. Indem er die Wahrheit vorzugsweise im Geiste suchte, vernachlässigte er allerdings Natur und Erfahrung, erkannte jedoch den Werth der Induktion, und wollte den Ideen (außerhalb des göttlichen Verstandes) kein ewiges Daseyn zugestehen.

Bei jeder Untersuchung werden zwar nach beiden Seiten hin von Skotus verschiedene und entgegengesetzte Gründe aufgeführt, und (wie es damals nicht anders erlaubt und möglich war) die Theologie mit hoher Achtung behandelt; indem aber die ganze Form der Untersuchung rein philosophisch gehalten und der theologische Inhalt eigentlich nur auf dem philosophischen Boden gleichsam suppletorisch hingestellt wird, ist der Totaleindruck, daß, ungeachtet der sonst kirchlichen Haltung, hier das dialektisch Spekulative durchaus das Uebergewicht habe, während bei S. Viktor und Bonaventura der religiöse Glaube vorherrscht und bei Thomas von Aquino das skeptische Element nur dazu dient, das Dogmatische zu Tage zu fördern. Wenn man gleich den Skotus nicht einen Skeptiker in dem Sinne nennen kann, daß das Verneinen überall vorherrscht, führt doch die Kühnheit und

Freiheit seiner Untersuchung oft zum Zersprengen der dogmatischen Bande. Großen Nachdruck legt Skotus auf das Praktische: die Theologie ist ihm eine Medizin der Seele und hat vorzugsweise eine sittliche Bedeutung. Es giebt nichts Besonderes, was nicht höhere Allgemeinheiten in sich trüge, nichts Allgemeines was nicht in den ihm untergeordneten Besonderheiten seiner ganzen Bedeutung nach ausgedrückt wäre. Die Individuation ist keineswegs etwas bloß Verneinendes, vielmehr ist in der Schöpfung überall Besonderes und Allgemeines verbunden.

Der wichtige Lehrsatz: „Nichts Geglaubtes widerspricht den Schlußfolgen, welche sich aus richtigen Grundsätzen ergeben;" forderte für den Vernunftgebrauch so große Rechte, daß kaum ein Kampf gegen Manches ausbleiben konnte, was die Kirche als zu Glaubendes hinstellte. Ueberhaupt mußte des Skotus anatomisches, zersetzendes, mikroskopisches Verfahren, die natürliche und offenbarte Erkenntniß fast gleich setzen, und die behauptete organische Totalität des Kirchenglaubens aufheben. Seyn oder Nichtseyn desselben schien wesentlich von dem Willen und der Macht des dialektischen Meisters abzuhangen.

Roger Bakon, geboren 1214 zu Ilchester in Sommersetshire, Mitglied des Franziskanerordens, gestorben 1292 oder 1294. Er war den metaphysischen und theologischen Spekulationen keineswegs fremd oder abgeneigt, und hielt die höchste Sittlichkeit für den Zweck alles Strebens. Den größten Nachdruck aber legte er auf Beobachtung und Erfahrung, glaubte an stete Fortschritte der Erkenntniß und weissagte: künftig würden alle Studenten wissen, was jetzt den Weisesten noch verborgen sey. Er studirte Mathematik, Physik, Optik, Physiologie mit größtem Fleiße, und ward zugleich einer der größten Erfinder in seinem Fache. Denn was er z. B. über Taucherglocken, dunkele Kammern, Reform des Kalenders, Brillen, Ferngläser, Brenngläser und Schießpulver sagt, ist so bestimmt und deutlich, daß im Gedanken das Schwierigste durch ihn überwunden erscheint. Er hegte große Erwartungen von einer allgemeinen Anziehung der

Körper, behauptete man werde dereinst Schiffe und Wagen, mit ungeheurer Gewalt, durch bisher unbekannte Kräfte in Bewegung setzen, hoffte auf eine Verlängerung des menschlichen Lebens und glaubte an den Einfluß der Gestirne.

In Wahrheit wollte Bakon dem ganzen Studiren eine andere und inhaltsreichere Richtung geben. Dies gab großen Anstoß und nicht minder verletzte er, indem er angriff verschuldete Unwissenheit, übertriebenen Autoritätsglauben, gedankenlose Angewöhnungen, unbegründete Meinungen, falsche Wissenschaft und leere Eitelkeit. Mehrjähriges unverschuldetes Gefängniß erhob ihn zu einem glorreichen Märtyrer der Wissenschaft und wenn er an Genius seinem Namensgenossen, Franz Bakon gleich steht, so ist er durch die Reinheit seines edelen Charakters weit über ihn erhaben. „Roger Bakon (sagt Alexander von Humboldt)[1]) ist durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Freiheit und Unbefangenheit seines Geistes, und das Bestreben nach einer Umwandelung und Umformung des Naturstudiums, ein wahrhaft bewundernswürdiger Mann."

Für die Beredsamkeit fehlte es im Mittelalter an ergiebigem Boden. Dagegen bietet es gewisse Staatsschriften, welchen vergleichbar nichts aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Vor Allem verdienen die Briefe Innozenz III. hier die löblichste Erwähnung. Sie enthalten in angemessener Sprache, die klarste, umfassendste und fast immer unparteiliche Erzählung, Beurtheilung und Entscheidung, der mannigfachsten Rechtsfälle und der wichtigsten Regierungsangelegenheiten.

Unzählige Male sind die Geschichtschreiber des Mittelalters verspottet worden, insbesondere von denen, die sie nie lasen. Und doch hatte das ganze römische Reich in der späteren Zeit kaum einen Chronisten wie fast jedes Kloster des Abendlandes. Stellen wir aber alle diese Zeitbuchschreiber als unvollkommen zur Seite; haben denn die Römer nach Tacitus einen Geschichtschreiber der diesen Namen im höheren Sinne verdiente?

1) Ueber die neue Welt I, 69.

Ich führte in meinem Handbuche über die lateinischen Geschichtschreiber des Mittelalters, deren hundert auf, von denen allerdings mehreren die Vollendung der Form mangelt; aber jede der ihnen entnommenen Stellen ist lehrreich und anziehend. Diese Stellen lassen sich hier nicht übersetzen und vortragen; wohl aber darf ich auf die Sammlung der Geschichtschreiber des Mittelalters verweisen, welche allmählig in deutscher Sprache erschienen sind. Bei der Unmöglichkeit jeden Einzelnen zu charakterisiren, möge es als ein Fingerzeig für weitere Studien genügen, wenn ich einige der ausgezeichnetsten jener Geschichtschreiber nenne: Eginhard, Luitprand, Wittekind, Ditmar von Merseburg, Adam von Bremen, Lambert von Aschaffenburg, Otto von Freisingen, Hugo Falcandus, Helmold, Saxo Grammatikus, Wilhelm von Thrus, Arnold von Lübek, Richard von S. Germano, Matthäus Paris, Albert von Stade, Nicolaus von Jamsilla, Saba Malaspina.

Zweite Abtheilung.

1.

So wichtig auch (wie wir sahen), die lateinisch schreibenden Autoren des Mittelalters sind, so war doch ein frischerer, kräftigerer Lebenstrieb in den, sich daneben entwickelnden neuern Sprachen. Zwar stellte die Begeisterung für die wieder gefundenen alten Schriftsteller jene nationalen Bestrebungen nochmals in Schatten; zuletzt aber behielten die in neuern Sprachen geschriebenen Werke dennoch die Oberhand und mit Recht beschäftigt sich die Litteraturgeschichte nunmehr vorzugsweise mit ihnen.

2.

Eine Verwandlung der Sprachen hat von jeher Statt gefunden, und wird fernerhin Statt finden; sie ist und bleibt ein offenbares Geheimniß, sowie die Entstehung der Sprache selbst. Aus unvollkommenen Anfängen steigt die Entwickelung bis zu glänzender Mittagshöhe, und sinkt dann (selbst für die gebildetsten Sprachen) hinab, um neu emportreibenden Gestaltungen Platz zu machen.

Es ist zum Erstaunen daß Männer wie Cassiodor, Ennodius, u. A., (obgleich im Besitze aller Schätze der alten Litteratur) nicht mehr im Stande waren mit unzähligen Worten, irgend einen Gedanken scharf und bestimmt auszudrücken. Kaum 200 Jahre hielt sich das Latein auf einer kunstgemäßen Höhe. Gewiß war die griechische Bildung tiefer und durchgreifender, da sie an 2000 Jahre, das Werkzeug der Sprache noch immer,

wenn nicht mit ehemaliger Vollkommenheit, doch zweckmäßig zu handhaben verstand.

Ohne Zweifel sprach man zu keiner Zeit in ganz Italien ciceronianisches Latein, und wenn es auch fast lächerlich erscheint, im Livius (überkritisch) Patavinität herauszuspüren, so gab es doch wohl Dialekte, welche den Einwohnern von Rom so unverständlich waren, als manche französische und deutsche Dialekte, den Einwohnern von Paris und Berlin.

Wir besitzen Urkunden, welche zeigen wie das landschaftliche Latein allmählig fast alle Regeln der Grammatik und des Syntax bei Seite setzt, und in der Stille Sprachen hervorruft, denen selbst das neu und eigenthümlich organisirte, scholastische Latein nicht widerstehen kann. Im 13. Jahrhundert ist das neue Italienisch schon zu solcher Bildung gelangt, daß man dessen künftige Herrschaft voraussieht. Ohne jene Entwickelung der Sprache an minder bedeutenden Schriftstellern nachzuweisen, genügt es mir zunächst einige Bemerkungen den unzähligen Schriften und Urtheilen beizufügen, welche wir über Dante, Petrarka und Boccaccio bereits besitzen.

3.

Dante Alighieri, geboren in Florenz (wahrscheinlich 1265) von angesehenen Aeltern, als Ghibelline und Gegner Karls von Valois im Jahre 1302 verbannt; seitdem Aufenthalt an verschiedenen Orten (so bei den Scaligeri in Verona), zuletzt bei Guido von Polenta in Ravenna, wo Dante auch im Jahre 1321 starb.

Seine Jugendliebe zu Beatrice Portinari ist gewiß nicht ganz erfunden; weit wichtiger jedoch als die wenigen äußerlich gegebenen Thatsachen, ist das was die schaffende Kraft des Dichters hinzuthat. Eine ähnliche Schöpfung und Verklärung finden wir bei Petrarka und Boccaccio; — und so hinab bis auf die Sänger von Lydien und Sylvien, die ihr persönliches Bedürfniß nicht besser zu befriedigen und zu veredlen wußten.

als durch Erfindungen, welche bisweilen glänzend und bewundernswürdig, und nicht seltener oberflächlich und lächerlich erscheinen.[1]) Anregungen solcher Art kommen in der Regel von außen; ob aber das, angeblich poetische Vergrößerungsglas daraus ein Wunderbild, oder eine Karikatur erzeugt, hängt von der schaffenden Kraft und Begeisterung des Dichters ab.

Für seine Zeit war Dante wohl unterrichtet, ja gelehrt; die damalige Philosophie und Theologie widerstand indeß einer dichterischen Behandlung und Verklärung noch mehr als das atomistische System, dessen der kräftige Lukrez Meister zu werden suchte.

Alles was von einem Manne wie Dante kommt, ist merkwürdig und anziehend: also auch seine Jugendgedichte, seine vita nuova, sowie die Schriften de monarchia und de vulgari eloquentia.

Indessen überragt die divina comedia alles Uebrige so sehr, daß ich jene Werke zur Seite lassen darf.

Mögen einzelne biblische Ausdrücke und Bruchstücke von Legenden, Dante zur Unternehmung dieses Werks veranlaßt haben, mag er den Charakter seiner ganzen Zeit nicht verläugnen können, bleibt er doch durch und durch originell, ursprünglich, eigenthümlich wie kaum irgend ein anderer Dichter. Einem Riesen gleich steht er ganz allein auf seinen eigenen Füßen; nirgends ist er Nachahmer, und Keiner hat gewagt ihn nachzuahmen. Trotz seiner für Virgil an den Tag gelegten Verehrung, hat das Alterthum doch nirgends auf sein Werk fördernd, oder störend eingewirkt, und einzelne Erinnerungen an dasselbe zeigen nur daß es ihm in Wahrheit fremd blieb, daß er seine Größe und Schönheit nicht verstand, oder nicht verstehen wollte.

Wenn manche Italiener Dante unbedingt und gränzenlos rühmen, so kann man dies ihrer patriotischen Begeisterung zu

---

1) Viele (sagt Lessing, III, 218) können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen.

Gute halten; geschieht es von Deutschen so läßt sich die Einseitigkeit ihrer Auffassung nicht läugnen. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung, darf ich des trefflichen Tiraboschi Worte anführen. Er sagt (II, 420): „Dante hat nicht wenige und nicht geringe Fehler, welche niemand (der nicht seines gesunden Verstandes beraubt ist) jemals entschuldigen kann.“ Beginnen wir jedoch mit verdientem Lobe. Dante hat die italienische Sprache und ihre prosodische Behandlung wesentlich vervollkommt, und gab mit großem Rechte den früheren Plan auf, sein Gedicht lateinisch niederzuschreiben. Er hat ein bewundernswürdiges Talent, mit wenigen Worten alles Einzelne (sey es milde, oder furchtbar) aufs Bestimmteste, Schärfste und Eindringlichste darzulegen. Wo er sich zeigt, wohin er sich wendet, ist und bleibt er Herr und Meister. Vom Einzelnen erhebt er sich zu dem umfassendsten Plane, den je ein Dichter sich vorsteckte: Hölle, Fegefeuer und Himmel, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fügen sich seinem herrschenden Gebote. Das höchste Lob will wohl Friedrich Schlegel aussprechen, wenn er sagt: (X, 29) Dante sey der erleuchtete Dichter der katholischen Wahrheit. — Aber gerade hieran reihen sich unseres Erachtens erhebliche Einwendungen. Wenn nämlich Dante die überkommene katholische Wahrheit nur ordnete und systematisirte, so mindert sich das hochgerühmte Verdienst seiner Originalität; hat er, umgekehrt, das Wesentliche hinzu erfunden, so erscheint die frühere Entwickelung ungenügend und mangelhaft. Darüber ob die ganze katholische Wahrheit sich im Dante finde, mögen Andere entscheiden; niemand aber wird die Behauptung wagen, daß er die ganze christliche Wahrheit enthalte.

Jehova, der eifrige Gott der Juden, ist milde im Vergleiche mit dem Gotte Dantes, und eine durchgehende Verklärung der alten Auffassung vermißt der theilnehmende Leser. Mit einer entsetzlichen, von Schönheit und Geschmack losgetrennten Fantasie, erfindet Dante eine beispiellose Reihe von willkürlich vertheilten Qualen, verdammt mit überkühnem Hochmuthe, Unzählige zu ewigem Leiden; und wenn im Fegefeuer diese Höllen-

strafen scheinbar etwas gemildert sind, so wird die endlose Widerholung desto widerwärtiger und langweiliger. Daher spricht Goethe (XXXII, 195) von Dantes widerwärtiger, oft abscheulicher Großheit; und Guingené (II, 111) sagt: on ne peut reprocher au poête la faiblesse de ses peintures, mais leur hideuse et dégoûtante fidélité. Aehnlich schreibt Garve (Versuche II, 440): Dantes Gemälde sind schrecklich und ungeheuer, und wo er das Gemüth des Lesers rühren will, verwundet und zerreißt er es vielmehr.

Die an sich schon zu herbe Dogmatik erscheint bei Dante noch viel finsterer und bitterer, und so geschickt auch (wie gesagt) das Einzelne behandelt ist, bleibt dies Verdienst eben nur ein Fragmentarisches, und die erforderliche Einheit eines epischen Kunstwerks wird weder durch die große Dreitheilung, noch durch viele nur vorübergehend auftretende, gequälte und nirgends handelnde Personen begründet, oder zusammengehalten. Willkürlich eingemischte, künstliche Allegorien, sind kein Mittel zu wirklicher Erhebung; sie mehren nur die Dunkelheit und Verwirrung, und es ist kein Lob eines dichterischen Kunstwerks, wenn es weitläufiger gelehrter Erörterungen und Kommentare bedarf.

Gehört es zu einer christlichen Fantasie daß Pluto in einen Satan verwandelt und Minos mit einem Schwanze begabt wird? Ist eine solche Hölle, solch Fegefeuer, solch ein Himmel in der Schöpfung des wahren Gottes möglich, denkbar, oder zu rechtfertigen? Während für Hölle und Fegefeuer von Dante unzählige Qualen erfunden wurden, fehlt es im Himmel an aller Mannigfaltigkeit der Freuden, heiteren Genusses und erhöhter Thätigkeit. Die reinen Urquellen der scholastischen Philosophie, welche den ernsten Forscher (trotz ihrer Formlosigkeit) anziehen und reichlich belehren, werden in Dantes Himmel mit etwas Dichtung plattirt, und eben deshalb unnatürlich und haltungslos. Die Dissonanzen bleiben ungelöset, und der Schluß ist nur was die Musiker einen Trugschluß nennen. Von der erfreulichen, beseligenden Botschaft, dem Evangelium der liebevollsten aller Religionen, findet sich im Dante kaum eine Alles

milde versöhnende Spur; darum bleibt es eine Verkehrtheit sein Werk vorzugsweise als ein christliches zu empfehlen.

All dieser (von den Meisten geläugnete ja als ganz unverständig bezeichnete) Tadel, ließe sich wohl durch genauere Beweise rechtfertigen; bezweckt jedoch keineswegs Dante seine Stelle als einen der ersten Dichter streitig zu machen. Daß er diese deßungeachtet seit Jahrhunderten behauptet hat und fernerhin behaupten wird, ist vielmehr Zeugniß seiner außerordentlichen Größe.

[Proben: A. W. Schlegel III, S. 283, 293, 323.

4.

Petrarka: geboren 1304 in Arezzo, Aufenthalt in Avignon, Carpentras, Bologna, Vauclüse u. s. w. Nach Aufgeben des juristischen Studiums, Reisen und Beschäftigungen vielfacher Art, Lob und Ehre von allen Seiten, 1341 als Dichter in Rom gekrönt, gestorben 1374 in Arqua.

Petrarka war in vieler Hinsicht ein Gegenstück zu Dante: so milde und umgänglich, als jener schroff und abschreckend, kein Freund, sondern ein Gegner der scholastischen Philosophie, fern von theologischer Grausamkeit und Spitzfindigkeit, voll von lebendigen ansprechenden Kenntnissen, mittheilend nach allen Seiten. Der größere Theil seiner Werke ist lateinisch und in Prosa geschrieben; ihnen gegenüber stehen seine italienischen Gedichte. Petrarka betrachtete die letzten als jugendliche unbedeutende Ergüsse; er glaubte hingegen durch die ersten, seinen Ruhm für alle Zeiten gesichert zu haben. Und doch werden sie äußerst wenig gelesen, schon deshalb weil sie einer vollendeten Form entbehren. Ihr großer Werth und Petrarkas außerordentliches Verdienst besteht jedoch darin, daß er mit erfreulicher Begeisterung und unermüdlicher Thätigkeit für das wirkte, was seine Zeit bedurfte, was ihr neue mannigfaltige Lebenskräfte verschaffte. Dem ausgearteten, trotz aller Spaltungen noch tyrannisirenden Kirchenthume, der trotz alles Scharfsinns vertrocknenden

Scholastik gegenüber, ward Petrarka der Licht anzündende Prophet des klassischen Alterthums, des unwiderstehlich hervorbrechenden Humanismus. War auch Petrarka nicht frei von Eitelkeit und Empfindlichkeit, kein starker Charakter, kein praktisch richtig erkennender, oder wirksamer Staatslehrer, so bleibt er doch in den bezeichneten Regionen ein außerordentlicher Mann.

Weit mehr Gewicht als auf dies Alles, legte die Nachwelt auf Petrarkas italienische Liebesgedichte, und suchte durch mühsame Forschungen herauszubringen, ob und in welchem Verhältnisse er zu Laura gestanden habe. Mehr als Göthe, gab Prtrarka zu derlei Forschungen (die nur zu leicht in Klitschklatsch ausarten) gegründete Veranlassung, und als letztes Ergebniß ward verkündet: Laura, die Tochter Audeberts de Noves ward gebohren 1308 (vier Jahre später als Petrarka), heirathete 1325 Hugo de Sades, und starb 1348. Sie hatte 11 Kinder, Petrarka dagegen (anderer Liebschaften nicht zu gedenken) in dieser Zeit, von zwei Müttern, zwei unehliche Kinder.

An diese Ergebnisse ließen sich unzählige Zweifel und Fragen anreihen; wir widerstehen jedoch dieser Neigung und beschränken uns auf wenige Bemerkungen. Es liegen keine Beweise vor daß Laura jemals Petrarka leidenschaftlich liebte, oder ihrem Gemahle untreu ward. Gewiß war sie, mit Petrarka verglichen, nur unbedeutend, und 11 Schwangerschaften, Kindbetten, Mutterpflichten und derlei für die Schönheit sehr ungünstige Verhältnisse, stellte Petrarka mit Recht als unpoetisch zur Seite, und ließ seiner Fantasie freien Lauf. Dieser bis in die Wolken sich erhebende Idealismus, bedurfte jedoch eines realistischen Gegengewichts, und jene zwei natürlichen Kinder Petrarkas, thaten seiner Verehrung Lauras gewiß keinen Abbruch; — insbesondere wenn man bedenkt, daß seine Geliebte wesentlich seine eigene Schöpfung war!

Wie dem auch sey, Petrarkas Gedichte zeigen (in sehr seltener Weise) Treue, Anhänglichkeit, Gefühl für Schönheit und Sitte, Milde, Zartheit und Beweglichkeit des Geistes, Mannigfaltigkeit der Anschauung und Auffassung, Wohllaut der Sprache

und Kunst des prosodischen Baues. — Diesem und anderem wohlverdienten Lobe gegenüber, darf man jedoch bemerken; es finde sich auch Gekünsteltes, Spitzfindiges, Schwächliches in Petrarkas Sonetten, und man könne so unzählige, kleine Variationen, über ein an sich beschränktes Thema nicht lesen ohne Ermüdung, ja Langeweile.

Sehr auffallend und kaum begreiflich ist es, daß sich in Petrarkas Schriften, neben jenen zarten Liebessonetten, die allergröbsten Beschreibungen und Urtheile über das weibliche Geschlecht vorfinden (Buhle Gesch. d. Philos. II, 1, 101, 108). Man möchte auf den Gedanken kommen, es sey mit dem Lobe und dem Tadel nicht so ernst gemeint, und beides gutentheils nur eine äußerliche rhetorisch poetische Uebung. Daher sagt Macaulay (Byron 338): heutigen Lesern scheint Petrarkas Liebe von der Art zu seyn, welche kein Herz zerbricht.

Gewiß war es ein Unglück daß der Meister, unzählige kleine Nachahmer fand, welche Italien mit einer Fluth von Tausenden schlechter Sonette überschwemmten. Wer sich die Zwangsjacke der 14 Zeilen angeschneidert, oder angedrechselt hatte, hielt sich für einen Dichter, und auf lange Zeit verschwanden alle höheren Aufgaben, Formen und Zwecke, um des Götzendienstes und der Verehrung willen, welche dem mattherzigen, verweichlichenden, inhaltslosen Geklingel zu Theil ward!

[Lesen Sonette: Manso II, 3, 8, 13, 15, 24, 33, 36.
A. W. Schlegel IV, 41, 48, 64.
Voigt (erstes Jahrh. d. Humanismus) 71—76, 96—106.]

5.

Boccacio, geboren 1313, bis zum 28. Lebensjahre Kaufmann, dann des canonischen Rechtes Beflissener, endlich, in verschiedenen Lebensverhältnissen, Schriftsteller und Dichter, gestorben 1375.

Wie bei Dante und Petrarka bemühten sich viele Forscher über Boccacios Liebschaften die volle Wahrheit aufzufinden.

Sie erzählen gewöhnlich: zu Maria, einer natürlichen verheiratheten Tochter König Roberts von Neapel, (welche als Fiammetta in seinen Gedichten verherrlicht werde) habe er eine keineswegs ideale und unerwiederte Leidenschaft gehegt. — Andere behaupten dagegen: dies Alles sey lediglich Fabelei. — Ohne uns nochmals in derlei Prüfungen einzulassen, dürfen wir doch im Allgemeinen behaupten, daß Boccacio (wie es auch mit seinen idealern Verhältnissen stehen mochte), keineswegs dem sinnlichen Bestandtheile der Liebe entsagt hatte.

Er war ein gelehrter Kenner und Bearbeiter des Alterthums, obgleich Kritik und scharfsinnig klare Anordnung des Materials noch fehlte. Ueber seine poetischen Werke (Theseide, Admet, Fiammetta, Filopono, Philostrato) berichtet Friedrich Schlegel (X, 1) umständlich und meist lobend. Wir gestehen daß uns, nach lernbegierigem Anfange, bald die Lust verging die mühselige, wenig lohnende Arbeit fortzusetzen. Werden doch jene Werke, selbst in Italien, sehr wenig gelesen, — ja einige sind litterarische Seltenheiten geworden.

Desto verbreiteter, gelesener, bewunderter ist bis auf den heutigen Tag sein Dekameron. Gewiß war Boccacio der Begründer einer, im Vergleich zu allen Zeitgenossen, vollkommneren italienischen Prosa; er hat als erster Meister, Richtung, Behandlung, Methode für unzählige Nachahmer angegeben. Trotz dieser Anerkennung hat man mit Recht gefragt: ob sich nicht im Boccacio schon ein Anflug zeige von redseligem Schwulste und breitem Periodenbau, welcher später (z. B. im Guicciardini) noch weit mehr ausartete, und von dem sich fast nur Macchiaveli freigehalten hat?

Erheblicher als die Frage nach der Form, ist die nach dem Werthe des Inhalts jener Novellensammlung. Etliche beschreiben sie als ein heiteres, geistreiches Lehrbuch der, von aller kopfhängerischen Pedanterie befreiten Lebensweisheit, als ein Abbild reizender Natur und kühn sich enthüllender Schönheit; sie behaupten daß die Frager und Zweifler unfähig wären, sich zu dem höheren von Boccacio offenbarten Standpunkt zu er-

heben. — Unser Credo lautet anders! Den zarten, edlen Novellen steht eine viel größere Anzahl gegenüber, welche Zweideutiges nicht mit kurzem schlagenden Witze erzählen (wie in manchen Fabliaux) sondern sich gefallen in umständlichem Ausmalen, im Hohn über die Unschuldigen, in Hätschelei mit den Sündern. Nirgends eine Spur von sittlicher Theilnahme, von ernster Rüge. Ist der Einwand gegründet, daß die Zeit dies Alles erlaubte, ja verlangte; so erledigt sich keineswegs der Vorwurf gegen den Autor, sondern gewinnt nur eine größere, bedauernswerthe Breite.

Angenommen aber alle diese Einwendungen und Vorwürfe wären völlig unbegründet, so bleibt, unseres Erachtens, noch ein anderer übrig: nämlich daß die zahlreichen Erzählungen von Ungebührlichkeiten, Betrügereien, ja Schändlichkeiten, keineswegs große Mannigfaltigkeit zeigen, sondern gleichartig fast immer auf dasselbe hinauslaufen und dadurch ermüden. Einzelne Novellen tragen (wie gesagt) allerdings einen besseren Charakter; beschreibt denn aber z. B. die überall hochgerühmte und gepriesene Griseldis[1]), nicht ihrerseits einen, alle Persönlichkeit mit Unrecht vernichtenden Gehorsam, und auf der anderen Seite eine gefühllose Barbarei?

Die Nachahmer Boccacios sind in einigen Beziehungen besser, in anderen schlechter! es ist hier nicht der Ort auf diese Unterschiede einzugehen. Die Novellenkränze welche Goethe und Tieck begannen, sind von den italienischen wesentlich verschieden: sie sind mannigfaltiger, sittlicher, tiefsinniger. Wir haben gar keine Vorliebe für die ängstliche Ziererei, welche etliche Frauen als Triumph und Kennzeichen höchster Sittlichkeit betrachten; doch können wir unmöglich den Dekameron als Mittel empfehlen um jene Lächerlichkeiten auszutreiben, wir fürchten daß italienische Frauen durch häufiges Lesen jenes Werks leicht weniger gewinnen, als in anderer Beziehung verlieren könnten.

1) Timoneda hat in seiner Erzählung (Tesoio I, 19) diese Mängel auch nicht genügend beseitigt.

6.

Es ist auffallend daß die Kirchenväter während des Mittelalters, selbst in theologischen Kreisen, keine größere Rolle spielen: denn die Griechen (Origenes, Chrysostomus) wurden wenig, oder gar nicht gelesen, und Tertullian blieb (ungeachtet man an schlechtes Latein gewöhnt war) wohl nur mit Mühe verständlich. Am meisten geschätzt und benutzt ward allerdings Augustinus. Theils aber ließen seine Schriften eine verschiedene Auffassung zu, theils boten sie eine, nur zu bequeme Handhabe, sich übermäßig in dogmatische Schwierigkeiten zu vertiefen. So viel Anknüpfungspunkte auch das Christenthum bot philosophische Gedanken neu zu begründen und zu beleben, geschah dies doch auf keine vollkommen genügende Weise; und die herrschenden Parteien wurden oft verfolgungssüchtiger als je das Heidenthum gewesen war.

Um die Zeit aber, wo die Laienwelt anfing sich um die Litteratur zu bekümmern, fehlte, gottlob, den Meisten jener fanatische Eifer, und die Auferstehung der alten Klassiker füllte die Gemüther mit so lebendiger, erfreuender Begeisterung, daß die (trotz manches löblichen Inhalts) einseitigen, breiten, mangelhaft geschriebenen Kirchenväter, keine allgemeine Theilnahme erweckten, die griechischen selten übersetzt, und die lateinischen ohne allen Vergleich weniger gelesen wurden als Cicero und Virgil. Alle, bis in die neueste Zeit wiederholten Versuche, statt der Klassiker, die Kirchenväter in die Schulen einzuführen, sind (unbeschadet des Christenthums) immer mißlungen.

[Lesen: 1) Tertullian Vorles. über alte Geschichte II, 493.
2) Guigo Hohenst. VI, 393.
3) Abälard Hohenst. VI, 379.
4) Bernhard v. Clairvaux VI, 384.

7.

Die herkömmliche Ansicht: man habe die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften, wesentlich den aus

Constantinopel nach Italien gewanderten Griechen zu danken, ist unhaltbar. Denn schon früher war der Geist des Alterthums in Männer wie Petrarka und Boccacio eingedrungen, und ohne den beispiellosen Eifer italienischer Fürsten und Gelehrten hätte jene Einwanderung nur wenig Früchte getragen.

Seit 1000 Jahren hatten die Byzantiner, umgeben von unerschöpflichen Schätzen der Vorwelt, sie kaum verstanden, viel weniger selbst etwas Großes und Bewundernswerthes erzeugt. Allerdings brachten sie einiges Ererbte den Italienern; aber weit mehr holten diese selbst, und belebten das Vernachlässigte von Neuem. Gewiß erleichterten jene Einwanderer das Studium der griechischen Sprache; aber der Ausdruck: Wiederherstellung der Wissenschaften ist eine Uebertreibung, eine Hyperbel. Von eigentlichen Wissenschaften war wenig die Rede, und selbst die alte Philosophie (die noch am ersten hieher gehört) beherrschten jene Byzantiner keineswegs auf eine genügende und erfreuliche Weise. Anstatt z. B. Platon und Aristoteles in ihrem großen, eigenthümlichen Werth anzuerkennen, anstatt ihren geschichtlichen Zusammenhang, die Causalverbindung, die erfreuliche Entwickelung zu begreifen, hielten es Viele, in ihrer beschränkten Eitelkeit für das höchste Verdienst, den einen oder den anderen jener beiden Meister in den Himmel zu erheben, und den zweiten ganz zu verdammen. Ja diese blinde Leidenschaftlichkeit führte bis zu den gemeinsten Lügen und Verläumdungen.

In allen größeren Völkern Europas brach damals, mehr oder weniger, ein geistiger Frühling hervor; aber die Italiener waren die Chorführer, und mit Recht spricht die Geschichte von einem Zeitalter der Medicäer!

8.

Nur viermal hat die Weltgeschichte lobpreisend von Zeitaltern gesprochen, die für Bildung und Fortschritt des menschlichen Geschlechts von hoher, glänzender Wichtigkeit waren, nämlich das Zeitalter des Perikles, des Augustus, der Medi-

cäer und Ludwigs des XIV. Zweifaches (so scheint es) muß zusammentreffen um jenen Beinamen zu verdienen: ein hochgestellter, das Vereinzelte belebender und zusammenfassender Herrscher; und dann eine Reihe in seltener Weise gleichzeitig hervortretender Männer, welche in den verschiedensten Richtungen, Kunst und Wissenschaft ergreifen und meisterhaft fördern. Die Wichtigkeit jener leitenden Herrscher ward bisweilen ausschließend hervorgehoben; bald hingegen sind sie als wenig bedeutend, oder als Nebensache betrachtet und behandelt worden. Beides ist irrig. Ohne ihre Einwirkung würden die einzelnen Talente eben vereinzelt und abgeschwächt bleiben, und die oft so unentbehrliche äußere Förderung fehlen; ohne jenes Zusammendrängen geistiger Lichtstrahlen würde den herrschenden Führern, der schönste Glanz und Ruhm nicht zu Theil werden.

Jene Benennung der vier Zeitalter ist nicht unverdient, obgleich sie an Umfang, Werth und Dauer sich keineswegs gleich stehen. Es ward nicht erwiesen daß das spätere Zeitalter in diesen drei Beziehungen jedesmal das vollkommnere sey; eher könnte man wohl die Reihefolge umkehren, und dem perikleischen den ersten, dem augusteischen den 2. Rang zuweisen. Wenigstens in der Beziehung, daß beide die heutige Gegenwart mehr beschäftigen und erregen, mehr in sie eingreifen, als die Zeitalter der Medizäer und Ludwigs XIV.[1]) Diese größere Dauer bestimmt aber keineswegs allein Umfang und Werth des Geleisteten.

Vergleichen wir die leitenden Personen, so hatten Augustus und Ludwig XIV. eine ähnliche politische Stellung, und noch mehr Uebereinstimmung zeigt sich zwischen Perikles und Lorenz von Medicis. Beide standen durch die Ueberlegenheit ihres Geistes und Charakters viele Jahre lang, durch freiwillige Anerkenntniß ihrer Mitbürger an der Spitze hochgebildeter, aber sehr unruhiger Republiken. Beide waren der Mittelpunkt vieler, sich in selbstgewählten Bahnen bewegender, ausgezeichneter

1) Von dem Zeitalter Ludwigs XIV. wird später die Rede seyn.

Männer; in Athen war jedoch der Umfang des Ergriffenen und zur Vollkommenheit Geführten, viel größer als in Florenz. Denn wollen wir auch Michel Angelo, dem Phidias und andere ausgezeichnete florentinische Künstler den athenischen gleichstellen, so fehlen hier doch Dichter wie Sofokles und Euripides, Philosophen wie Sokrates und Platon, Redner, Aerzte, Geschichtschreiber ersten Ranges.

Zugeben aber muß man daß in Florenz die ganze Atmosphäre von Dichtung geschwängert und erfüllt war, und kaum Einer sich dieser Einwirkung entziehen konnte, oder wollte.[1]) Die neu entdeckte classische Welt, beherrschte ferner alle Gemüther dergestalt, nahm jede thätige Kraft so sehr in Anspruch, daß Fähigkeit, Lust und Bedürfniß zu eigenen Erzeugungen hiedurch vermindert ward. Deshalb hat das, damals im Wiederschein der alten Welt, Erschaffene und Bewunderte, sehr an Glanz und Werthe verloren. Viele hervorragende Männer jener Zeit, haben für sich ein reiches Leben geführt, den Besten ihrer Zeit genügt, Fingerzeige und Anregungen gegeben den kommenden Geschlechtern; — aber einen Dichterkranz für alle Zeiten, erwirbt man nicht mit Nachahmung von Liebessonetten und Canzonen, mit flachen Satiren, Beschreibung von Turnieren, und willkürlichen, oft geschmacklosen epischen Versuchen. Alle diese Aufgaben und Zwecke erscheinen, wenn man das Vergrößerungsglas augenblicklicher Bewunderung bei Seite legt, nur untergeordnet und unbedeutend. Man kann von Manchem sagen, was die Catalani von der Sonntag: elle est la première dans son genre, mais son genre n'est pas le premier. Trotz alles Lobes, welches ihnen in Litterargeschichten gespendet wird (z. B. an Guarino, Aurispa, Poggio, Filelfo, Traversari, Bruni u. A.) bieten ihre, nach Form und Inhalt sich keineswegs zum ersten Range erhebenden Schriften, sehr wenig Reiz für heutige Leser, und bleiben deshalb auch ungelesen.

Weniger Eigenthümlichkeit und scharf ausgedrückte Persön-

---

1) Ueber die Gedichte des Lorenz von Medici, Roscoe I, 259.

lichkeit, ist in jenen unter sich ähnlichen litterarischen Erzeugnissen zu erkennen, als in den zahllosen Zänkereien nnd groben Verläumdungen, welche jene Hochgerühmten widereinander leider aussprachen und drucken ließen. Lorenz von Medicis hatte wohl mehr Noth bei Schlichtung dieser Streitigkeiten, als Perikles in Athen.

Die Verehrung der platonischen Philosophie, neben jenen dichterischen Richtungen, ist löblich und erfreulich; aber durch die Uebersetzung Platons, ward Marsilius Ficinus kein Philosoph ersten Ranges, und seine Bewunderung der Neuplatoniker, der Gnostiker, der Kabbala und der Mystik, erzeugte Wunderlichkeiten und Thorheiten schlimmerer Art. Deshalb sagt Tiraboschi: „die Vorliebe für Platon führte diese Männer so weit Narrheiten niederzuschreiben, welche man ohne Lachen nicht lesen kann.“ — Hätte man Aristoteles als zweiten Meister gekannt, anerkannt und geehrt, so wäre die mangelhafte Richtung und Erkenntniß verbessert und erweitert worden.

Bei höherer, allgemeiner Bildung bleiben gewisse Schattenseiten und Auswüchse nie ganz fern; Heilmittel wie sie um die Sittlichkeit zu befördern, der fanatische Savonarola anwandte, waren schlimmer als die bekämpften Uebel. Daß umgekehrt viele Päpste und Fürsten, den Medicäern in Beförderung von Kunst und Wissenschaft nacheiferten, ist bekannt, hier jedoch nicht umständlich zu erörtern. Der treffliche Tiraboschi giebt hierüber die beste Auskunft.

9.

Es ist unter den Gelehrten viel gestritten worden, welche Gedichte der europäischen Völker die ältesten seyen. Aus Mangel entscheidend gewisser Thatsachen bleibt jedoch Vieles zweifelhaft. Wurzelt z. B. die Poesie der Italiener, Spanier, Provenzalen in der antiken Welt, so hat sie Anspruch auf das höchste Alter; findet sich aber daß diese neuere Dichtkunst von der alten schlechterdings verschieden, und kaum irgend eine Aehnlichkeit

nachzuweisen ist, so fällt der chronologische Beweis zu Boden, und die zur Zeit Karls des Großen gesammelten (aber leider verlornen) deutschen Gedichte, dürften der Zeit nach den Vorrang verdienen. Das Alter entscheidet aber nichts über den inneren Werth eines Kunstwerks; ja man darf behaupten, oder doch vermuthen, daß alle irgend begabten Völker unter ähnlichen Kulturverhältnissen unausbleiblich zur Dichtkunst hingetrieben werden. In vielen Fällen läßt sich nachbarliche Einwirkung nicht läugnen (z. B. der Provenzalen auf die Italiener); aber das wahrhaft Wichtige und Bedeutende muß auf eigenem Boden wachsen. Mag man also auch, nach Fauriels scharfsinnigen Untersuchungen die Wirksamkeit der Provenzalen nach vielen Seiten zugeben, so ist doch Dante und der Cid nicht durch sie entstanden.

In der provenzalischen Sprache lassen sich nachweisen griechische, lateinische, gallische Bestandtheile, welche jedoch zu einer neuen schönen Einheit verbunden wurden. Nicht minder hatten die Provenzalen eigenthümliche Verdienste in Hinsicht auf Entwickelung der Silbenmaße und dichterischen Formen, auch ist die Zahl ihrer lyrischen Gedichte überraschend groß. Aber schon deshalb mußte ihr Werth sehr verschieden seyn: neben ächter Begeisterung, Tiefe und Zartheit, findet sich Oberflächliches und Ungebührliches, und die Krieges- und Spottlieder werden von den Liebesliedern der Zahl nach weit überflügelt. Eine unausbleibliche Folge dieser Ueberzahl, sind unzählige ermüdende Wiederholungen dürftiger Gedanken und Empfindungen. Der gewiß sehr unvollkommene Gesang der Jongleurs konnte diese Mängel nicht verdecken; auch hat kein Provenzale als Lyriker den ersten Rang errungen und behauptet.

Ob die Provenzalen so großen Antheil an den epischen Gedichten des Mittelalters haben, wie Fauriel nachzuweisen sucht, ist eine noch nicht genügend beantwortete Frage. Sofern jene in wesentlichem Zusammenhange mit dem Ritterwesen lebten, sind die Provenzalen nicht minder theilnehmend und berechtigt als die Nordfranzosen. Hiemit steht wieder in Verbindung, daß

der künstlichen, überverfeinerten Hof- und Ritterpoesie gegenüber, mehr aus dem Volke hervorgehende, populäre Dichtungen entstanden.

Gewiß fehlte das Drama ganz in der Provence; denn die Mysterien können kaum als der Anfang einer ächt künstlerischen, eigenthümlichen Entwickelung bezeichnet werden. Vielleicht hätte sich diese eingefunden, wenn nicht die verdammliche Wuth der Albigenserkriege, alle jene schönen Blüten und Früchte niedergeschlagen und zerstört hätte. Wo man große Städte verbrannte und unzählige Menschen (angeblich zu Gottes Ehre) ermordete, erscheint es fast als eine nur geringe Nebenthorheit daß Papst Innocenz IV. die provenzalische Sprache als ketzerisch bezeichnete und ihren Untergang forderte. Im Zusammenhange mit allen übrigen Freveln, blieb leider auch diese Forderung nicht ohne Wirkung.

10.

Der größere und wesentlichere Theil eigenthümlicher Bildung der französischen Sprache, ging ohne Zweifel aus von dem begabten Volke selbst; doch fanden allerdings auch germanische, provenzalische und romanische Einwirkungen statt.

Die Entwickelung der nordfranzösischen Lyrik steht der provenzalischen nach; wieviel aber von den epischen Gedichten im Süden wurzele, ist (wie gesagt) noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Doch darf man behaupten, daß ein bedeutender Beitrag von der Provence ausging; insbesondere sofern die Rede ist von Fehden an den Pyrenäen, und mit spanischen Herrschern und Völkern. Gewiß werden diese sogenannten Epopeen von fleißigen Bearbeitern überschätzt; im Ganzen aber dergestalt unterschätzt und vernachlässigt, daß die meisten noch ungedruckt in Bibliotheken vergraben liegen, und die gedruckten für das Volk unverständlich und unbeliebt bleiben. Natürlich! denn es fehlt ihnen fast ganz an geschichtlichem, geographischen, volksthümlichen Boden, und sie sind (trotz einzelner glänzender, be-

stechender Stellen) im Ganzen überlange Erzeugnisse einer maaß- und haltungslosen Willkür, welche nicht ein Beweis ist übergroßer, schaffender Kraft, sondern der Schwäche und Geschmacklosigkeit. Insbesondere zeigt sich dies bei Behandlung, oder vielmehr Mißhandlung, griechischer und römischer Gegenstände.

Allmählig traten an die Stelle dieser in Versen geschriebenen Gedichte, prosaische Romane meist mit denselben Eigenschaften; nur daß sie womöglich noch breiter, und schon deshalb für heutige Leser unlesbar sind. Auch erlaubte das beobachtete Verfahren, nach Belieben das Werk endlos fortzusetzen; denn es findet sich kaum ein, das Ganze zusammenhaltender Faden, und eine künstlerisch abgerundete Organisation sucht man meist vergebens.

Diese Rügen richten sich nur gegen übertriebenes Lobpreisen, ohne das wahrhaft Werthvolle in einzelnen kühnen und gefühlvollen Darstellungen zu läugnen. Auch ist das spätere Vorherrschen kalter, lebloser, trockenlangweiliger Allegorien noch weniger zu billigen, wie es sich in dem überlangen, einst hochgepriesenen Roman de la Rose findet. Hiemit verglichen, führt Boccacio seine Geschichten mit höchster lakonischer Kürze zum Ziele.

Von großer Mannigfaltigkeit sind die französischen Fabliaux: trefflich, geistreich, witzig, mittelmäßig, unbedeutend, geschichtlich, ungeschichtlich, geistlich, weltlich, sittlich, unsittlich, gläubig, abergläubig, meist kurz und nur selten von allzu wortreicher Länge.

Clement Marot[1]) (st. 1544) wird gewöhnlich an die Spitze der neuern französischen Dichter gestellt, ist aber doch trotz vieler wohlgemeinten, bunten Versuche (Psalmen, Erzählungen, Lieder, Epigramme u. s. w.) kein schaffender Geist ersten Ranges; vielmehr sagt Voltaire von ihm: Marot n'a qu'un style, et il chante du même ton les psaumes de David et les merveilles de Mademoiselle Alix.

---

1) Eschenburg II, 24; V, 41.

Ebenso wenig konnten des anmaaslichen Ronsard (st. 1585) pedantische, sprachwidrige Künsteleien, ohne wahre Innigkeit, auf die Dauer Beifall finden.[1]) Malherbes (st. 1628) ernster Widerspruch war ohne Zweifel wohlbegründet; aber an die Stelle der regellosen, oder pedantischen Thorheiten, ward Besonnenheit, Kritik und verständiges Maaß so eifrig und geschickt angepriesen, daß ein Flug in die höheren Regionen der Dichtkunst kaum erlaubt und möglich blieb. Selbst Malherbe kommt fast nie hinaus über sorgfältig correkte Verstandespoesie, ausgeschmückt mit allerlei Rhetorik. Aber sprachliche Reinheit und Rhetorik erhebt niemand zum wahren Dichter. Größere Meister eröffnen einen späteren Zeitraum.

Mit Unrecht erwähnt und lobt man oft, fast ausschließlich die früheren französischen Dichter, während ihre Chronisten und Geschichtschreiber (Männer wie Villehardnin, Joinville, Froissart) ihnen, in ihrer Art gleich, oder vielmehr voranstehen; und wenn auch die Universität Paris nur sehr wenig für die nationalfranzösische Litteratur gethan hat, so war sie doch für Entwickelung, zunächst der Theologie und Philosophie, von größter Wichtigkeit; ja sie wußte eine politische Stellung zu gewinnen, und lange zu behaupten.

11.

Spanien, auf drei Seiten vom Meere, auf der vierten von hohen Gebirgen eingeschlossen, scheint ein von Natur fast unzugängliches Land zu seyn; — und doch hat es von außen die größten Umwälzungen erfahren, und ist abwechselnd erobert worden von Karthagern, Römern, Deutschen und Muhamedanern. Die Letzten waren lange Zeit hindurch höher gebildet, als die christlichen Spanier, und es mußten viele Gründe und Verhältnisse zusammentreffen, diesen, nach Jahrhunderte langem Kampfe, den vollständigen Sieg zu verschaffen. Ebenso langsam

---

1) Eschenburg IV, 260.

entwickelte sich die Sprache in mannigfachen Dialekten, bis erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts, das Kastilianische (wenigstens in litterarischer Beziehung) die Oberhand gewann. Die älteste entdeckte spanische Urkunde ist von 1155, und wohl schon früher hat es spanische Gedichte gegeben.

Merkwürdig, daß ungeachtet jener Umwälzungen und Mischungen, sich ein selbständiger spanischer Volkscharakter und eine sehr eigenthümliche Litteratur bildete. Ja an der Spitze derselben steht ein bewundernswürdiges Gedicht, wie es kaum irgend ein neueres Volk aufzuweisen hat, nämlich die Romanzen vom Cid. Trotz aller Zweifel über die Entstehung derselben, die Person des Dichters, die Gränzen des Geschichtlichen und Hinzuerfundenen, ist und bleibt das Gedicht ein Denkmal tapferen Sinnes, zarter Empfindung, edler Begeisterung und vaterländischer Haltung. Don Rodrigo Diaz de Vivaro, genannt der Cid (Seid, Herr, Ritter) ist und bleibt den Spaniern ein bewunderter, volksthümlicher Held, das Gedicht bleibt populär und wirksam. Die Nibelungen sind dem Umfange nach viel größer, der Organisation und dem Inhalte nach viel kunstreicher und mannigfaltiger; aber Siegfried und Hagene verloren auf lange Zeit mehr die Theilnahme der Deutschen, als Cid die Theilnahme der Spanier.

[Lesen: Herder, schöne Litteratur III, S. 82—84, 86—87, 216—224, 240—241.]

Besondere Erwähnung verdient König Alfons X. (geb. 1221, gest. 1284) ausgezeichnet in jeder Beziehung, nur nicht als Herrscher. Er führte die Landessprache ein für den Geschäftskreis der Behörden, veranlaßte eine Bibelübersetzung, beförderte viele Zweige der Wissenschaft, insbesondere die Sternkunde, war selbst Dichter und prosaischer Schriftsteller. Nicht bloß an der Abfassung einer neuen Gesetzsammlung (siete partidas) nahm er Theil, sondern fügte auch allerhand Untersuchungen und Betrachtungen hinzu, wie man sie an dieser Stelle keineswegs erwartet. So über das Wesen der Tyrannei,

die beste Erziehung, das Benehmen der Prinzessinnen. Sie sollen (heißt es daselbst) mäßig seyn im Essen und Trinken und im Anzuge, sich nie zum Zorne hinreißen lassen, was einer Frau sehr schlecht ansteht. Sie sollen die Arbeiten lernen, welche für Frauen passen, denn dies macht heiter, ruhig und vertreibt böse Gedanken.

Des Königs Alfons Neffe, Don Juan Manuel (st. 1347) schrieb ein merkwürdiges Buch, unter dem Titel: der Graf Lukanor. Es enthält 49, nach morgenländischer Weise verbundene Erzählungen, Anekdoten, Apologen. Graf Lukanor legt nämlich seinem Minister Paternio sittliche und politische Fragen vor, welche dieser jedesmal durch eine Erzählung beantwortet. Sie zeigen mannigfache Kenntnisse, Erfahrung, praktischen Verstand, Weltklugheit.

Gleichzeitig mit dem Allem erwuchsen seit dem 13. und 14. Jahrhundert sehr viele Romanzen, welche mehr geschichtlichen Inhalt, festeren Boden und ergreifenderen Ausdruck zeigen als die meisten ähnlichen Gedichte.

Bald darauf entstand Wunsch und Bedürfniß, die Gefühle und Thaten tapferer und keuscher Ritter umständlich dargestellt zu sehen, und so fand Amadis als bester prosaischer Ritterroman den höchsten Beifall. Man hat behauptet, dieser Beifall beruhe zum Theil darauf, daß die Härte Dantes, die Weichlichkeit Petrarkas, die Zweideutigkeit Boccacios edlen Gemüthern auf die Dauer nicht genügen könne, und allerdings ertönen im Amadis ganz andere Saiten und Harmonien. Wenn aber jene italienischen Meister sich dennoch länger erhalten haben, als der Amadis und seine von Cervantes hinlänglich gewürdigten schwächeren Nachahmer; so rührt dies zunächst daher, daß alle diese Romanschreiber gesetzlose Willkür für die vollkommenste Offenbarung dichterischen Genius hielten, und durch endlose (trotz des Scheins reicher Mannigfaltigkeit) immer wiederkehrende, langweilige Abentheuer ermüden und abschrecken. Sie mußten aus der Mode kommen; denn nur das nach Form und Inhalt

Vollendete, erhebt sich über augenblicklichen, oft verblendeten Beifall, und lebt für alle Zeiten!

[Lesen: Dunlop 149.]

Die Behauptung, daß der Inhalt dieser Romane aus asiatischen, insbesondere aus persischen Quellen, über Arabien und Afrika nach Spanien und über Skandinavien nach Deutschland, England und Frankreich gekommen sey, ist ganz unbegründet; und ebenso unwahrscheinlich ist es daß ein Portugiese Lobeyra (st. 1403), Verfasser des Amadis und Mittelpunkt der neuen Schöpfungen gewesen sey. Ohne aber hier auf die ungelöseten Schwierigkeiten einzugehen, wo und durch wen der Amadis entstand, fortgesetzt, umgearbeitet und gedruckt ward, genügt es an dieser Stelle nur die Thatsache festzuhalten, daß alle diese Romane in Spanien Eingang und den größten Beifall fanden, bis Cervantes ihr nur täuschendes Licht durch ein ohne Vergleich trefflicheres Kunstwerk auslöschte.

Die Entwickelung der portugiesischen Sprache und Litteratur zeigt sich der spanischen ähnlich und doch auch verschieden. So ist der portugiesische Nasenlaut und die Abkürzung der Worte den Spaniern fremd: Jene sagen z. B. cor für color, paço für palacio, pay für padre, por für poner, ter für tener, o für lo, a für la. — Es giebt vereinzelte, aber schwer verständliche Proben portugiesischer Gedichte, schon aus dem 12. Jahrhundert. Größere Fortschritte fanden im 13. und 14. Jahrhundert statt, auch hinsichtlich der Prosa. Im Jahre 1290 stiftete König Dionys die Universität zu Coimbra. Wie sich im 15. und 16. Jahrhundert der Gesichtskreis, die Thätigkeit, die Begeisterung der Portugiesen mehrte, kann erst später erzählt werden.

12.

In England haben Ureinwohner, Römer, Sachsen, französirte Normannen den größten Einfluß auf Bildung und Litte-

ratur gehabt, und insbesondere eine dergestalt gemischte Sprache herbeigeführt, daß kaum irgendwo etwas Aehnliches nachzuweisen ist. Diese Mischung und der eben so ungewöhnliche Mangel an grammatischen Formen und Hülfsmitteln, scheint von vorn herein zu dem Schlusse zu berechtigen, das Englische müsse für höheren Ausdruck der Gedanken und Empfindungen unbrauchbarer seyn als alle sonst der Erwähnung werthen Sprachen. Und doch hat die glänzendste Erfahrung das Gegentheil erwiesen, wofür sich Gründe mancherlei Art darbieten und auffinden lassen. Der wichtigste möchte seyn, daß große Geister das Werkzeug der Sprache bewundernswürdig gestalten: mens agitat linguam! Allerdings haben die französischen Kriege und die der beiden Rosen, jede Entwickelung wesentlich verzögert, aber doch nicht ganz gehemmt.

Mit Recht wird Chaucer (geb. 1328, gest. 1400) als die erste hervorragende Persönlichkeit betrachtet, welche auf englische Sprachbildung und Dichtung den größten Einfluß hatte. Er kannte Petrarka und Boccacio und legte seinem Hauptwerke, den Canterbury Erzählungen, viel Italienisches und Französisches zum Grunde. Anderes ist ihm eigenthümlich, und wenn seine Verse der Prosa des Boccacio nachstehen, so bleiben ihm Vorzüge abweichender Art. Wollte man auch seine Hinneigung zum Komischen, nicht als einen solchen gelten lassen, so sind doch die 30 Pilger, welche nach Canterbury wallfahrten und abwechselnd Erzählungen vortragen, weit mannigfaltiger, ergötzlicher und schärfer charakterisirt, als die Gesellschaft im Dekameron des Boccacio.

Noch vor Chaucer dichtete der Schotte Barbours (st. 1396) seinen Robert Bruce, ein edles Nationalwerk wie es England nicht besitzt. Geringer als Chaucer und Barbours ist Gower, welcher die Launen der Verliebten in 30,000 Versen beschrieb, und durch eingefügte Allegorien die unvermeidliche Langeweile nur vermehrte. Auf ähnlichem Wege beharrte Lydgate, und auch Dunbar (1465—1520) hat seine Gedichte, (die Distel

und die Rose, und der goldene Spiegel) durch Allegorien erkältet und fast unerträglich gemacht.

Gleichzeitig mit dieser angeblich vornehmeren Entwickelung entstanden natürlicher, eigenthümlicher, erfreulicher eine große Zahl von englischen und noch mehr schottischen Volksliedern und Balladen, zum Theil von höchster Schönheit und Innigkeit. Mögen hier zweie Platz finden. [1])

1) An eine Eiche lehnt ich mich an
Und glaubte daß sie sicher sey,
Doch sie bog sich und brach sodann,
So brach mir auch mein Lieb die Treu'.
O weh, o weh daß die Liebe gut
Nur kurze Zeit, so lang sie grün;
Doch wenn sie alt, dann wird sie kalt
Und schwindet wie Morgenthau dahin!
O warum putz' ich noch mein Haupt
Und warum kämm' ich noch mein Haar?
Da mich mein treues Lieb verließ
Und ihre Lieb zu Ende war!
O Martinswind (Herbstwind) wann willst du wehen,
Und schütteln die grünen Blätter vom Baum?
O sanfter Tod wann wirst du kommen,
Denn ich ertrage mein Leben kaum.
's ist nicht der Frost mit seinem Eis,
's ist nicht des Schneesturms Macht aus Norden,
Nicht solche Kälte die mich macht weinen,
Doch daß mein Lieb mir kalt geworden. —
O wer das wüßte, bevor er küßte,
Daß Liebe ein so schlechter Gewinn,
Der schlösse sein Herz in goldne Truhe,
Mit der Silbernadel gesteckt dorthin!

2) O wäre mein Lieb die rothe Rose
Auf dem Wall des Schlosses dort,
Und ich selber wär ein Tropfen Thau,
Auf die Rose fiel' ich sofort
O mein Lieb ist lieblich, lieblich, lieblich
O lieblich und schön bist Du,
Schau ich Dir nur in Dein hold Gesicht,
Lachst Du mir freundlich wieder zu.

---

1) Büchner, Geschichte der englischen Poesie, I, 81.

O wäre mein Lieb ein Waizenkörnlein
Und wüchs auf jenem Lilienfeld,
Und ich wär' ein liebes Vögelein,
Mit dem Körnlein flög' ich in die Welt.
O mein Lieb ist lieblich u. s. w.
O wäre mein Lieb ein Kasten voll Golde
Und ich hätte den Schlüssel dazu,
Ich öffnete ihn so oft ich wollte,
Und wäre bei meinem Liebchen dann.
O mein Lieb ist lieblich u. s. w.

13.

Kommen wir nach langen Umwegen zu unserem Vaterlande, zu Deutschland, so ist hier viel zu loben und viel zu beklagen. Eine reine, ursprüngliche Sprache, reich an Formen und Wohlklang, welche später durch Weiterbilden und Abschleifen gewann, aber auch verlor. Die Uebersetzungen der Evangelien durch Ulphilas (im 4. Jahrhundert) die Harmonie der Evangelien durch Otfried (im 9. Jahrhundert), der Lobgesang auf den heiligen Hanno, sind merkwürdige, werthvolle Denkmale. Den größten, bewundernswürdigen Reichthum bringt aber die Zeit der Hohenstaufen. Mag zuvörderst etlichen, der so zahlreichen lyrischen Dichter, das Provenzalische als Muster vorgeschwebt haben; so zeigen sie auch Treffliches was dort fehlt; und wenngleich die von Deutschen aus der Fremde übernommenen Stoffe epischer Dichtungen, an den schon gerügten Mängeln leiden, und wir den Umfang und das Maaß des Hinzugefügten nicht genau kennen, so war dies doch wohl nicht ohne Werth und Eigenthümlichkeit. Andererseits stehen diese, von mir in der Geschichte der Hohenstaufen umständlich beurtheilten Werke, ohne Zweifel dem wesentlich deutschen, den Nibelungen, weit nach. Diese beruhen nicht auf willkürlichen, unglaublichen Erfindungen eines Einzelnen, sondern erwuchsen naturgemäß aus unzähligen Anregungen, Vorgängen und Sagen. Daß diese aber zu so großer, fast beispielloser, tragischer Einheit gestaltet wurden, ist (wie Einige sagen) das Werk vieler kleinen Lehrjungen, oder

(wie Andere behaupten) eines bewundernswerthen, alles Einzelne ordnenden, beherrschenden, belebenden Meisters.

[Lesen: Hohenst. VI, 458—470, Dichtung.
— 519, Kleidung.
— 571, 580, Frauen.
— 533, Aberglaube.
— 215, Reliquien.]

Daß auch die Prosa sich damals schon entwickelte, zeigen der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, — und nur das Drama fehlt, wie überall.

Zum Schlusse des hohenstaufischen Zeitalters, pflegt man wohl noch Konrad von Würzburg lobend zu erwähnen; aber ein aus fremder Hand übernommenes Gedicht vom trojanischen Kriege, welches in vielen tausend Versen nur bis zur Abfahrt der Griechen von Aulis führt, muß (trotz einzelner gelungener Stellen) langweilig und geschmacklos seyn.

Alles was die hohenstaufischen Kaiser, und die größten ihrer Vorgänger thaten, ist in neuester Zeit aus einem Gesichtspunkte des neunzehnten Jahrhunderts, als unverständig und schädlich bezeichnet worden. In Wahrheit hat aber jede Zeit ihre natürlichen, eigenthümlichen, unvermeidlichen Aufgaben zu lösen.

Seit dem Tode Friedrichs II. sinkt das Kaiserthum: es werden geringere Aufgaben gestellt, geringern Personen anvertraut, und in geringerer Weise gelöset. Es fehlt an großen umfassenden Interessen und Zwecken, Alles zieht sich zusammen auf engere Kreise, und wo das Theologische, das Verhältniß von Staat und Kirche etwa hervortritt, erzeugt es nur unfruchtbare Spaltungen, ohne großartige Erfolge.

Bürgerliche Thätigkeit, Erwerb, städtische Fortschritte sind nicht zu verkennen, und sehr zu loben; aber die Sprache zerfällt in untergeordnete Dialekte, die latinisirenden Universitäten pflegen meist eine pedantische, aufs Volk nicht wirkende Gelehrsamkeit; es erwuchs kein Athen, oder Florenz; die Dichtkunst sank herab zum trocken verständigen, und zugleich überkünstelten, langweiligen Meistergesang. Zwei Jahrhunderte, das 14. und 15., erzeugten keinen wahrhaft großen Dichter; und mit den kleinen

sich abzumühen, überlassen wir gern den eigentlichen Litterarhistorikern. Giebt es doch in dieser langen, langen Zeit, kaum irgend ein deutsches Werk das noch gelesen würde, und zugleich nach Form und Inhalt verdiente gelesen zu werden.

Ich wiederhole: Italien lag in dieser Zeit fast ganz außerhalb des Kreises deutscher Theilnahme und Thätigkeit, Kreuzzüge nach Jerusalem galten für thöricht, und man ließ Konstantinopel durch die Türken erobern, ohne auch nur einen ernsten Versuch zu machen europäisch christliche Freiheit und Bildung, gegen asiatische Roheit und Muhamedanismus zu schützen. Ueberall die, jetzt fast ausschließend gerühmte, Beschränkung auf nationale Thätigkeit (oder Unthätigkeit) innerhalb der Grenzen Deutschlands.

So, nicht unnatürlich, in jenen Zeiten. Der Gedanke, der Begriff deutscher Weltherrschaft, mit großen Kaisern an der Spitze, konnte allerdings nicht von Männern verwirklicht werden, die, wie Kaiser Friedrich III., ein halbes Jahrhundert lang nur sich und Andere langweilten. Die Aristokratie der weltlichen und geistlichen Fürsten überflügelte den monarchischen Bestandtheil und beschränkte, soweit es von ihr abhing, die mehr demokratische Richtung der Städte. Nicht genug, daß die Blicke nirgends über Deutschland hinausreichten, trat auch das allgemein Deutsche in den Hintergrund, während allerdings das Landschaftliche und Oertliche mit Liebe, Fleiß und Erfolg gehegt und gepflegt ward.

Hier liegt der Trost über viele Mängel anderer Art, und das in seiner Beschränkung Gesunde, Kräftige, hätte sich wohl löblich und siegreich erweitert, wäre nicht die Kirchenspaltung dazwischen getreten. Von gemäßigten, aber nicht erhörten Wünschen, von ernstern zurückgewiesenen Vorschlägen, kam man allmählig zu einer fast beispiellosen Auflösung aller bürgerlichen und sittlichen Ordnung, bis der westphälische Friede, (nach verdammlichem, dreißigjährigen Kriege) den leiblich und geistig Entarteten und Ermatteten die Ueberzeugung aufzwang: jener, angeblich zu Gottes Ehren hartnäckig verfolgte Weg, sey ein Irr-

weg gewesen, und Deutschland nicht bestimmt in katholische, oder protestantische Fesseln geschlagen zu werden. Die lebendige Freiheit lag wo anders, und man bedurfte noch ein Jahrhundert, um die furchtbare äußere Zerstörung, und die innerlichen Leidenschaften zu ermäßigen und auszuheilen.

Daß unter solchen Verhältnissen die litterarische Entwickelung vernachlässigt war und blieb, versteht sich von selbst, und wir ersparen uns die bittere Mühe hiefür, an dieser Stelle, umständliche Beweise zu geben.

14.

Wenden wir uns jetzt wieder nach Italien. Es stand zur Zeit der Medicäer ohne Zweifel allen Ländern Europas voran in Hinsicht auf Kenntniß der alten Litteratur und Kunst, sowie in Hinsicht auf manche andere geistige Bestrebungen. Doch umfaßten diese Thätigkeiten und Bildungsstufen nicht Alles was der Einzelne, was ein Volk erstreben soll und erreichen kann. Die hier sich offenbarenden Mängel, haben Italien lange und schwere Leiden bereitet, und bis auf den heutigen Tag ist der rechte Weg nicht gefunden sich davon, ohne Verletzung der höchsten sittlichen und religiösen Gesetze, dauernd zu befreien.

Mehr als zwei Jahrhunderte verflossen vom Falle der Hohenstaufen, bis zum Einbruche Karls VIII., wo die Italiener von keiner überwiegend starken, fremden Macht irgend erheblich gestört wurden in Hinsicht auf sittliche und politische Entwickelung. Es hing wesentlich von ihnen ab, auch auf diesem Boden fortzuschreiten, und Wissenschaft und Kunst damit in harmonische, Lücken ausfüllende Verbindung zu bringen. Des letzten, neuesten Ruhmes froh, betrachteten sie die Alpen, als die Gränze der gebildeten Welt, und hielten es für ganz überflüssig von dem belehrende Kenntniß zu erwerben, was sich jenseits derselben zutrug.

Innerhalb Italiens lag der heutige Gedanke einer politischen Einheit des ganzen Landes durchaus fern, und ebenso wenig

ward irgendwo der Grund gelegt zu einem allgemeinen dauernden Bunde. Vielmehr wechselten unzählige Male kleinere Bündnisse und Gegenbündnisse, Umstellungen der Parteien, Fehden und Kriege der verdammlichsten Art, um ein angebliches Ideal des politischen Gleichgewichts zu verwirklichen, oder zu erkünsteln. Hiebei kam man nicht hinaus über eine ganz materialistische Auffassung von Quadratmeilen, Bevölkerung und Steuern; womit in Verbindung trat ein Kriegssystem der sich vermiethenden Condottieri, so daß von eigener Tapferkeit und sich opfernder Vaterlandsliebe gar nicht die Rede war, oder seyn konnte.

Daß durch die ganze Weltgeschichte ein ewiger, heiliger und heiligender Faden des Rechts und der Tugend hindurchgehe, daß ohne ihn aller Werth verschwinde, alles künstlich Gebildete auseinanderfalle, ward nirgends hervorgehoben, und die abscheuliche, verbrecherische Praxis durch Macchiavelli zu einem scheinbar wissenschaftlichen Systeme ausgearbeitet, und als natürlich, klug und erfolgreich hingestellt.[1]) Höfliche Umdeutungen dieser unsittlichen Politik, änderten weder die Grundsätze, noch hemmten sie die Praxis, bis das gottlose, haltungslose, selbstgefällige Getreibe in den kleinen italienischen Staaten, gleichzeitig, oder abwechselnd von drei riesenhaft emporwachsenden Völkern rücksichtslos zerschlagen ward, von den Franzosen, Spaniern und Deutschen.

Daß die schlechte spanische, und die bessere österreichische Herrschaft, gleich verhaßt blieben, mag begreiflich seyn; der Aberglaube jedoch daß die Franzosen wahre Freiheit und Unabhängigkeit brächten, dauert meist fort bis auf unsere Tage.

Einige italienische Schriftsteller jener früheren Zeit bewegen sich in den bezeichneten Richtungen; andere leben der Ueberzeugung ihr geheiligter, unantastbarer Boden könne durch äußere

---

1) Raumer, Recht und Staat 32. „Macchiavel ist eine Warnung für alle Zeiten, ein mächtiges, aber verstümmeltes Bruchstück eines großen Mannes. Mohl III, 541." — „Er ist ein Knecht seiner Zeit, im schlechten Sinne des Worts. Kaltenborn 113."

Ereignisse nicht beschränkt, oder verunreinigt werden. Die Philosophen erforschten mehr die Natur, als die geselligen und sittlichen Verhältnisse der Menschen; und die Dichter lebten vergnügt mit Rüdigern und Rodomonten, mit Marfisen und Bradamanten, während ringsum der Leiden und Gräuel kein Ende war. So fehlt es an einer allseitigen Reinigung der Leidenschaften, an einer durchgreifenden, sittlichen Heiligung. Kehren wir nach diesen sich aufdringenden, traurigen Betrachtungen zu den (trotz angedeuteter Schattenseiten) doch helleren Kreisen der eigentlichen Litteratur zurück.

15.

Unter dem griechischen Worte Epos, wird so Verschiedenartiges verstanden und zusammengefaßt, daß die Veranlassung nahe liegt sich über dessen Bedeutung näher zu verständigen. Begreifen wir unter jenem Worte zunächst alle erzählenden Gedichte, so zerfallen diese der Form nach in zwei große Abtheilungen, in prosaische und metrische Gedichte. Man darf nämlich Romane und Novellen, ihrer Prosa halber, nicht aus dem Garten der Poesie hinausweisen; sie sind oft dichterischer, als das Gemessene und Gereimte.

Wiederum zeigen selbst die prosodisch erzählenden Gedichte, eine so große Mannigfaltigkeit daß es ein schwerer Irthum wäre, nur eine Form derselben anzuerkennen. Vielmehr bedingt der Inhalt auch die metrische Form, und es wird niemand einfallen den Homer in das Versmaaß der Nibelungen, oder diese in Hexameter umzugestalten; oder Dante in Ottaverime und Milton in Terzinen.

Hat es also keinen Zweifel daß für Verschiedenheit der Form eine volle Berechtigung vorliegt, so war es noch irriger für alle späteren epischen Gedichte, die antike Behandlung des Homer und Virgil zu fordern und nachzuahmen. Dieser Irrthum hatte schädliche Folgen: er führte zu einem Mischmasch von Mytho-

logien, Göttern und Göttinnen, Zaubern, Wundern, Allegorien u. s. w., meist unnatürlich und in Wahrheit undichterisch.

Gehen wir näher ein auf die epischen Dichtungen, so zerfallen sie, nach dem ergriffenen Eintheilungsgrunde, in verschiedene Klassen, in ähnliche, oder mehr gesonderte Familien. Einige erwachsen aus vielen Sagen und allmähligen Vorarbeiten, so die Ilias und die Nibelungen; andere aus einer, fast ausschließlich benutzten Quelle, so das verlorne Paradies und der Messias. Von einigen Epopeen sind die Verfasser, trotz ihrer letzten überaus großen Verdienste, unbekannt geblieben; von anderen haben wir vollständige Lebensberichte. Einige verknüpfen geschichtliche Thatsachen, mit erfundenen Episoden, wie Camoens und Tasso; Andere verschmähen Geschichte, Erdkunde, Zeit und Ort, Volksthümlichkeit u. s. w., sie bewegen sich ihrer Schöpferkraft vertrauend, man möchte sagen im Unmöglichen, so Ariost. Noch andere endlich leben der Ueberzeugung: ein fester, geschichtlicher Boden, und das einfache wunderlose Daseyn in der Gegenwart sey keineswegs unpoetisch, sondern schließe die edelsten Tiefen des Geistes und Gemüths nicht minder auf als jene glänzende und blendende Fantastik; so Tieck in seinen Novellen und Goethe in seinem Hermann.

Erfreuen wir uns also des schönen Reichthums, beschränken wir nicht durch pedantische Forderungen den Kreis der Einsicht und des Genusses, verlangen wir nicht daß allen Bäumen eine Rinde wachse, schlagen wir nicht die bunten, heiteren Erscheinungen, oder tiefsinnigen Schöpfungen in Stücke, um Alles auf einen todten Leisten zusammenzupressen. Welch ein Unterschied, schon zwischen Homer und Virgil, und wenn man früher diesen irrig über jenen hinaufsetzte, so soll man bei neuerer Beurtheilung nicht vergessen wie ausgezeichnet er war für seine Zeit und Umgebung und wie weit die meisten anderen römischen Epopeendichter hinter ihm zurückstehen. Die große Gesinnung und die umfassende Aufgabe Lukans, ist mit Unrecht einiger rhetorischen Auswüchse halber vergessen worden, welche sich in späteren Werken noch viel zahlreicher vorfinden.

16.

Alles, sagt Salomo, hat seine Zeit, so auch das Lesen der Epopeen. Was man hier aber in der Jugend versäumt, wird man schwerlich im Alter nachholen. Mir war es aber schon in der Jugend unmöglich die vielen italienischen, von Geschichtschreibern der Litteratur meist empfohlenen Gedichte (z. B. 69 Gesänge des Bojardo) zu lesen. Nach fleißigem Anfange legte ich sie bald ermüdet und unbefriedigt zur Seite, und bin deshalb weder befähigt noch berechtigt über sie zu urtheilen. Nur Homer und die Nibelungen halten mich noch im Alter auf erfreuliche Weise fest, und wenn ich auch jetzt von Zeit zu Zeit den Ariost in die Hand nehme, so geschieht es doch nicht um 46 Gesänge hintereinander zu lesen.

[Lesen: Bouterweck II, 22.
Goethe, Tasso IX, 131.]

Ludoviko Ariosto ward 1474 (genau 100 Jahre nach Petrarkas Tode) geboren und starb 1533; die erste Ausgabe seines Orlando Furioso erschien 1516. Goethe hat ein so glänzend dichterisches Lob über Ariost ausgesprochen, daß kaum etwas gleich vollendetes in dessen Werke anzutreffen ist. Es erscheint unmöglich jenem Lobe etwas Erhebliches zuzusetzen, und fast verdammlich irgend einen Tadel gegenüber zu stellen. Doch mögen hier zwei Urtheile folgen, des Italieners Gravina und des Franzosen Guingené. Jener sagt: „Fehler sind, die langweiligen und verdrießlichen Unterbrechungen der Erzählungen, die Spaßereien inmitten der ernsthaftesten Dinge, das Unschickliche der Worte und bisweilen selbst der Empfindungen, zu häufige Uebertreibungen, zu geringe Formen, müßige Abschweifungen, nur hinzugefügt um den Hofgesellschaften in Ferrara zu gefallen, wo Ariost mehr suchte sich den Damen angenehm zu machen, als daß er eingedenk war der strengen Urtheile der Dichtkunst und des Geschmacks. — Dennoch ist Ariost, mit allen diesen Fehlern, Allen denen weit überlegen, welche von denselben frei

sind, aber auch nicht seine großen Eigenschaften besitzen. Sie entzücken den Leser durch die natürliche Grazie, wodurch Ariost selbst seine Fehler würzt, und diesen Verzeihung verschafft. Seine Nachlässigkeiten gefallen mehr, als alle Kunstmittel der Anderen. Er ist ein so freier Genius und sein Styl so angenehm, daß ihn zu kritisiren, fast als eine pedantische Strenge und als Unhöflichkeit erscheint."

Aehnlichem Lobe fügt Guingené hinzu: „welche Kunst und welches Genie auch ein großer Dichter in eine romantische Epopee hineinlegen mag, fehlt (ungeachtet unseres Geschmacks für Fabeln und Wunderbares) doch das Wesentliche, die Wahrheit. Handlungen ohne Wirklichkeit, erfundene Helden, nicht bloß unnatürliche, sondern meist auch unwahrscheinliche Mittel, Erzählungen vorgetragen von jemand, der sich über das Erzählte selbst lustig zu machen scheint; — können wohl blenden, und den esprit vergnügen; aber der Antheil der Vernunft ist fast null, und welchen starken Antheil man auch der Narrheit einräumt, fordert doch stets die Vernunft den ihrigen."

Gewiß haben die Ritterromane und Bojardos Vorgang wesentlichen Einfluß auf den Plan des Werks von Ariost und auf die Behandlung des Stoffes gehabt: er hat beides, er hat Sprache und Erzählung wesentlich vervollkommt, und bestrebt sich trotz willkürlicher Unterbrechungen (fast wie in 1001 Nacht), die Theilnahme der Leser immer wieder zu erregen. Allerdings aber verschwindet alle Einheit vor der Mannigfaltigkeit des Zusammengewürfelten und Fortinguerra bewies durch seinen Ricciardetto, daß man den Orlando, ohne genügenden Abschluß, ins Endlose fortsetzen könne. Den deutschen Tadel: es fehle Ariost an tiefer, sittlicher Gemüthlichkeit und zarter Sentimentalität, würden die Italiener kaum verstehen; oder dagegen vielleicht erklären: Ariosts heitere Lebenslust sey ihnen lieber, als die ängstliche Ziererei und klägliche Schwäche, welche sich in manchen deutschen Erzeugnissen für Zartheit und Tugend ausgebe. Erheblicher erscheint der Vorwurf: trotz der steten Abwechslung der Verhältnisse, der Situationen, trotz dem Umher-

treiben der Herrn und Damen in allen Theilen der Welt, fänden sich im Ariost uninteressante Wiederholungen; auch wären viele seiner Charaktere untereinander so ähnlich, daß man sie nur mit Mühe unterscheide. Es fehle die scharfe Zeichnung, welche den Personen Homers ein ewiges, festes Daseyn verleihe. Ja man komme bei Ariost gar nicht zu der Ueberzeugung, seine Personen hätten jemals existirt; sie erschienen nur als willkürliche Fantasmen, als täuschende Werkzeuge des Dichters, während man eher an dem Daseyn Homers, als an dem Daseyn Agamemnons und Achills gezweifelt habe. Ja einige Male vermisse man die sonst so heitere, erfreuliche Schönheit; z. B. wenn Alcina zuletzt als vecchia puttana erscheine. Gewiß hat Tasso diese Episode in seiner Armide veredelt und verschönert.

[Lesen: Schlegel IV, 89.]

17.

Ariost hat die, ihn im Leben treffenden Unannehmlichkeiten sicher mit leichtem, heiteren Sinn zu überwinden gewußt; aber keinem hochbegabten Manne sind wohl jemals so viel Leiden von innen heraus entstanden, keiner ist von außen mit so unbegreiflicher Härte behandelt worden, als Tasso (geb. 1544, gest. 1595, fünf Jahrhunderte nach dem Ausbruche des ersten Kreuzzuges). Durch die sorgfältigsten Untersuchungen sind einzelne Abschnitte und Thatsachen seines Lebens hinlänglich aufgeklärt worden; andere dagegen bleiben noch immer in mehr oder weniger Dunkel gehüllt. Gewiß litt Tasso schon früh an ängstlichem Trübsinn; wie die von ihm der Inquisition vorgelegten Zweifel und Sorgen über seinen Glauben erweisen. In Zwischenräumen steigerte sich diese Melancholie zu menschenfeindlicher Betrachtung und Beurtheilung aller seiner Umgebungen, ja zu großen Thorheiten und eigentlichem Wahnsinn. Kam er doch selbst hierüber von Zeit zu Zeit zu klarer Einsicht, ohne

durch körperliche Herstellung und Kraft des Willens, allen Rückfällen vorzubeugen.

[Lesen: Bouterwek II, 219.]

Daß bloßes Verliebtseyn dies Alles herbeigeführt habe, ist unerwiesen und unerweislich; daß aber ein so gefühlvoller Dichter gegen liebenswürdige Frauen nicht gleichgültig gewesen, versteht sich von selbst. Gewiß standen hiebei in erster Reihe die Schwestern Lukrezia und Leonore von Este; an beide richtete er theilnehmende Gedichte, beide erfreuten sich seines näheren Umgangs. Dasselbe gilt von der geistreichen Leonore Sanvitale; wogegen es zweifelhaft bleibt ob er den beiden vornehmen Leonoren, eine dritte aus minder hohen Regionen zugesellte. Was zu jener Zeit im Umgange zwischen Männern und Frauen für erlaubt galt, ist schwer zu entscheiden; doch urtheilte man damals wohl nachsichtiger, als jetzt. Lukrezia und Leonore Este waren allerdings älter wie Tasso, doch darf man dies nicht mit großem Gewicht in die Wagschale legen, denn ihre höhere Stellung glich es aus, und nicht minder erweiset die Erfahrung, daß junge Männer und etwas ältere Frauen sich gegenseitig oft sehr gefallen.

Wenn die bekannte Erzählung wahr ist: Tasso habe die Prinzessin vor dem Hofe umarmt und dadurch den höchsten Anstoß gegeben, so beweiset dies einen geistigen Mangel an Selbstbeherrschung, ja klare Thorheit; oder zugleich, daß zwischen ihm und der Prinzessin gewiß kein engeres, geheimes Verständniß statt fand. Wie dem auch sey, so erklärt jene angebliche Unschicklichkeit keineswegs die jahrelange Härte des Herzogs Alfons, und ebenso wenig begreift man welche unerträgliche Unannehmlichkeiten, der in Freiheit gesetzte Dichter dem Herrscher hätte bereiten können. Vielmehr liegt die Ansicht nahe, Tassos Irresehn sey der wahre Grund seiner Haft gewesen. Wiederum steht dem entgegen, daß Alfons (ohne Rücksicht auf bittere Urtheile und seinen Ruf) allen Bitten um Tassos Freilassung widerstand, welche doch entweder seine Thorheit, oder die Unschädlichkeit seiner Freiheit an den Tag gebracht hätte. Nach

der Freilassung dauerten allerdings manche leibliche und geistige Leiden Tassos fort; doch waren sie seitdem nicht der Art, daß sie eine neue Einsperrung nöthig gemacht und gerechtfertigt hätten. Wie man aber auch die Thatsachen betrachten und beurtheilen mag, ohne Zweifel waren die Leiden des reichbegabten Dichters unermeßlich und es erregt zugleich tiefes Mitleid und Bewunderung, daß er bei solchen Verhältnissen so viel zu leisten vermochte.

Obgleich Tasso den Ariost aufrichtig verehrte, entfernte er sich doch mit Vorsatz wesentlich von ihm in Hinsicht der Auffassung und Behandlung eines epischen Gedichtes. Ihm genügten in keiner Weise die Wolkengestalten erfundener Personen und das willkürliche Durcheinanderwürfeln mannigfacher Ereignisse; er wählte vielmehr einen großen geschichtlichen Gegenstand, und bezweckte, nach antiker Weise, die Einheit oder Vereinigung des, nur scheinbar Zerstreuten.

Es ist bekannt welche herbe Urtheile man, nach anfänglichem Lobpreisen des befreiten Jerusalem, über dasselbe fällte; Tasso wurde aber selbst der härteste Beurtheiler seines Werks, indem er es umarbeitete. Die besonnene Nachwelt hat jedoch der ersten Gestaltung weit den Vorzug gegeben und die damaligen Kritiker, ja Tasso selbst, unberücksichtigt gelassen. Wäre die theoretisch vorgesteckte Einheit des Gedichts sein höchstes Verdienst, so hätten diejenigen welche die Episoden herauswerfen wollten, nicht so ganz Unrecht; wir glauben dagegen daß sie zu den größten Zierden des Gedichts gehören, mithin Olint und Sophronia, Erminia, Chlorinde, Armide. Behaupten muß man jedoch, Tasso habe keineswegs die Führer des ersten Kreuzzugs geschichtlich behandelt, und noch weniger die Muhamedaner. Natürliches und Uebernatürliches wachse nicht zusammen, es entstehe ein Zwiespalt zwischen der Wahrheit und der Dichtung, dem Bezweckten und Erreichten, und aus diesen und andern Gründen habe Tasso den Italienern das nicht werden können, was Homer den Griechen war.

Auf eine nähere Vergleichung des Ariost und Tasso einzu-

gehn, scheint uns überflüssig: der eigenthümliche Werth und die Verschiedenheit liegt zu Tage; mag man nun den vorziehen, welcher der eigenen Natur am meisten zusagt, oder sich abwechselnd an beiden erfreuen: beides ist tadellos und natürlich.

18.

Auffallend bleibt es daß außer Italien, nur Portugal eine epische Dichtung hohen Ranges besitzt, während es für jene Zeiten in Spanien, Frankreich, England und Deutschland daran fehlt. Man kann zur Erklärung dieser Thatsache allerhand Gründe aufsuchen; doch möchte der einfachste und natürlichste seyn, daß nur in Italien und Portugal Dichter geboren wurden, der Lösung einer so großen Aufgabe gewachsen. Wiederum sind die Lusiaden des Camoens, von den Dichtungen des Ariost und Tasso wesentlich verschieden. Portugal begeistert den Portugiesen; er setzt alle Kraft seines dichterisch patriotischen Geistes daran, die Großthaten seiner Landsleute zu schildern. Hiedurch gewinnt sein Werk einen festern, bedeutendern, würdigern Boden als irgend ein anderes episches Gedicht, und wenn Lukans Aufgabe an Umfang nicht nachsteht, so ist doch ihr Inhalt der jammervolle Untergang Roms, während Camoens die thatkräftige Erhebung eines jugendlichen Volkes, und eine bewundernswerthe Entdeckung großer Länder darstellt.

[Lesen: Bouterwek IV, 142—153.]

Tadelnd hat man eingewandt: ein großer Theil seines Werks sey nur eine trockne geschichtliche Chronik und ein Lehrbuch der Erdbeschreibung. Allein die Wahrheit, und die damals unerhörte Neuheit des Erzählten, giebt dem Allem eine ganz andere Haltung und einen höheren Werth, als leere Erfindungen ohne geschichtliche und geographische Grundlage haben können. Der Erdkreis wird von den kühnen Portugiesen aufgeschlossen, der Schauplatz ihrer Thaten umfaßt Afrika und Asien, und wenn der Dichter in die Zukunft vorgreifend auch von späteren Thaten berichtet, so giebt dies einen weit wichtigern, großartigen In-

halt, als wenn Ariost lange Weissagungen über die kleinen Fürsten von Ferrara in sein Werk aufnimmt.

Der gelehrten Beziehungen könnten weniger seyn; die Art jedoch wie Camoens die alte Götterwelt in Bewegung setzt, ohne sie in leere Allegorien zu verwandeln, erscheint fast als unentbehrlicher Schmuck, und die Zauberinsel der Afrodite, das Zauberfest für alle portugiesischen Führer und alle Theilnehmer des Heldenzuges, ist heiterer, mannigfaltiger, dichterischer, als das Spezialvergnügen des Rüdiger bei Alcinen, welches widerwärtig endet, und des Rinald bei Armiden, welches zu Vorwürfen und Gewissensbissen führt.

Man hat den Schiffskatalog in der Ilias, als eine unnütze, langweilige Zugabe bezeichnet; für die Griechen hatte er jedoch einen sehr großen Werth. Ebenso ist die Aufnahme des wesentlichen Inhalts der portugiesischen Geschichte für Camoens vollkommen gerechtfertigt, und selbst das Bittere (wie die Geschichte der Ines von Castro) erweckt schon durch die Trefflichkeit der Erzählung die höchste Theilnahme. Daß Ariost (und ähnlich Tasso) ein lobpreisendes Verzeichniß aller zum Hause Este gehörigen unbedeutenden Personen vorlegt, läßt sich nur entschuldigen, weil der Dichter hier dem Hofmann nachzugeben Veranlassung hatte; — doch ward ihm die Schmeichelei nicht, nach Erwartung gelohnt.

Weit undankbarer zeigte sich jedoch in Portugal, König und Volk gegen den Dichter, der ihren Ruhm allein würdevoll verkündet, und in der portugiesischen Litteratur weit als der Erste seinen Platz erhalten hat. Daß er weniger gelesen wird als die italienischen Dichter, entscheidet nicht über seinen Werth; wie er sich und seine Aufgabe (mit Recht) selbst betrachtete, zeigen folgende Stellen seines Werks:

O, höre mich! Nicht leere Fantasien,
Nicht Dichtung ohne Wahrheit, ohne Leben,
Wie oft der fremden Musen Stolz verliehen,
Soll Deinem Volke Lob und Ehre geben!

Denn Thaten sind in seinem Schooß gediehen,
Die über alle Dichtung weit sich heben;
Daß Rodomont, Roger und Roland schweigen,
Wollt auch die Wahrheit ihren Thaten zeugen. (I, 11.)

Sie mögen
Von Stürmen sagen, die aus Schläuchen ziehen,
Von Nymphen, die in Lieb' entbrannt sich zeigen,
Und, wie die Kost besudelt von Harpyen,
Und Lebende ins Reich der Schatten steigen;
Denn welchen Glanz die Dichtung auch verliehen,
So ist ihr Wahn und Fabel doch nur eigen;
Die Wahrheit, nackt und rein, wie ich verkündet,
Weit allen Pomp der Schriften überwindet. (V, 89.)

So überwog bei Camoens die Liebe zu seinem Vaterlande alle andere Rücksichten in einer Weise, wovon sich bei den italienischen Dichtern keine Spur zeigt: eine nicht unnatürliche Folge der Verhältnisse Portugals und Italiens.

Zu sich zurückkehrend klagt Camoens in schmerzlich rührender Weise:

Und nicht genug, o Nymphen, daß verwiesen
Mein Leben ward zu Elend, Noth und Bangen!
Wenn nicht von denen, die mein Lied gepriesen,
Ich hätte solchen Sängerlohn empfangen.
Statt Muße, wie ich hoffte, zu genießen,
Durch meines Lorbeerkranzes Ruhm und Prangen,
Ward unerhörte Arbeit mir gemessen
Und dann des Sängers hartes Loos vergessen. (VII, 81.)

Die Jahre gehen abwärts und es schwindet
Der Sommer bald, dem Herbste Raum zu geben.
Die hohe Kraft, die hartes Schicksal bindet,
Vermag nicht mehr nach Herrlichem zu streben;
Den Geist, den Kummer, groß und viel umwindet,
Wird Lethe bald mit ewgem Schlaf umweben!
Doch möcht' ich wohl das Lied vorher noch enden,
Das ich, o Göttin, meinem Volk will spenden. (X, 9.)

[Lesen: I, 1—5, Anfang.
I, 10—11, Vaterland.
III, 120—135, Ines.
IV, 88—93, Vascos Abschied.

IX, 51—64, Venus Insel.
VI, 38—42, Zwölf v. Engelland.
Raumer vermischte Schriften II, 162—5, Ines.
Schlegel IV, 262.]

Ein Deutscher, Ludwig Tieck, hat in seiner Novelle: „Der Tod des Dichters“, dem Camoens ein Denkmal gesetzt, welches die Größe und das Gemüth beider Dichter, für jeden Unbefangenen in das hellste, glänzendste Licht stellt.

19.

Wenn es schon nicht meines Amtes und nicht ergötzlich war, alle italienischen Epopeen durchzulesen, dann noch weniger die unzähligen dramatischen Versuche. Vielmehr beschränke ich mich heute auf das bekannte, und zugängliche „Teatro classico italiano, antico e moderno, ovvero il Parnasso italiano“, und wage es zu den darin aufgenommenen Stücken, einige, meist ketzerische, Glossen hinzuzufügen.

1) Tasso Amint,

2) Guarini, pastor fido.

[Lesen: Schlegel IV, Amint, 131—137.
Pastor fido: 149—151, 159—161.
Bouterwek II, 358.

Beide Werke erfreuen sich seit langer Zeit eines so großen Beifalls; daß jede Einrede, welche (neben Anerkennung unläugbarer Verdienste) ausgesprochen wird, den Beifallspendenden als böswillig und einfältig erscheint. Also wenn man rügt: allzuviele Süslichkeiten, schwächliche Jammereien über Liebe und Grausamkeit, langes undramatisches Gerede, viele Monologe, keine scharf gezeichnete Charaktere; — und doch zuletzt nicht die rechte, tiefere Sentimentalität.

3) Macchiavelli, Mandragola. Gar keine Sentimentalität, anstößiger, als mit Sittlichkeit und Schönheit verträglich ist.

4) Ariost, Cassandra. Der alten Komödie nachgebildet, breite Intrigen, liederliche Geschichten.

5) Trissino, Sophonisbe. Kaum eine Tragödie in höherem Sinne zu nennen.

6) Dovizio, Calandra. Langes, verwickeltes und doch zerstückeltes Gerede, keine wahre Poesie. Vergleiche Shakspeares, was ihr wollt.

7) Aretino, il Marescalco. Lob und Tadel der Weiber, nicht ungeschickt gegenüber gestellt; sonst lang, breit, ohne Handlung, eine bloße Anekdote.

8) Ongaro, Alceo. Ein verliebter Fischer, eine hartherzige Fischerin, Venus Vermittlerin; viel Redens, Klagens, Lobens über Amors Macht, allbekannte immer wiederholte Dinge.

9) Buonarotti, la Tancia. Die gewöhnlichen Hirten- oder Landbauerliebesgeschichten; diesmal jedoch aufgehöht durch Gesang, Tanz, Silbenmaße und (schwierige) Dialekte. Von ächter Komik indeß kaum eine Spur; sie ist diesen Schriftstellern fremd, oder erscheint ihnen zu gering.

10) Zeno, Andromaca. Die griechische Geschichte, oder Sage, willkürlich verändert; aber nicht ohne Geschicklichkeit und weit kräftiger als viel Italienisches dieser Gattung. Für eine heutige Oper zu viel einzelne Arien, jedoch wohllautende Verse.

[Bouterwek II, 453.]

11) Maffei, Merope. Polyphont will heirathen, und heirathet nicht; Merope will umbringen und bringt niemand um; Alle reden viel und thun nichts. Bloße Rhetorik reicht nicht hin, um tragische Theilnahme und Reinigung der Leidenschaften hervorzubringen.

[Bouterwek II, 469.]

12) Monti, Aristodemo. Auch ohne Handlung und ächte Größe. Aristodem jammert sich zu Tode, über das was er gethan hat, und die günstige Errettung einer Tochter (welche Monti hinzuerfunden) hilft ihm auch nicht auf die Beine.

13) Bruno, il candelajo. Spaßhaft genug, aber zu lang; nicht abgerundet und voll derber Zweideutigkeiten.

14) Casti, il Re Teodoro. Ein heiterer Operntext zu leichter Musik; nur der Schluß zu ernst und herbe.

15) Metastasio, ein wohllautender, musikalischer Dichter, jedoch mit Hinneigung zum Weichlichen und Schwächlichen.

[Bouterwek II, 492.
Schlegel V, 350—356.]

16) Alfieri. Durch Petrarka war in viele italienische Dichtungen eine übertriebene, charakterschwache Weichlichkeit Mode geworden, und durch Metastasio schien sie eine noch größere Verbreitung und Herrschaft zu erlangen. Es fand deshalb großen Beifall daß Alfieri ihr mit männlichem Sinn entgegentrat, und römische Kraft und Strenge, zur Stärkung des Gefühls und Charakters geltend machte. Doch blieben Einwendungen keineswegs aus, insbesondere Seitens der Nichtitaliener, welche solcher Stärkungs- und Heilmittel nicht bedurften. Man tadelte mit Recht seine sprachlichen Mängel, seine Härte und Herbigkeit der Auffassung und Darstellung, seine oft mehr erkältende, als erwärmende, aufgebauschte Rhetorik.[1])

Gewiß sind Alfieris Tragödien nicht von gleichem Werthe, oder Unwerthe; keine bleibt indeß ganz frei von den angedeuteten Mängeln. Im Saul z. B. wird viel langweilig hin und her geredet, und nur wenig gehandelt. Marie Stuart ist ungeschichtlich, ihr Verhältniß zu Bothwel unerwähnt, und Darnleys Tod kein genügender Schluß des Trauerspiels. Myrrhas Schicksal bleibt ein widriger verhaßter Gegenstand, und von höherem sittlichen Standpunkte aus muß man die durchaus wahrheitswidrige und unsittliche Art verdammen, wie Alfieri die Verschwörung der Pazzi und die Ermordung des Herzogs Alexander von Florenz, durch seinen Vetter Lorenzino darstellt und behandelt. Ein besserer Sinn zeigt sich in der Virginia. Das Stück schreitet ernst und ohne Abwege fort. Appius ist eigenthümlich aufgefaßt und der Gegensatz zwischen Icilius und Virginius zu billigen. Dennoch findet sich die höchste Poesie

---

1) Ni Metastasio avec sa belle harmonie sans pensées viriles, ni Alfieri avec son énergie convulsive et manierée, n'arrivent à la vraie poésie. Cousin Hist. de la Philos. I, 15.

nicht in diesen herben Römereien; Lessings Verkleinerungsglas hilft aber den Mängeln auch nicht ab.

[Schlegel V, 356—360.]

Manzonis Trauerspiele zeigen richtige Einsicht und einen edeln Sinn; doch sind die zahlreichen Wechselreden zu lang und die Wirkung erhebt sich nicht bis zur höchsten tragischen Erschütterung und sittlichen Reinigung der Leidenschaften.

Goldoni. Unter allen italienischen Dichtern, ist Goldoni bei weitem der am meisten italienische. Er wurzelt in seinem Volke, er kennt es, er stellt es in so lebendiger Weise dar, daß er alle Nebenbuhler überleben wird. Allerdings ist Manches zu rasch hingeworfen, zu leicht gearbeitet, auch fehlt es nicht an Wiederholungen und Plaudereien: allein man befindet sich stets in einer heiteren, bequemen Stimmung. Tragödie und Komödie stehen sich wesentlich entgegen; aber neben diesem künstlerischen Gegensatz, zeigt sich zwischen Alfieri und Goldoni ein persönlicher: bei diesem leichte, sorglose Liebenswürdigkeit, bei jenem eine bittere Auffassung des Lebens, welche selbst revolutionäre Auswüchse empfiehlt um gewisse Ideale zu verwirklichen.

[Bouterwek II, 477.
Schlegel V, 364.]

Gozzis Fabeln sind mit Talent behandelt, und boten den mit Goldonis Uebergewicht Unzufriedenen etwas Eigenthümliches und Neues; sie konnten ihn aber auf die Dauer nicht verdrängen, oder einen ersten Rang in der schönen Litteratur behaupten. Mit Recht sagt deshalb Tieck (kritische Schriften I, 60): Gozzi hat es nur dem Hange seiner Landsleute für die Farce zu danken, daß seine dramatischen Mißgeburten einen so schreienden Beifall erhielten, und die Stücke Goldonis verdunkelten, die in jeder Rücksicht unendlich über den seinigen stehen.

[Bouterwek II, 477.]

20.

Während Spanien keinen epischen Dichter ersten Ranges aufzuweisen hat, steht seine dramatische Litteratur weit der italienischen voran. Sie beginnt jedoch, wie überall, mit rohen

Anfängen. Wechselgespräche, oder dialogische Vorträge einer Person, geben noch kein Drama, und ebenso wenig die von der Kirche begünstigten Mysterien. Trotz des Widerspruchs der Geistlichen entstanden jedoch schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, weltliche, jetzt verlorne Schauspiele.

Mehr wirkte die Celestina, (um 1500) in 21 Akten, oder Scenen, entworfen zu $^1/_8$ von Rodrigo Cota, zu $^7/_8$ von Royas. Sie zeigt Fortschritt in Sprache, Verwickelung, Charakterzeichnung, ward viel gedruckt, gelesen, übersetzt, aber auch überschätzt. Das ästhetische Verdienst erscheint gering, das Moralische noch zweifelhafter; denn der Leser soll gebessert werden, durch Vorführung des Widerwärtigen und Lasterhaften.

Bei Rueda finden wir nur geschickte Schilderung gemeiner Wirklichkeit; Naharro begründete noch kein eigentliches Volkstheater; und bei Juan de Encina (geb. 1468, gest. 1534) fehlt ebenfalls dramatische Verwickelung und Lösung; seine Stücke sind mehr dialogisirte Eclogen. Alle diese Versuche drängten jedoch allmählig die, von Einigen gepriesene Nachahmung des Antiken und Italienischen in den Hintergrund, und es bedurfte nur eines großen Talentes und kühnen Muthes, um ein, von allen übrigen Theatern der Welt wesentlich verschiedenes spanisches Theater zu erschaffen. Dieser Schöpfer war Lope de Vega Carpio (geb. 1562, gest. 1635).

[Lesen: Bouterwek III, 360.
Schlegel VI, 382—384.]

Allerdings sind seine dramatischen Werke oft leichtsinnig und unvollkommen hingeworfen; aber kaum besaß jemals ein Dichter, eine so unerschöpfliche, poetische Erfindungsgabe, so beispiellose Leichtigkeit des Arbeitens. Unter Benutzung aller Silbenmaße, schrieb er geistliche und weltliche Lustspiele, geschichtliche und ungeschichtliche Mantel- und Degenstücke der vornehmen Welt, ernste allegorische Autos, Zwischenspiele bunter Art u. s. w. Mag man die Zahl dieser Arbeiten auch übertrieben haben, steigt sie doch ohne Zweifel weit über 500 hinaus. Schreibart, Stimmung, Verhältnisse, Intrigen, Abentheuer, Wunder u. s. w.,

gehen, auf bis dahin unerhörte Weise bunt durcheinander; ohne Rücksicht auf Wahrheit der Geschichte, Erdbeschreibung, Volksthümlichkeit, Zeit, Ort, oder Einheit der Handlung. Dennoch halten die dichterischen Gaben Lopes dies scheinbar nicht zu Vereinende, dies scheinbar Monströse auf anziehende Weise zusammen, ohne jedoch allerhand Einreden ganz abschneiden zu können. Statt vieler, scharf gezeichneter, durchaus eigenthümlicher Charaktere und Personen, finden wir, ohne große Mannigfaltigkeit, wiederkehrende, ähnliche Gestalten, nur in andere Verhältnisse, oder Situationen versetzt. Ueberkünstliche, naturwidrige Ansichten von Ehre führen, ohne sittliches Bedenken, bis zu Grausamkeiten und Verbrechen. Schelmereien, Verräthereien, Duelle im Ueberfluß, selten ein Hervorheben der Tugend, über das herrschende Vorurtheil hinaus, und das Christenthum verzerrt bis zu Aberglauben und Fanatismus. Ward doch Lope, tieferer religiöser Einsicht und Trostes ermangelnd, — nach solchem Leben und solcher Thätigkeit unerwartet —, zuletzt selbst ein melancholischer Büßer. — Stets hatte er, hinsichtlich seiner Dramen die Wünsche des Publikums zu erfüllen gesucht, und dafür unermeßliches Lob davongetragen: weniger Beifall fanden und verdienten seine übrigen, sehr zahlreichen, oft kaum mittelmäßigen Werke, Episteln, Sonette, Romane, Eclogen, Heldengedichte u. s. w.

[Lesen aus: 1) el Burlador de Sevilla y Convidado di Piedra, Dohrn I, 24—27, 20—21, 154—155.
2) Los milagros del desprecio. Dohrn II, 8—9, 14—16, 54—55.
3) *Moreto*, el desden con el desden. Dohrn II, 174—176, 199—202.]

21.

Als Shakspeare seine Meisterwerke vollendet hatte, betrat sein nächstfolgender Nebenbuhler Ben Johnson keineswegs dieselbe Bahn; sondern bezweckte, in vollem Gegensatze, das neue, nationalenglische Theater zu bekämpfen und zu überwinden, durch

eine regelrechte, angeblich auf Gelehrsamkeit ruhende Behandlung des Drama. Don Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600, gest. 1687) stand nicht in solch einem Verhältniß zu Lope, sondern beharrte wesentlich auf dessen Bahn, und suchte ihn nur zu übertreffen durch sorgfältiger, und besonnener gearbeitete Dramen. Seine Verwickelungen sind genauer berechnet und künstlicher geordnet, die gewandteste Verskunst, und die glänzendsten Vergleiche und Bilder verschönern und erhöhen den Eindruck, und ernste, tragische Aufgaben stehen, zur Erhöhung der Mannigfaltigkeit, den heiteren gegenüber. Deshalb ward ihm auch fast dieselbe Bewunderung zu Theil, wie Lope, und es ist Unrecht wenn Spanier später viel schwächere, aber regelrechte Erzeugnisse über die Werke dieses Meisters hinaufsetzten.

[Lesen: Bouterwek III, 501.
Schlegel VI, 384.]

Andererseits haben Deutsche, ihrer neuen Entdeckungen froh, ihn allzusehr gepriesen, und fast als höchstes Muster aller Dramatik betrachtet. Der theilnehmende, aber unbefangene Leser wird behaupten dürfen, daß die oben schon bei Lope aufgezählten und gerügten Mängel, hier unvermindert wiederkehren, daß Alles auf den mangelhaften Standpunkt der Zeit Philipps IV. eingezwängt sey, viele Vergleiche, Bilder und Anspielungen überglänzend und schwülstig hervortreten, und bis zur Ermüdung wiederholt werden, daß die überlangen Reden sich dramatisch nicht rechtfertigen lassen u. s. w. Am Anstößigsten und Widerwärtigsten endlich, ist die fanatische Auffassung des verfolgungssüchtigen, verdammlichen Christenthums, welche sich z. B. offenbart in Behandlung und Lobpreisung der Albigenserkriege, der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacobana. Aehnliche Vorwürfe treffen viele Autos, die außerdem gesucht und mit frostigen Allegorien überladen sind. Als Personen treten z. B. auf: Gerechtigkeit, Milde, Neid, Judenthum, Muhamedanismus, Sünde, Tod, die sieben Wochentage und vorzugsweise der Teufel.

Mehrere der besten Dramas von Calderon sind so bekannt

und mit Recht so geehrt, daß es ganz überflüssig wäre, sie umständlich zu besprechen. Der Versuch hingegen, die angeblich vorhandenen 108 oder 127 Dramen und 73 Autos sämmtlich durchzulesen, wird wohl jedem (so wie mir) mißglücken; doch will ich als Beweis meines gutens Willens, ganz kurze Glossen zu einigen meist unbekannten Stücken hier aufnehmen.

1) Cada uno para si. Höchst verwickelt, künstlich und zerschnitten.

2) Duelas de amor y lealtad. Krieg zwischen Persern und Phöniciern. Die besiegten Perser empören sich, und Alexander der Große bringt zuletzt Alles in Ordnung. Dazwischen viel Liebe, Eifersucht, Intrigen, Edelmuth und Possen.

3) Un castigo en tres venganzas. Unter den Freunden und Dienern Karls von Burgund, ist ein Verräther. Clotald weiß die Schuld Anderen, insbesondere dem Federigo zuzuschieben und dessen Geliebte in den Verdacht der Untreue zu bringen. Endlich kommt die Wahrheit an den Tag und die gerechte Bestrafung erfolgt.

4) Amar despues la morte. Persönliche Beleidigungen und grausame Gesetze bringen die Mauern zu einem Aufstande in den Alpujarren. Nach tapferem Widerstande werden sie von Don Juan d'Austria besiegt. Hiemit ist verflochten die Liebe Don Alvaros des Mauern zu Donna Clara, deren Ermordung durch einen spanischen Soldaten, er kühn im spanischen Lager rächt und von Don Juan Verzeihung erhält.

5) Nadie fie su secreto. Herzog Alexander von Parma, und ebenfalls Don Cesar, vertrauen dem Don Arias daß sie Donna Anna lieben. Arias vertraut Cesars Geheimniß dem Herzoge, welcher eifersüchtig seinem Nebenbuhler Hindernisse aller Art in den Weg legt, dann sich selbst bezwingt und die Heirath fördert. Lehrreich als Vorstudie zu der vollkommneren Behandlung im lauten Geheimniß.

6) Las tres justicias en una. Der Oberrichter Don Mendo schwängert die Schwester der Donna Anna, welche (als jene stirbt) das Kind ihrem, Kinder wünschenden Mann unter-

schiebt. Dieser Sohn schlägt aus der Art und vergreift sich zuletzt am Vater. König Peter entdeckt den Hergang, läßt den Sohn erdrosseln, und die beiden angeblichen Aeltern müssen zusehn. Verwickelt genug, aber von untergeordnetem Werthe und nicht angenehmer Wirkung.

7) La señora e la criada. Die Prinzessin Diana von Mantua, soll den Prinzen Fisberto von Mailand, und der Prinz Crotaldo von Parma seine Muhme Flor heirathen. Statt dessen wollen sich Diana und Crotaldo heirathen. Diana entflieht, Crotaldo glaubt sie zu entführen, ergreift aber eine, in ihren geschenkten Kleidern einherstolzirende Bäuerin. Hierauf Verwickelungen aller Art: die Prinzessin tritt als Dienerin auf, die Bäuerin muß die Herrin spielen, wird für verrückt ausgegeben u. s. w. u. s. w. Zuletzt da Alles offenbar wird, heirathen sich Crotaldo und Diana nach Wunsch, und Fisberto und Flor lassen sich den Tausch gefallen.

8) Amado e aborrecido. Herr Dante, Galan seiner Profession nach, hat das Glück und Unglück daß er eine gefangene Prinzessin liebt die ihn verabscheut, und von einer freien Prinzessin geliebt wird, die er nicht leiden kann. Dies giebt zu höchst spitzfindigen Untersuchungen Veranlassung, z. B.: was besser sey, geliebt werden und verabscheuen, oder lieben und verabscheut werden. Diana und Venus mischen sich in die Sache, erregen Sturm, Ungewitter, Erdbeben, setzen Herrn Dante in viele Verlegenheiten, wobei er doch stets gegen beide Damen gleich höflich zu seyn sucht. Als endlich die Verabscheuende, um die Liebende zu retten, soll ins Meer geworfen werden, vertragen sich Götter und Menschen über einen, die Parteien wenn auch nicht beglückenden, doch beruhigenden Frieden.

9) Las armas de la Hermosura. Die Geschichte Coriolans und des Sabinerraubes in eins verschmolzen. Coriolan dient unter Romulus, Veturia ist eine geraubte Sabinerin und die Königin der Sabiner aus Spanien. Als ein Aufstand der Sabinerinnen entsteht gegen ein neues Gesetz des Senats über

Putz und Aufwand, nimmt Coriolan Partei für die Weiber, wird eingesperrt, verbannt, neuer Krieg und Sieg. Friedensbedingungen: die Weiber dürfen sich kleiden wie sie wollen, Bücher lesen u. s. w. Ergötzlich durch kühne Verknüpfungen, Verschmähung aller Zeiten und Sitten, halbe Parodie zu halbem Ernste. — Wie so ganz verschieden ist Shakspeares Coriolan. — An andern Stellen calderonischer Dramen beschreibt Herodot Amerika, Jerusalem liegt an der Seeküste, die Donau fließt zwischen Schweden und Rußland u. s. w.

Das Beispiel und der Erfolg so großer Meister wie Lope und Calderon und die lebhafte Unterstützung des Theaters durch König Philipp IV., erzeugten in kurzer Frist eine beispiellose Theilnahme des Publikums, und eine erstaunlich große Zahl ausgezeichneter, dramatischer Schriftsteller; so Argensola, Solis, Moreto, Tirso de Molina, Roxas u. A. Huerte zählt (gewiß noch zu gering) 3852 dramatische Werke, welche umständlich zu beurtheilen unmöglich ist.

Hier genügt es zu bemerken, daß, trotz einzelner Verschiedenheiten, alle jene Dramen zu derselben großen Schule gehören; und wiederholt daran zu erinnern, daß man um Freude und mannigfaltigen Genuß an litterarischen Erscheinungen zu haben, keineswegs den Gesichtskreis übermäßig beschränken und eine zu enge Regel aufstellen darf. Vielmehr soll man den Blick nach allen Seiten hin offen und theilnehmend erhalten, und nie vergessen daß nicht allen Bäumen eine Rinde wachse. Hat man, demgemäß, dem spanischen Theater volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, muß man andererseits behaupten, es dürfe (über Spanien hinaus) keine allgemeine Herrschaft in Anspruch nehmen, und zeige neben großen und glänzenden Eigenschaften, auch die schon erwähnten schwächeren tadelnswerthen Seiten. Haben doch selbst Spanier hervorgehoben, daß die Grundsätze höherer Sittlichkeit und Religion nicht selten verletzt werden, dem blendenden, zuletzt gleichartigen und rasch verschwindenden Feuerwerke, Dunkelheit folge; daß maaßlose Willkür und Aufhebung alles natürlichen und geschichtlichen Zusammen-

hanges, die Schönheit und Wahrheit untergrabe. — So wie Raphael, als Vorbild, weniger zu Irthümern verleitet wie Michel Angelo, so Shakspeare weniger als Lope und Calderon.

22.

Miguel de Cervantes Saavedra ward 1547 geboren zu Alcalá de Henares, verlor 1571 in der Schlacht bei Lepanto die linke Hand und einen Theil des Arms, lebte 1575 bis 1580 gefangen in Algier und starb 1616 in demselben Jahre wie Shakspeare. Obgleich seine mannigfaltigen Werke, an sich und für uns nicht von gleichem Werthe sind, bleibt er doch mit Recht der bekannteste und bewundertste aller spanischen Schriftsteller.

[Lesen: Bouterwek III, 328.]

Geistreich und witzig ist die Reise nach dem Parnaß; aber durch unzählige Beziehungen auf unbekannte Dichter, weniger ansprechend. Das Schäfergedicht Galatea enthält sehr schöne lyrische Gedichte, leidet aber doch an den Mängeln dieser Gattung: Breite, Vermischung christlicher Ansichten mit heidnischer Mythologie, und allerlei Künsteleien. Cervantes war der Richtung abgeneigt, welche Lope dem Drama gab, fand aber mit seinen spätern, mittelmäßigen Schauspielen, nur wenig Beifall. Die Numantia ist dagegen ein großartiges, ergreifendes Werk, obgleich sie mit einem regelrechten Drama durchaus keine Aehnlichkeit hat. Die lehrreichen, exemplarischen Novellen (novelas exemplares) verdienen diesen Namen, insbesondere im Gegensatze zu den anstößigen des Boccacio. Ihr Inhalt ist anziehend, die Darstellung umständlich, klar und ansprechend: von den besten der neuern Novellen (z. B. Tiecks) indeß dadurch sehr verschieden, daß lediglich Thatsachen in ununterbrochener Folge erzählt werden, ohne irgend einen Versuch, dieselben mit höhern, ergreifenden Gedanken, mit geistiger Entwickelung in natürliche, ja fast unerläßliche Verbindung zu

bringen. Die Naivetät, welche Schiller nur bei den Alten sucht, findet sich ohne Zweifel in den Novellen des Cervantes.

[Lesen: Pretiosa I, 32—34, 46—48, 74—77.
u. Schlegel IV, 198, die Schalkhafte.
Persiles, Schlegel IV, 190, an Maria.]

Persiles und Sigismunda erinnert durch überkühne, willkürliche Fabeleien, fast an die von Cervantes verspotteten Ritterromane, ging aber doch mehr hervor durch Berücksichtigung der griechischen Romane, vor Allem des Heliodor. Sprache und Darstellung ist vortrefflich, kann aber jene Bedenken nicht beseitigen.

Während die verzeichneten Werke von Wenigen gekannt und von noch Wenigeren gelesen werden, ist Don Quixote in den Händen aller Gebildeten, ja auch die minder Gebildeten haben seit dritthalb hundert Jahren ihre Freude daran. Woher kommt es (ist man veranlaßt zu fragen) daß kein einziger der unzähligen Romane sich einer gleichen Lebensdauer und Bewunderung erfreut? — Weil er (kann man kurz antworten) besser ist als alle anderen. Weil er nicht langweilige Allegorien ausspinnt (wie z. B. der Roman de la Rose), die aufgebauschten, unnatürlichen, endlosen Ritterromane nicht nachahmt, sondern geistreich verspottet; weil er nicht erbärmliche Hofgeschichten asiatischen Prinzen und Prinzessinnen in den Mund legt; weil er nicht durch Familienjammer die Schwächlichkeit befördert, und Gauner und Spitzbuben nicht für eigentlich poetische Personen ausgiebt. Vielmehr ist die Sprache musterhaft, Auffassung und Zeichnung der Charaktere vollkommen scharf und persönlich, der edelste Ernst und der heiterste Scherz, durch Tiefsinn und Witz innig verbunden, durch reizende Episoden die Mannigfaltigkeit erhöht und, — mit einem Worte —, das Interesse meisterhaft festgehalten von Anfang bis zu Ende.

Wenn Cervantes einige Male die Mißhandlung und Vertreibung der Mauern unduldsam billigt, so theilt er hierin allerdings die Irthümer seiner Zeit; hat sie aber nicht so breit und in den ärgsten Uebertreibungen dargestellt, wie Calderon.

23.

Obgleich in der spanischen Litteratur das Drama als der wichtigste Theil hervortritt, zeigen die anderen Theile doch so viel Eigenthümlichkeit, daß sie selbst in dieser kürzesten Uebersicht zu erwähnen sind. Zuvörderst die ächt spanische Lyrik, vorzugsweise vertreten durch zahlreiche Balladen, welche enthalten Geschichtliches (meist bezüglich auf die Kriege mit den Mauern); dann auch Hinzuerfundenes, Liebeslieder, scherzhafte und ernsthafte Erzählungen, Betrachtungen u. s. w. Sie sind meist in vierfüßigen Trochäen geschrieben, machen neben dem Reime auch von Assonanzen Gebrauch und wurden in mehreren Cancioneros gesammelt, von denen der erste 1511 erschien.

Mehrere epische Gedichte sind kaum mittelmäßig zu nennen, und selbst das gerühmteste, die Araucana des Ercilla ist eher eine lebhafte Geschichtserzählung, als ein dichterisches Werk ersten Ranges. Auch kann man den Versuch, Wunderbares gegen den Schluß damit in Verbindung zu bringen, nicht für gelungen halten.

Idyllische Gedichte wurden damals in Spanien (wie in Italien) sehr, ja zuviel bewundert: so die Eclogen des Garcilasso de la Vega (1503—1535), und noch mehr ein Schäferroman, Diana, des Montemajor (1520—1561). Heutige Leser dürften Vieles zu weitläufig, willkürlich und verwirrt finden; auch ist das Bemühen wirkliche Personen und Ereignisse hinter jener Schäferwelt zu verstecken, einer ächten Dichtung mehr schädlich als nützlich.

[Lesen: Bouterwek III, 175.
Schlegel IV, Diana, 173.
Bouterwek III, 216.
Dunlop, 352.]

Ganz das Entgegengesetzte von Empfindelei und Hirtenziererei zeigt eine ganze Reihe von Romanen, wo Betteljungen, Gauner und ähnliches Gesindel die Hauptrolle spielen. An der Spitze steht Lazarillo de Tormes von Mendoza; dann folgen

Guzman von Alfarache von Aleman, la Pikara Justina von Ponce de Leon, Markus Obregon von Espinel u. A. So viel Witz, Scherz, Sonderbares, Pikantes in diesen Romanen auch enthalten ist, bleibt die ganze Abart nur eine geringe, und steht auf einer Stufe mit den Gemälden von Räubern u. dgl., welche auch einmal Mode waren.

[Dunlop, 336—340.]

Wiederum hievon durchaus verschieden, entwickelte sich der sogenannte hochgebildete Styl (stilo culto) des Góngora und seiner Anhänger. Gesucht, schwülstig, unnatürliche, oft ganz alberne Metaphern, neue, unverständliche Worte und Construktionen, anmaasliche, leider oft bewunderte Ziererei. — Scheint doch jedes Volk an einem gewissen Punkte seiner Entwickelung, dieser Krankheit, dieser Staupe zu erliegen: so die Italiener durch Marino, die Engländer durch Lylies Euphues, die Deutschen durch Hofmannswaldau und Lohenstein. Als eine zweite, umgekehrte Hälfte zu diesen Uebergezierten, könnte man die Platten und Geschmacklosen bezeichnen, wie Rabelais und Lenz, welche aber auch ihre begeisterten Verehrer gefunden haben.

[Bouterwek III, 432.]

Anziehender als alle diese Karikaturen bleiben des Perez de Hita, Kriege von Granada. Alte und neue Balladen, in geschichtliche, oder verschönerte Erzählung verwebt, eine seltene Billigkeit gegen die Mauren, und das Tragische nicht der Menschlichkeit ermangelnd.

Die Chroniken veredeln sich allmählig zur ächten Geschichtschreibung, wo Diego de Mendoza zuerst zu nennen ist. Er war zugleich Staatsmann, Gesandter, Sammler von Handschriften und Büchern, Dichter und Geschichtschreiber. Bitter urtheilt er über die Stellung der Gesandten, sagend: „die Gesandten, die armen Tröpfe! Wenn die Könige betrügen wollen, fangen sie mit unser Einem an. Unser größtes Geschäft ist, nichts zu thun und nichts zu sagen, damit es durch uns nicht weiter auskommt.“ — Außer dem schon genannten Lazarillo de Tormes, schrieb Mendoza Episteln, Sonette, Canzonen, Lieder

u. dgl.; vor Allem aber verdient Erwähnung seine Geschichte des Aufstandes der Mauren. Er suchte die Alten mit Erfolg, jedoch nicht überall passend, nachzuahmen; auch ward der Gegenstand um so herber und peinlicher, als er die volle Wahrheit nicht sagen durfte. Hiezu kam daß es damals, selbst den edelsten Gemüthern kaum möglich war sich zu voller religiöser Duldung und Gerechtigkeit zu erheben.

[Bouterwek III, 186.]

Zuritas Annalen von Aragonien sind der Form nach nicht vollendet, aber sehr lehrreich, und ebenso darf man wohl über Solis Geschichte von Mexiko urtheilen. Sepulvedas Geschichte Karls V. ward abwechselnd zu sehr erhoben und gescholten. Mariana hat die ungemein schwere Aufgabe eine Gesammtgeschichte Spaniens zu schreiben, auf löbliche Weise gelöset, und (wir glauben mit Recht) das jetzt oft angepriesene Verfahren verschmäht, alle Sagen und Dichtungen der frühern Zeit vornehm bei Seite zu werfen und ein trockenes Gerippe an die Stelle zu setzen. Für die spätern Zeiten ist er so gründlich, als es die ihm zu Gebote stehenden Quellen erlaubten und noch bis jetzt giebt es kein lesbareres Buch über die ganze Geschichte Spaniens. Denn der viel vollständigere Ferreras ist trocken und langweilig. — Antonio de Herrera (st. 1625) schrieb eine Geschichte Westindiens (1492—1554) gründlich und aus ächten Quellen. — Des Inca Garzilasso (seine Mutter war aus dem königlichen Blute der Incas) Commentarien über Peru, sind, obgleich viel Fabelhaftes eingemischt ist, doch eigenthümlich und anziehend. Erwähnung verdienen noch Colomas Kriege in den Niederlanden und Moncadas Zug der Catalanen gegen Griechen und Türken.

[Bouterwek III, 318.]

Ein von vielen Seiten gepriesener Schriftsteller ist Quevedo (geb. 1580, gest. 1645). Wir besitzen von ihm die mannigfaltigsten Schriften, in Versen und in Prosa, welche unparteiisch zu würdigen große Schwierigkeiten hat, weil sich in bunter Mischung findet Scharfsinn und Mißverstand, Witz und Ge-

schmacklosigkeit, Bitterkeit und Leichtsinn, Erhabenheit und Plattheit.

Seit Philipp II., bis zum 18. Jahrhundert sank Spanien immer mehr durch unbedeutende Könige, unnöthige und unglückliche Kriege, Vertreibung der Mauren, Auswanderung nach Amerika, Grausamkeit der Inquisition und Abnahme frischer Thätigkeit. Dies Alles mußte auf die Litteratur sehr nachtheiligen Einfluß haben, und der hauptsächlich von Lüzan betriebene Versuch, viele Mängel durch regelmäßige Nachahmung des Französischen und Beseitigung des Nationalspanischen zu verbessern, war auch nicht das Richtige. Deshalb trat Garzia de Huerta auf gegen die französische Richtung und als Vertheidiger der altspanischen Entwickelung. Da Genien ersten Ranges fehlten, fand man kein neues löblich Mittleres, obgleich im 18. Jahrhundert mancherlei verdienstliche Werke erschienen, die wir hier nicht im Einzelnen anführen und beurtheilen können. Erwähnung verdient jedoch der Mönch Feijoo (1676—1764). Er kannte das was außerhalb Spaniens geschehen war, und wirkte durch Aufsätze verschiedenen Inhalts in sehr belehrender Weise.

Unter Karl III. (1759—1788) bewegte sich in Spanien Alles vorwärts, dann hemmten die französischen Kriege, und die tüchtigen Männer, welche durch die schwierigen Verhältnisse gekräftigt, als Schriftsteller und Staatsmänner hervortraten (wie Melendez Valdez, Jovellanos, Quintana u. A.), wurden zur Zeit des elenden Königs Ferdinand VII. eingesperrt, oder verjagt. Doch haben die langen, traurigen Verwirrungen den erwachten Geist in Spanien nicht ganz unterdrückt, und in neuester Zeit sind mancherlei verdienstliche Werke erschienen.[1])

---

1) Unter den neuern spanischen Geschichtschreibern verdienen löbliche Erwähnung: Lafuente Alcantara, Geschichte von Granada, Ascargota Geschichte von Spanien, Toreno neuere Geschichte Spaniens und Quintana Leben berühmter Spanier.

24.

Camoens überragt so sehr alle anderen portugiesischen Schriftsteller, daß man leicht gegen diese, wenn nicht ungerecht, doch gleichgültig wird. Hier genügt es in dieser Beziehung nur Weniges zu bemerken. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1581—1640) wirkte nachtheilig auf Unabhängigkeit, Macht, Reichthum, und Entwickelung des Landes und Volks, und auch nach Herstellung des Hauses Braganza fehlte es nicht an mancherlei Störungen.

Saa de Miranda (geb. 1495) dichtete in portugiesischer und spanischer Sprache, Eclogen, Sonette, Episteln, Elegien und auch zwei Lustspiele. Neben edelem Sinn und zartem Gefühl, findet sich unpassend angebrachte Gelehrsamkeit. — Gil Vicente (st. 1557) schrieb mehrere Lustspiele und Farcen, mit mehr Talent, als Geschmack. — Antonio Ferreira (1528—1569) dichtete Sonette, Briefe, Oden, Lustspiele, Trauerspiele. Gute Sprache, edle Empfindungen, aber kein lyrischer Flug und als Dramatiker unbedeutend. — Rodriguez Lobo (geb. in der Mitte des 16. Jahrhunderts). Wir besitzen von ihm Gedichte mancherlei Art, und in verbesserter Prosa lange, für unsere Zeit langweilige Schäferromane. Ebenso wenig dürften allgemeinern Beifall gewinnen unzählige, gezierte Sonette des Faria e Sousa (st. 1649); die natürlicheren, aber allzu zahlreichen Liebesklagen des Barbosa Bacellar (st. 1663) und die Uebertreibungen und Abgeschmacktheiten des Gongoristen Coelho. Mit Recht machte Andrada diesen Gongorismus durch geschickte Parodien lächerlich.

Schon für das vierzehnte Jahrhundert besitzen die Portugiesen anziehende geschichtliche Werke. Lob verdient Britos Geschichte seines Vaterlandes, obgleich sie nur die ältesten Zeiten umfaßt, und eine große patriotische Aufgabe sucht Barros Asien, nicht ohne Erfolg zu lösen, wenn er auch hinter seinem Vorbilde, dem Livius zurückbleibt.

Im 18. Jahrhundert finden wir englischen und französischen Einfluß auf die portugiesische Litteratur; gerühmte Schriftsteller des neunzehnten sind noch nicht in unsere Hände gekommen.

25.

In meinen Bemerkungen über die deutsche Litteratur (No. 13) habe ich bereits auf ihre Schattenseite seit dem 13. Jahrhundert hingewiesen, zugleich aber auch auf die gegenüberstehende Hoffnung. Nochmals muß ich auf beides zurückkommen, und Einiges wiederholen.

Lange vor der Reformation (im 14. und 15. Jahrhundert), gab es in Deutschland keinen Schriftsteller ersten Ranges, wie sie wohl anderwärts (z. B. in Italien) nicht ganz fehlen. Mithin hat die Reformation diesen Stillstand, diese Dürre keineswegs allein veranlaßt. Wie verschieden man auch über Luther als Reformator denken mag, so müssen doch alle Parteien seine großen Verdienste um die Ausbildung der deutschen Sprache anerkennen. — Wiederum läßt sich nicht läugnen, daß überall die ausschließliche Herrschaft der theologischen Richtung, leider jede andere in den Hintergrund drängte; daß man dogmatischen Spitzfindigkeiten den höchsten Werth beilegte, und mit Verletzung von Anstand und Geschmack, ja mit Uebertretung aller sittlichen und religiösen Gesetze sich zu Haß, Verläumdungen, Verfolgungen und bestialischen, verdammenswürdigen Kriegen verlocken ließ, und darin die beste Hülfe suchte. Die vielen löblicher Weise in Deutschland gestifteten Universitäten, weit entfernt dieser Richtung kräftig entgegenzutreten, nahmen leidenschaftlich Partei; dergestalt daß man weder den Katholiken noch den Protestanten allein die Schuld zuschieben darf, obgleich sie sich nicht gleich vertheilen mag. Es ist jedoch hier nicht der Ort, Lob oder Tadel all dieser Verhältnisse zu häufen, sondern zu bemerken daß die meisten Dichter des 17. Jahrhunderts Protestanten waren, aber kaum einer von ihnen sich über das Mittelmäßige erhob.

Denn, wenn man auch etwa dem Opitz, Flemming, Günther

u. A.[1]) eigenthümliche Verdienste mannichfacher Art nicht absprechen kann, so waren sie doch nicht auf die Dauer überwiegend und anerkannt; weshalb es ein großes Verdienst W. Müllers und K. Försters bleibt, ihr Andenken erneut zu haben. Unzählige dicke Bände drängten sie auf 14 Bändchen zusammen, und fügten zweckmäßige Lebensbeschreibungen, sowie verständige Beurtheilungen hinzu. Ich will diese nicht abschreiben, sondern darauf verweisen, und mir nur eine Bemerkung erlauben. Nicht die Aufgaben all dieser Lyriker sind gering, oder mangelhaft; sie beziehen sich vielmehr auf Alles das, was das menschliche Gemüth, mit Recht oder Unrecht, lebhaft in Bewegung setzt: Liebe und Haß, Lust und Schmerz, Demuth und Uebermuth, Hoffen und Verzweifeln, Zeit und Ewigkeit, Leben, Tod, Vaterland, Religion. — Aber die Lösung dieser Aufgaben, ist fast überall unvollkommen; sie steht wenigstens zurück hinter der frischen Jugend des 13. Jahrhunderts, und den neuen Schöpfungen der Meister des 18. und 19. Jahrhunderts. Bei diesen Verhältnissen halte ich es für verdienstlich, ja nothwendig, jene 14 Bändchen nochmals wesentlich zu verkürzen, und statt langer Reden über viele Gedichte, nur wenige derselben auf etlichen Blättern vorzulegen, jedem Leser indeß die Beurtheilung derselben zu überlassen.

1) Martin Opitz (1597—1639).

[Bouterwek X, 83.]

Lebenslust.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir.
Es ist Zeit hinaus zu schauen,
Und sich bei den frischen Quellen,
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die Fischer Netze stellen.

1) Die dramatischen Werke von A. Gryphius, Hans Sachs (st. 1576) und Ayrer sind für den Gang der Entwickelung nicht ohne Interesse, jedoch nur als Vorübungen für spätere Zeiten. Mittheilungen aus denselben würden hier wenig ansprechen, oder doch zu viel Raum einnehmen, was mit Lyrikern und Epigrammatisten nicht der Fall ist. (Tieck kritische Schriften IV, 194.)

Wozu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen läuft der Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf sein letztes Ende hin;
Dann kömmt ohne Geist und Sinn
Dieses Alles in die Erden.

Hola, Junge, geh' und frage
Wo der beste Trunk mag seyn,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauren, Leid und Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Clotho fortgerafft,
Will ich in den süßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen!

Bitte meine guten Brüder
Auf Musik und auf ein Glas.
Kein Ding schickt sich, dünkt mich, baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Lass' ich schon nicht viel zu erben,
Ei, so hab' ich edeln Wein,
Will mit Andern lustig seyn,
Wenn ich gleich allein muß sterben!

2) Weckherlin (1584—1651).

[Bouterwek X, 53.]

Frisch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet große Thaten!

Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', frisch auf!
Das Land, die Freiheit sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlaget drauf,
Und überwindend triumphiret.

Der ist ein Deutscher, wohl geboren,
Der, von Betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu',
Noch Glauben noch Freiheit verloren.
Der ist ein Deutscher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit seinem Schwerdt
In einige Gefahr sich waget.

Denn wenn die Feind ihn schon verwunden;
Und nehmen ihm das Leben hin,
Ist Ehr' und Ruhm doch sein Gewinn,
Und er ist gar nicht überwunden;
Ein solcher Tod ist ihm nicht schwer
Weil sein Gewissen ihn versüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr'
Indem er so sein Blut vergießet.

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklingen,
In allem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil sein Lob die Nachkommen singen.
Die edle Freiheit ist die Frucht,
Die er dem Vaterland' verlasset,
Da der Herzlose durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehasset.

Einer zänkischen Frau, Grabschrift.

Hier schläfet, und Gott sey gedanket!
Ein Weib, das Tag und Nacht gezanket.
Ach, tretet nicht hart, liebe Leut',
Sonst weckt ihr einen neuen Streit.

3) Dach (1605—1659).

[Bouterwek X, 186.]

Die Vögel.

Die Lust hat mich gezwungen
Zu fahren in den Wald
Wo durch der Vögel Zungen,
Die ganze Luft erschallt,

Fahrt fort ihr Freudenkinder
Ihr Büsche-Bürgerei,
Und Freiheitvolk nicht minder,
Singt eure Melodei.
Ihr lebt ohn' alle Sorgen,
Und lobt die Güt' und Macht
Des Schöpfers von dem Morgen
Bis in die späte Nacht.
Ihr baut euch artig Neste,
Nur daß ihr Junge heckt,
Seyd nirgends Fremd' und Gäste,
Habt euren Tisch gedeckt.
Ihr strebet nicht nach Schätzen,
Durch Abgunst, Müh' und Streit,
Der Wald ist eu'r Ergötzen,
Die Federn euer Kleid.
Ach, wollte Gott, wir lebten
In Unschuld, gleichwie ihr,
Nicht ohn' Aufhören schwebten
In sorglicher Begier!

Annchen von Tharau (nach Herders Uebertragung).

Annchen von Tharau ist die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Annchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb und in Schmerz.
Annchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt beieinander zu stahn.
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unsrer Liebe Befestigung seyn.
Annchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben schließ ich in deines hinein.

Recht als ein Palmbaum über sich steigt,
Hat ihn einst Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigen Loos.
Annchen von Tharau mein Reichthum u. s. w.

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.
Annchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben schließ ich um deines herum!

Abschied von der Welt.

Alles läuft mit mir zu Ende;
Meine Hände,
Füß' und Arme sind verdorrt,
Auch die Fackel meiner Augen
Will nicht taugen
Geist und Leben eilen fort.

Meines edeln Geistes Kräfte,
Die Geschäfte
Meiner Sinnen nehmen ab.
Nichts ist anders zu besorgen
Als vor Morgen
Noch zu scheiden in das Grab.
Seele wenn du nun dies Leben
Hin sollst geben,
So entschlage dich der Noth,

Denke, daß du zu den Frommen
Nicht kannst kommen,
Als nur einzig durch den Tod.
Die ihr Ende stets betrachten,
Und verachten
Dieser Welt verkehrten Sinn,
Jesum, bis sie ganz erkalten,
Gläubig halten,
Fahren sanft und selig hin.

4) Andreas Gryphius (1616—1664).

[Bouterwek X, 140.]

Thränen des Vaterlandes, 1636.

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheert!
Der frechen Völker Schaar, die rasende Posaun',
Das blutgetränkte Schwert, die donnernde Karthaun',
Hat Aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.
Die Thürme stehn in Glut, die Kirch' ist umgekehret,
Das Rathhaus liegt in Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfraun sind geschänd't, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret,
Hier durch die Schanz' und Stadt rinnt allzeit frisches Blut;
Dreimal sind's schon sechs Jahr, als unserer Ströme Fluth,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen.
Doch schweig' ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest, und Gluth und Hungersnoth,
Daß auch der Seelen Schatz so Vielen abgezwungen.

5) Flemming (1606—1640).

[Bouterwek X, 119.
Eschenburg II, 86.]

Vor seiner Reise nach Persien.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spat und frühe,
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen
Ich stell's in seine Gunst. — — — —

Ich zieh' in ferne Lande
Zu nützen einem Stande
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist fassen,
Zu dienen seiner Welt. — — — —

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort. — — —

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut:
Es sey heut' oder morgen,
Dafür lass' ich ihn sorgen
Er weiß die rechte Zeit.

An die jetzigen Deutschen.

Jetzt fällt man uns ins Haus, in unsere vollen Schalen,
Wie man es längst gebräut. Wo ist nur unser Muth,
Der ausgestählte Sinn, das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unsrem eitlen Prahlen.
Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmalen
Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn, mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigsten Krieger wir, die Phöbus kann bestrahlen!
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann?
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne,
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ist's um uns gethan,
Uns Namens-Deutsche nur! Ich sag's auch mir zum Hohne!

Flemmings Grabschrift vom 22. März 1640,
drei Tage vor seinem Tode gedichtet.

Ich war an Kunst und Gut, und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Aeltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren;
Mein Schall flog überweit: kein Landsmann sang mir gleich;
Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies Alles wird zerstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.
Verzeiht mir, bin ich's werth. Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab:
Sonst Alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde;
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

6) Logau (1604—1655).

[Bouterwek X, 169.
Eschenburg II, 44.]

Sparsamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüßte,
Was das Alter haben müßte,
Sparte sie die meisten Lüste.

Das Beste der Welt.

Weißt Du, was in dieser Welt,
Mir am meisten wohlgefällt?
Daß die Zeit sich selbst verzehret,
Und die Welt nicht ewig währet.

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten;
Keinem hat er nichts genommen,
Wenn er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverholen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bei Zeiten jagen.
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun' und Schopf geleeret,
Ist, ein Stücke Brot begehret;
Staat, Land, Mensch und Vieh vernichtet,
Ist des Herren Dienst verrichtet;
H—, saufen, spielen, fluchen
Ist, dem Muth Erfrischung suchen;
Nicht mehr Mensch seyn an Geberden,
Ist ein braver Kerle werden;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Ist den Engeln Müh' ersparen!

Die Sünden.

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch ist's, in Sünden bleiben,
Christlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

Der Kriegshund.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüthen,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche stehn und tragen,
Hunde, die zu Tische schmeicheln,
Hunde, die die Frauen streicheln,
Diese Hunde gar zusammen,
Kommen nur aus faulem Stammen. —

Aber ich bin von den Hunden,
Die sich in den Krieg gefunden,

Bleibe nur, wo Helden bleiben,
Wann sie Küh' und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag' am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren
Gäns' und Hühner zuzuführen.
Kann die schlauen Bauern suchen,
Wann sie sich ins Holz verkruchen,
Wann sie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr hat wo genommen,
Kann ich sie von dannen hetzen,
Daß sie Hut und Schuh versetzen,
Kann durch Schaden, kann durch Zehren,
Helfen Haus und Hof verzehren.
Kavaliers, die kann ich leiden,
Bauern müssen mich vermeiden,
Bin nun drum in meinem Orden
Hundekavalier geworden!

Verkündigung des Sieges.

Ei lustig, ihr Krieger, ihr werdet nun siegen,
Es wollte die neue Verfassung denn lügen!
Die Waffen um euere Lenden gebunden,
Sind neulich aus Häuten der Bauern geschunden!
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Pistolen,
Sind ritterlich neben der Straße gestohlen,
Die Gelder zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüstig durch Gurgel und Magen gedrungen;
Die Pferde vom nützlichen Pfluge gerissen,
Des Brotes die letzten und blutigen Bissen,
Die führen und füllen viel tausend der Wagen,
Die H— und Buben zu Felde mit tragen;
Daß Reiter sind wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande verschnitten;
Ein Fürstenthum ist in die Schanze gegeben,
Ein Handvoll von Reitern in Sattel zu heben!

Glauben.

Luth'risch, Pap'stisch und Kalvinisch, diese Glauben alle drei,
Sind vorhanden; doch ist Zweifel wo das Christenthum dann sey.

7) Freiherr v. Abschatz (1646–1699).

Aufmunterung an die Deutschen.

Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh' Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt,
Herbei daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Somm' und Seine schicke.

Der Feind braucht Gold und Eisen,
Wendt' Stahl und Silber an,
Der deutschen Welt zu weisen,
Was List und Hochmuth kann.
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden
Damit euch hinterm Rücken
Die Fesseln nicht bestricken.

Laßt Lerch' und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu besiegen
Des Hohnes Pralerei!
Er prangt mit euren Federn,
Drum müßt ihr ihn entädern,
Und jeder sich bemühen,
Das Seine wegzuziehen.

Wollt ihr euch unterwinden,
Zu thun was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden
Der euch an Reihen führt.
Laßt euch verstellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh' erjagen.

Mitgift.

Mitgift ist der Männer Gift
Die der Weiber Herrschaft stift'.

Frauenart.

Kurzer Sinn und lang Gewand
Ist den Frauen wohlbekannt.

Nicht zu genau.

Wer auf jede Feder acht',
Nie das Bette fertig macht.

Ohne Umstand.

Kräh't die Henn' und schweigt der Hahn,
Ist das Haus gar übel dran.

Schweige.

Laß deinen Mund verschlossen seyn,
So schluckst du keine Fliegen ein.

8) Zinkgref (1591—1635).

[Bouterwek X, 175.]

Zeit und Rath.

Schiffer, welche Meister sind,
Suchen Zeit und guten Wind;
Mit Gewalt ist nichts zu machen.
Also werden hohe Sachen
Eher zu dem End' gebracht
Durch die Weisheit, als durch Macht.

9) Tscherning (1611—1649).

[Bouterwek X, 191.]

Lob der Musik.

1) Wer ungereget,
Die Sinnen träget,
Wann Künstler singen
Und Saiten klingen.
Ist taub an Ohren
Und krank geboren,
Weil sonst sich reget
Was Sinnen träget.

2) Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden;
Man soll ihn oben
Auch also loben,
Da wird das Singen
Viel schöner klingen.

3) Mehr Lust für Ohren
Ist nicht geboren.
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann Eifer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

4) Was hier sich reget
Und Athem träget,
Heißt David singen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren,
Was je geboren,
Weil es gereget
Dann Liebe träget.

10) Gerhard (1607—1676).

[Bouterwek X, 219.]

Vertrauen auf Gott.

1) Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden
Die dein Fuß gehen kann.

2) Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohl ergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten seyn.

3) Dein' ew'ge Treu' und Gnade
O, Vater, weiß und sieht
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was Du dann erlesen,
Das treibst Du starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen
Was Deinem Rath gefällt.

4) Hoff', o du arme Seele
Hoff' und sey unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer nagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

5) Wohl dir du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Des Sieges Ehrenkron'.
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

6) Mach' End', o Herr mach' Ende
An aller unsrer Noth,
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen seyn;
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Abendlied.

1) Der Tag mit seinem Lichte
Fleucht hin und wird zu nichte;
Die Nacht kommt angegangen,
Mit Ruhe zu umfangen
Den matten Erdenkreis.
Der Tag der ist geendet,
Mein Herz zu Dir sich wendet,
Der Tag und Nacht geschaffen
Zum Wachen und zum Schlafen,
Wir singen deinen Preis.

2) Wohlauf, wohlauf, mein Psalter!
Erhebe den Erhalter,
Der mir an Leib und Seelen
Viel mehr als ich kann zählen,
Hat heute Gut's gethan.
All' Augenblick und Stunden
Hat sich gar viel gefunden,
Womit er sein Gemüthe
Mit unerschöpfter Güte
Mir klar gezeiget an.

3) Gleichwie des Hirten Freude,
Ein Schäflein auf der Weide,
Sich unter seiner Treue
Ohn' alle Furcht und Scheue
Ergötzet in dem Feld,
Und sich mit Blumen füllet,
Den Durst mit Quellen stillet:
So hat mich heut geführet,
Mit manchem Gut gezieret
Der Hirt in aller Welt.

4) Erhöre Gott mein Beten,
Und laß mein Uebertreten
Zur Rechten und zur Linken
In's Meeres Tiefe sinken
Und ewig untergehen.
Laß aber, laß hingegen
Sich Deine Engel legen
Um mich mit ihren Waffen.
Mit Dir will ich entschlafen
Mit Dir auch auferstehn.

5) Darauf so laß' ich nieder
Mein Haupt und Augenlieder
Will ruhen ohne Sorgen,
Bis daß der güldne Morgen
Mich wieder munter macht.
Dein Flügel wird mich decken,
So wird mich nicht erschrecken
Der Feind mit tausend Listen,
Der mich und alle Christen
Verfolget Tag und Nacht.

6) Ich lieg' hier oder stehe,
Ich sitz' auch oder gehe,
So bleib ich Dir ergeben,
Und Du bist auch mein Leben,
Das ist ein wahres Wort.
Was ich beginn' und mache,
Ich schlafe oder wache,
Wohn' ich als wie im Schlosse,
In deinem Arm und Schoße,
Bin selig hier und dort.

11) Rist (1607—1667).

[Bouterwek X, 201.]

Lob der Frauen.

1) Alles, was der Herr gemacht,
Ist zwar gut zu schätzen;
Luft und Erde, Tag und Nacht
Kann die Welt ergötzen;
Sonn' und Sterne, Sand und Meer
Auch der Fisch und Vögel Heer
Können sammt den Thieren
Dieses Rund wohl zieren.

2) Aber daß des Menschen Hand
Nach des Höchsten Willen
Muß beherrschen alles Land,
Ja die Welt erfüllen,
Das ist wahrlich übergroß,
Größer, daß dem Manne, bloß
Und allein zu leben
Niemals ist gegeben.

3) Zwar der Mann kam erst herfür
Aber nur aus Erden.
Gott der ließ das schönste Thier
Von der Rippen werden.
Schöner ist ja Elfenbein,
Als der Leimen pflegt zu sein.
Gold führt beff're Gaben
Als der Thon mag haben.

4) Gottesfurcht, Beständigkeit,
Keusche Zucht im Leben
Hat den Weibern jederzeit
Großen Ruhm gegeben.
Kein Planet ist ihnen gleich
Weiber sind an Tugend reich,
Reich von Witz und Segen,
Klug auf allen Wegen.

5) Was der Himmel vorgethan,
Kann ein Weib nachmachen,
Brächte man gleich auf die Bahn
Tausend fremde Sachen.
Weiber machen oft mit Fug
Auch die tollen Männer klug,
Was kaum auszugründen,
Weiß ein Weib zu finden.

6) Weiber sind ein kräftig Naß, (Wein)
Wenn die Männer zagen;
Weiber wissen dies und das,
Wenn die Spötter fragen.
Weiber sind des Lebens Lust,
Weiber sind dem Herzen Rust (Ruhe)
Weiber können machen
Daß wir fröhlich lachen.

7) Weiber sind der Helden Schatz
Weiberhaare binden;
Weiberaugen können Platz
Auch beim Stärkſten finden.
Weiberzung' und süßer Mund
Machen Fleisch und Blut gesund,
Ihr erfreulich Scherzen
Wendet alle Schmerzen.

8) Weiberred' ist wie der Blitz,
Dringt durch alle Glieder
Weiber zeugen Liebeshitz'
Schaffen Kühnheit wieder.
Ach, der Weiber Freundlichkeit
Ist der Honig dieser Zeit.
Süßer kann auf Erden
Ueber sie nichts werden.

9) Weiber nützen in der Stadt,
Auf dem Feld', im Garten,
Man sey hungrig oder satt,
Kann ein Weib doch arten (gerathen)
Weiberlieb ist immer süß,
Ja wohl recht ein Paradies,
Welches uns kann geben,
Reichthum, Ehr' und Leben.

Grabschrift des Friedens.

Wie ward der edle Fried' ertödtet und vergraben?
Wer sind die Würger doch, die ihn verscharret haben?
Es sind die Deutschen selbst, doch sich zu Spott und Hohn.
Wodurch? Durch Freiheit und durch Frau Religion.
Auch Geiz und Uebermuth, die lassen sich nicht dauern,
Zu schließen Fried' und Ruh' in festgebaute Mauern,
Der schnöden Sicherheit! Nun ist's um sie geschehn,
Und Frau Religion muß mit zu Grabe gehn.

12) Morhof (1639—1691).

[Bouterwek X, 321.]

Narrengilde.

Narren sind an allen Ecken,
In den Städten in den Flecken,
Narren sind in jedem Lande,
Narren sind in jedem Stande,
Alle haben ihre Gecken,
Klug ist der ihn kann verstecken.
Meint man und ist so vermessen,
Daß man allen Witz gefressen,
Daß man niemand dürfe weichen,
Ist das erste Narrenzeichen.
Wir ziehn doch an einem Karren
Und die Welt bleibt voller Narren.

Die Zeitungen.

Man holt die Zeitung über Meer,
Von allen Ort — und Enden her,
Man bringet Alles an das Licht,
Und deckt es noch so tiefe Gruft.
Hat man's ja von dem Lande nicht,
So greift man's endlich aus der Luft.

13) Harsdörffer (1607—1658).

[Bouterwek X, 179.]

Der Fischer.

Ein belobter Fischersmann
Hängt des Angels Anbiß an
Etwan ein Gericht zu fangen.
Er senkt seines Angels Ruth'
In die silberhelle Fluth.
Ihm ist mancher Fisch entgangen,
Weil sie in des Flusses Krimmen,
Schauten seine Stricke schwimmen.

Nachmals als der Regenguß
Trüb gemacht den schlanken Fluß,
Sah er an dem Angel hangen
Von dem stummen Schuppenheer
Nach und nach je mehr und mehr,
Die er alle hat gefangen,
Weil sie in den trüben Fluthen
Nicht bemerkt die Angelruthen.

Gottes Wort das höchste Gut,
Ist dergleichen Angelruth',
Die uns nicht kann leichtlich fangen
In der Ruh' und Glückeszeit.

Kömmt uns Trübsal, Angst und Leid,
Hoffen wir dann mit Verlangen,
Uns zu reißen aus dem Mangel,
Mit der ankergleichen Angel.

14) Klaj (1616—1656).

[Bouterwek X, 183.]

Macht der Liebe.

Wie lebt doch der bei Menschen und auf Erden,
Der niemand liebt und nicht geliebt will werden?
Dies Ganze hier, Gott, Thiere, Kräuter, Stein,
Das soll und muß der Liebe dienstbar seyn.

Den lieben Gott hat Lieben hoch bewogen,
Daß er gewölbt die blauen Himmelsbogen,
Und aufgeführt der runden Erden Zelt,
Auf welcher lebt der Mensch, die kleine Welt u. s. w.

So lang' die Sonn', die Lenkerin der Erden,
Die Welt umreist mit neugespannten Pferden,
So lang die Nacht, die Träumerin, uns schreckt,
Und ihren Saal mit Sternensaat bedeckt:

So lang der Stein des Eisens Last wird heben,
Die Ulme liebt die sorgenlosen Reben;
So lang' der Mensch hier liebet auf der Welt,
Ja, bis einmal die Welt in Haufen fällt.

15) Schottel (1612—1676).

[Bouterwek X, 226.]

Aus Germanias Todtenklage.

Von Krakau, von Stockholm, von Paris und von London,
Von Rom, von Lissabon will man zu meinen Wunden,
Mir holen Arzenei; man sendet aber Gift,
Mit Lieb' und Haß beschönt, das mich noch tödtlich trifft.
Ach daß ihr Kinder wollt so lastergierig bleiben,
Euer werthes Vaterland aus eurem Lande treiben!
Ich bin es ja die euch geboren und gesäugt
Die Ehre, Lust und Lob euch überflüssig zeigt.
Doch müßt nach Welschland ihr, nach Spanien, Frankreich laufen,
Und für euer liebes Geld nur grobe Laster kaufen;
Für den gesunden Leib und Herzensredlichkeit,
Bringt ihr ein faules Fleisch und leichtes Narrenkleid.
Seht, eure schönste Sprach' ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süßigkeit, voll der Glückseligkeiten,
Die jemals eine Sprach' gehabt hat in der Welt,
Wird so geschändet und von euch hintangestellt u. s. w.

16) Olearius (1600—1671).

1) Komm nicht oft zu mir gegangen,
So hab' ich nach dir Verlangen.

2) Wenn alle Menschen weise wären
So würde bald die Welt aufhören.

3) So etwa du nicht willst hinauf zur Treppen steigen,
So wirst du auch wohl nicht dich auf dem Dache zeigen.

17) Scheffler (1624—1677).

1) Viel Wissen ist zwar fein, doch giebt's nicht solche Lust,
Als sich von Kindheit an nichts Böses seyn bewußt.

2) Zwei Augen hat die Seel', eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

3) Der Glaub' ohn' Lieb' allein, wie ich mich wohl besinne,
Ist wie ein hohles Faß: es klingt und hat nichts drinne.

18) Günther (1695—1723).

[Bouterwek X, 354.]

Christlicher Glaube.

Bav meint, ich glaubte nichts. Allein ist Bav wohl klug?
Ich glaube daß mir Gott, Brot, Seligkeit und Leben,
Ihn aber uns aus Zorn zum Prediger gegeben:
So glaubt ein frommer Christ, und ich mit ihm genug!

Lob des Knasters.

1) Nahrung edler Geister,
Aller Sorgen Meister,
Du mein Element,
Was man jetzo Knaster nennt,
Komm und laß die müden Sinnen,
Wieder Ruh gewinnen.

2) Deine Kraft und Stärke
Macht durch Wunderwerke
Allen Kummer zahm;
Mißgunst, Furcht, Verdruß und Gram
Fliehn, sobald ich dich empfinde,
Schneller als die Winde.

3) Kommt der lichte Morgen,
Bringt der Tag die Sorgen,
Macht der Mittag warm,
Stütz' ich ruhig Kopf und Arm
Und gebrauche deiner Kräfte
Edle Nektarsäfte.

4) Wer dich gar nicht brauchet
Und nicht stündlich schmauchet,
Ist des Mauls nicht werth,
Weil er die Natur verkehrt,
Und die Gaben die dich zieren
Niemals will probiren.

19) Schwieger (st. 1665).

[Bouterwek X, 202.]

Liebe, die größte Beschwerde.

Mit Lieben ist es so beschaffen;
Du mußt dich öfters lassen strafen,
Dein Ernst muß Spott und Thorheit seyn;
Du mußt dich so, bald anders stellen;
Sagst du: „ein Himmel ist's!“ — sie: „nein!“
So muß es seyn der Schlund der Höllen.

Was ihr gefällt, das mußt du preisen,
Und jederzeit dich so erweisen,
Daß du nicht ihr mögst widrig seyn.
Hast du von ihr was fliegen lassen,
Und sie befragt dich, — sage: Nein!
Damit sie dich nicht möge hassen.

Spielt sie, so laß sie nicht verlieren;
Nur dir will der Verlust gebühren;
Dein Beutel muß stets offen seyn.
Durch Lieben kann man wenig haben;
Kein Crösus wirst du werden. Nein!
Die Mädchen lieben Gold und Gaben.

Heißt sie dich spöttisch von sich gehen,
So mußt du lernen Scherz verstehen,
Mußt dumm und unempfindlich seyn.
Auf ihr Verachten, Schimpfen, Schelten
Mußt du nicht zürnen. Nein, ach nein!
Die Lieb ist sonder Stürme selten.

Befürchtung, Hoffnung, Sorg' und Sehnen
Darfst du dir nimmer abgewöhnen,
Mußt nimmer frei und deine seyn.
Drum will ich nun vom Lieben lassen. —
Sollt' ich es können? — Nein, ach nein!
Wer kann die lieben Mädchens hassen?

20) Neuwerck (1621—1681).

Trostlied.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,

Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Man halte nur ein wenig stille
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu.
Und trau des Himmels reichen Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn wer da seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Guter Rath an die Gestrengen.

Wenn du andre Leute strafst, geh' dich selber nicht vorbei,
Sondern such' in deinem Herzen, ob da nicht ein Fehler sey.

Gesetze.

Gesetze die sind gleich den schwachen Spinneweben;
Hornissen brechen durch, die Mücken bleiben kleben.

21) Spee (1591—1635).

[Bouterwek X, 73.]

1) Der trübe Winter ist vorbei
Die Kranich' wiederkehren;
Nun reget sich der Vogelschrei,
Die Nester sich vermehren.
Laub mit Gemach
Nun schleicht an Tag,
Die Blümlein sich nun melden
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächelnd um
Die Bächlein kühl in Wälden.

2) Die Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hier, viel dort erscheinen,
All' silberweiße Töchterlein
Der hohen Berg und Steinen.
In großer Meng'
Sie mit Gedräng'
Wie Pfeil' von Felsen ziehen;
Bald rauschens her
Nicht ohn' Geplärr,
Und mit den Steinlein spielen.

22) Lund (1608—1667).

[Bouterwek X, 177.]

1) Winter mit so dürren Wangen
Grau und greis und ungestalt,
Mit schneeweißem Tuch umhangen
Traurig, träg und schmählich kalt,
Sommerlust ist weit von hier;
Das, o Winter, kommt von dir.

2) Vögel die in freien Lüften
Gaben ihren Klang und Sang,
Kriechen jetzt zu finstern Klüften
Allem Vieh wird bang und drang.
Sommerlust u. s. w.

3) Nun, du hast uns viel genommen;
Doch muß eins noch übrig seyn:
Daß wir zueinander kommen,
Uns ergötzend in dem Wein.
Jochem schenkt uns Wein und Bier!
Das auch kommt allein von dir.

4) Jochem nöthigt liebe Gäste;
Das ist, das uns freuen mag,
Löset sich auf's Allerbeste,
Fest und los auf einen Tag.
Jochem schenkt uns Wein und Bier;
Das, o Winter, kommt von dir.

23) Hoffmannswaldau (1618—1679).

[Bouterwek X, 288, 296.]

Wie Blumen die des Sommers blühen,
Und wenn der Abend ein sich stellt,
Sich zu der Erden niederziehen,
So ist das Wesen dieser Welt.
Wohl wer im Leben,
Bei Freud' und Leid,
Sich nicht ergeben
Der schnellen Zeit, Vergänglichkeit!

Wen jetzt das Glücke hochgestellet,
Dem man geküsset Fuß und Hand,
Des Stuhl wird alsbald umgefället
Von dieser Zeit voll Unbestand.
Wohl wer im Leben u. s. w.

Schwarze Augen.

Wir schwarze Wolken wir, mit Sonnen angefüllet,
Wir schöne Finsterniß, da Venus Wache hält;
Wir dunkle Brunnen wir, da Blitz und Feuer quillet,
Wir unterwerfen uns die Freiheit dieser Welt.

Das Eis zerschmilzt vor uns, das Eisen muß uns weichen,
Die Felsen geben nach, es bricht der Diamant;
Den Purpur heißen wir durch unsre Macht erbleichen,
Und manches Herz zerfleußt durch diesen süßen Brand.

24) Wernicke.
[Bouterwek X, 350.]

Unnütze Klagen.

Man klagt daß wir die Lieb' und alte Treu' verloren,
Und daß der Segen sich verkehrt in einem Fluche;
Jedoch wenn ich mit Fleiß die vor'ge Zeit durchsuche,
So dank' ich Gott daß ich in dieser bin geboren.

Buhlereien der Deutschen in Frankreich.

Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches wir erfunden,
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht,
Daß wir dort unser Geld verschwenden,
Mit dem es uns hernach besticht,
Daß es durch unsre Länder bricht
Mit Pferden die wir ihnen senden, —
Geht eh' in meinen Kopf hinein,
Als wenn wir dort die Kraft verlieren,
Daß ihre Weiber wir verführen
Und unsrer Feinde Väter seyn.

25) von Canitz (1654—1699).
[Bouterwek X, 344.]

Vergebliche Sorgen.

Weicht, eitle Grillen, weicht! Ihr kränket nur die Sinnen;
Ihr schwächet die Vernunft und schrecket das Gesicht;
Den Abgrund weiset ihr, und Hülfe wißt ihr nicht;
Ihr schaffet Müh' und Schweiß und könnt doch nichts gewinnen;
Ihr öffnet uns die Bahn zum zeitigen Verderben
Und macht das Leben schon in erster Blüte sterben.

26) von Besser (1654—1729).

[Bouterwek X, 342.]

Die blauen Augen.

Blau sind meiner Anemonen Augen,
Weil sie uns zum Zeugniß sollen taugen,
Daß sie ihr von Venus sind erkoren,
Die vom blauen Meeressalz geboren.

Pallas Augen sind auch blau gewesen,
Die sie sich aus Weisheit hat erlesen,
Weil der blauen Farbe Glanz vollkommen,
Den der Himmel selbst drum angenommen.

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tausend ihrer Gaben,
In den Bergen deiner Brust vergraben.

Aber blau ist auch der Treue Zeichen,
Wird dein Herze wohl den Augen gleichen?
Ob Beständigkeit dein Herz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdessen doch soll nichts mich stören,
Als was Himmlisches sie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geschrieben,
Will ich sie auch, als den Himmel lieben.

Die schwarzen Augen.

Phyllis Augen brennen mich verstohlen;
Denn sie scheinen ausgelöschte Kohlen,
Weil dem Himmel sie beliebt zu schwärzen,
Sieht man nicht die flammenreichen Kerzen.

Wolken sind sie, aber voller Blitze,
Und dies neue Mondenlicht hat Hitze;
In den schwarzen Kugeln stecken Sonnen,
Wo sich aller Seelen Brand entsponnen.

Ich gedacht mit ihrer Nacht zu spielen,
Und in diesen Quellen mich zu kühlen;
Aber lauter heiße Feuerballen
Ließen die vermeinten Brunnen fallen.

Brenne mich, doch nicht mich zu verbrennen, —
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen!
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß sich will erstrecken.

Oder willst du mich zu Asche haben,
Mußt du in den Augen mich begraben;
Denn die Schwärze schicket sich zum Trauern,
Und ein schwarzes Grab kann länger dauern.

Es giebt begeistert Hungrige, welche ungeheure Massen von mittelmäßigen, unbedeutenden Büchern ohne Beschwer zu sich nahmen. Diese tadelten, daß W. Müller unzählige dicke Bücher, auf 14 Bändchen zusammendrängte, und müssen noch weit mehr schelten, daß ich diese auf 14 Blätter herabsetzte. Mit Recht bemerken sie: das Sprüchwort „ex ungue leonem, aus der Klaue den Löwen" passe hier nicht, und so kleine Proben seyen unzureichend den persönlichen und dichterischen Charakter der allzu rasch vorübergeführten Männer vollständig kennen zu lernen. — Ich erwiedere: das 14 Blätter das mittlere Maaß meiner Glossen schon weit übersteigen, und der soeben bezeichnete Zweck, nicht der meinige ist. Doch glaube ich der Gesammteindruck alles Mitgetheilten erweise hinreichend, daß ihre Verfasser sich als Dichter nicht über eine heitere Mittelmäßigkeit erheben; wohl aber (in ausgearteten erdrückenden Zeiten lebend) ihres Muthes, Charakters und Patriotismus halber, meist großes Lob verdienen.

Während Spanien und England in dieser Zeit die bewunderswerthesten Dramatiker erzeugten, sind die in Deutschland erschienenen Schauspiele fast unlesbar, und Hofmannswaldaus, und Lohensteins epische Arbeiten, nur überspannte, geschmacklose Karikaturen.

26.

Mehrere Male bin ich mit dem bestimmten Vorsatz in die sixtinische Kapelle gegangen, die zeither von mir vernachlässigten

Gemälde angesehener Meister genau zu betrachten, welche ringsum die Wände in geringerer Höhe schmücken. Jedesmal aber ward ich sogleich von den unendlich großartigern, erhabneren Werken Michel Angelos so gewaltig ergriffen, daß für Ausführung jenes Vorsatzes, weder Neigung, noch Muße blieb.

Ebenso bin ich mit dem Versuche mich über die englischen Dichter vor und nach Shakspeare genau zu unterrichten, nie gebührend zu Stande gekommen; weil mir Alles neben jenem großen Meister unvollendet, dürftig und manierirt erschien, — ich also immer wieder zu ihm hingedrängt wurde. Gleichen Sinnes sagt Macaulay: (d'Arblay 56): „Shakspeare has neither equal, nor second." Und Gervinus: (I, x): „Shakspeare kann uns die Freude an vielen anderen Dichtern verleiden, weil er für alles Aufgegebene hundertfachen Ersatz bietet."

Deshalb fand ich nur mäßiges Behagen; an Surreys Nachahmungen petrarkascher Sonette, den schwülstigen Spitzfindigkeiten Wyats, der überlangen, ermüdenden Arkadia Sidneys. Spenser allein verdient in höherem Sinne den Namen eines Dichters. Das Jahr seiner Geburt ist ungewiß, er starb wahrscheinlich 1596. Seine Feenkönigin enthält so ungemein schöne, reizende Stellen, daß man sich wundern kann, warum sie nicht noch mehr (als geschehen) bewundert ward. Viele Gründe trafen hier wohl zusammen. Zuvörderst weil die erste, allein vollendete, Hälfte schon 30,000 Zeilen zählt, während Tassos befreites Jerusalem nur 15,500; dann weil das Vorwalten der abgelebten, ganz regellosen Ritterpoesie nicht mehr anzog; vor Allem aber weil die durchweg herrschende, unerträgliche Allegorie, Alles erkältet und kein Glaube an Thatsachen und Personen möglich bleibt.[1]) Scheinbar reizende Frauen verwandeln sich in todte Begriffe, und nicht minder sind die angeblichen Helden, sans foi, sans roi, sans loi, bloß erkünstelte Gespenster. —

---

1) Spenser though assuredly one of the greatest poets that ever lived, could not succeed in the attempt to make Allegory interesting. — Tediousness pervades the whole. Macaulay II, 4.

Spensers Sonette gehören zu den bessern die in englischer Sprache geschrieben wurden, stehen jedoch denen Shakspeares weit nach.

Ich wende mich nach dieser kurzen, aber hinreichenden Andeutung, zum Drama. Die Anfänge sind in England (wie überall) gering, und zeigen nur wenig Zusammenhang und Uebereinstimmung mit kirchlichen Mysterien: so Frau Gurtans Nähnadel, Sackvilles Porrex und Ferrex u. dgl. Trotz polizeilichen und kirchlichen Widerstandes, stieg die Vorliebe für weltliche Dramen ganz außerordentlich und es gelang dem klassischen und italienischen Einfluß nicht, das national Englische zu unterdrücken. Die Königin Elisabeth hatte an theatralischen Darstellungen die höchste Freude, und die vornehmsten Männer trugen kein Bedenken daran Theil zu nehmen.

[Lesen: 3 Sonette Spensers in Bodenstedts Sonetten Shakspeares S. 199—202.
Bouterwek VII, 238.

Neuere Untersuchungen (von Tieck, Baudissin und vor Allen von Bodenstedt) haben erwiesen, daß Shakspeare als dramatischer Dichter keineswegs damals ganz allein stand, sondern talentvolle Männer, wie Webster, Ford, Lily, Greene und vor Allen Marlow theils früher, theils gleichzeitig auf dieser Bahn vorgingen.[1]) Shakspeare hat ihre Werke gekannt, berücksichtigt, ja Einzelnes daraus aufgenommen: — ebenso wie Gluck und Mozart bereits von Anderen ausgesprochne Melodien. Dies ist jedoch kein Plagiat, keine ungebührliche Entwendung, sondern freundliche Anerkenntniß fremden Werthes, unbeschadet des eigenen übergroßen Reichthums.

In dem Maaße als man aber die obgenannten Dichter näher kennen lernt, und Shakspeare unter ihnen erblickt, mindert sich nicht seine Größe; vielmehr wird es fast noch erstaunenswürdiger, wie er ungehemmt, unverführt, unbeherrscht,

---

1) Ich kann alle diese Dramatiker nicht so hoch stellen, als es wohl geschehen ist.

seine eigenthümliche Bahn siegreich verfolgt, und kühnen Fluges im Lustspiele und Trauerspiele sich erhebt über frühere, gleichzeitige und spätere Dichter.

Unter den mit Shakspeare gleichzeitigen Dramen, verdient Marlows Faust besondere Aufmerksamkeit; theils seines inneren Werthes halber, theils in Erinnerung an ein deutsches Meisterwerk.

[Lesen: Bodenstedt III, 211—212, 220—222, 244—247, 300—305.]

Goethe ist ein ohne Vergleich größerer Dichter als Marlow, doch darf man an ihre verschiedene Auffassung des Faust erinnern. Marlows Faust beabsichtigt keineswegs in die tiefsten Geheimnisse der Wissenschaft und Schöpfung einzudringen, sondern das Offenbarte kennen zu lernen und wo möglich zu beherrschen. Er läßt sich von seiner Bahn von keiner Liebschaft ablenken, veranlaßt auf diesem Wege keine Leiden und Verbrechen, ergiebt sich nachher (in einem zweiten Lebenstheile) keinen anderweiten gemeinnützigen Beschäftigungen; sondern wird, (zufolge der alten einfachen Dogmatik) vom Teufel, dem er sich ergeben, auch kurzweg geholt. Goethes Mephistofeles ist heiter und scheint sich überall ganz wohl zu befinden; der Marlows ist tief ergriffen von Strafe, Schmerz und zu später Reue!

Ich kehre zu Shakspeare zurück. So weit ein Dichter, aus vereinzelten Angaben, die Persönlichkeit eines anderen Dichters zu entwickeln, und aus wenigen Mosaiksteinen ein verlorenes Bild herzustellen vermag, ist dies von Ludwig Tieck durch seine bekannten (oder nicht genug gekannten) Novellen geschehen.[1]) In unzähligen Schriften anderer Art, sind die Werke Shakspeares erklärt und erläutert worden; meist liebevoll und freundlich, — oft scharfsinnig, dann aber auch überkünstlich und thöricht. — Allerdings sind einige Stücke Shakspeares ohne Erklärung schwer verständlich; diese Erklärungen geben aber keineswegs immer ein volles Licht, und das Geheimniß ist oft heiliger

1) Die Ansichten Marlows und Shakspeares über die Dichtkunst, hat Tieck daselbst lehrreich und ergreifend nebeneinander gestellt. (XVIII, 58—69.)

und tiefsinniger, als ein künstlicher Versuch es aufzuhellen. Shakspeares erstaunenswürdige Talente, sein unvergleichlicher Genius, bleiben eine geheimnißvolle, und doch offenbare, höhere Gnadenwahl und Begabung.

[Lesen: Bouterwek VII, 260.]

Gewiß ist es ein wesentlicher Fortschritt, daß frühere, grundverkehrte Ansichten über die Barbarei Shakspeares geschwunden sind, daß er allgemeiner gekannt und anerkannt wird, und auf deutsche Bildung den heilsamsten Einfluß ausübt. Unter der übermächtigen Einwirkung eines solchen Genius, konnten mißverstandene Nachahmungen nicht ausbleiben; sie gehen indeß vorüber ohne dauernden Schaden zu stiften und das höhere Licht zu verdecken.

Mein Freund Tieck drang wiederholt darauf, ich solle die Nachfolger Shakspeares genauer kennen lernen, vor Allen Ben Johnson. Aber trotz des besten Willens ist es mir (wie ich schon bemerkte) nie gelungen; insbesondere fand ich diesen Nebenbuhler Shakspeares schwierig, breit, pedantisch und, trotz seines Talentes, geradehin unpoetisch! Nicht Johnson hat durch seine, scheinbar jede Aufgabe erschöpfenden, in Wahrheit langweiligen Lustspiele, diese Dichtungsart zur gleichen Höhe mit der Tragödie gehoben, sondern Shakspeare, und während dessen kühner Sommernachtstraum alle für ächte Dichtung empfänglichen Gemüther noch immer entzückt, ist Johnsons Alchimist (wie die Alchemie) zur Seite gelegt. — Noch weniger wäre es gerathen die Dramatiker aus der Zeit Karls II. hier näher zu schildern, von denen Macaulay (IV, 148) urtheilt: This part of our literature is a disgrace to our language and our national character.

[Ben Johnson: Bouterwek VII, 295.

B. J. und seine Schule I, 5—9, 47—48, der Alchemist.

Fletscher, der spanische Pfarrer in B. J. und seine Schule I, 350—354.]

Anhang zu Shakspeare.

> Schön, gut und wahr ist all mein Gegenstand,
> Schön, gut und wahr in mannigfalt'gem Kleide;
> Dreieinger Stoff von wunderbarer Weite
> Der meiner Dichtung vollen Kreis umspannt.
>
> Shakspeare, Sonett 105.

> Wozu braucht meines Shakspeares hehr Gebein
> Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
> Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
> Verbergen unter stolzen Pyramiden?
> Du theurer Sohn des Ruhms, sein stolzer Erbe,
> Was brauchst Du Stein, daß nicht Dein Name sterbe?
> In unserm Geist, der Dich bewundernd nennt,
> Schufst Du Dir selbst ein dauernd Monument:
> Wir schöpfen aus den Blättern Deiner Werke,
> Gleichwie aus Göttermunde Trost und Stärke:
> Du machst durch Deines Geistes hohen Schwung
> Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung,
> Um solche hehre Ruhstatt zu erwerben,
> Daß um solch Grabmal Könige möchten sterben!
>
> Milton.

Obgleich ich weder Neigung noch Fähigkeit besitze umständliche Untersuchungen über Shakspeare anzustellen, möge es mir doch verstattet seyn, ganz kurze, anspruchlose Bemerkungen vorzulegen. Sie behandeln keineswegs die schwierigen Fragen über die Aechtheit, die Reihenfolge, die Ueberarbeitungen der Dramen, sondern überlassen dies andern Eingeweihten; — es genügt, mich auszusprechen über den unmittelbaren Eindruck des Gegebenen und gläubig Empfangenen.

Fassen wir zuvörderst Shakspeares lyrisch epische Dichtungen ins Auge, so offenbart sich auch hier die Kraft und Lebendigkeit seines Geistes, obwohl nicht in dem Maaße als auf dem von ihm siegreich beherrschten, dramatischen Boden. Venus und Adonis zeigt eine solche Innigkeit sinnlicher Liebesglut, wie sie in unseren Tagen kaum jemand zu billigen wagt,

und die zudringliche Art wie Venus des kalten Adonis Zuneigung zu gewinnen sucht, werden Viele selbst an der heidnischen Liebesgöttin mißbilligen. Andere Einwendungen lassen sich vielleicht erheben gegen Tarquinius und Lukretia, welche zu prüfen hier indeß nicht der Ort ist.

Wichtiger für die Erkenntniß der Natur Shakspeares und die Geschichte seines Lebens sind die Sonette: auch hat Tieck sie in seinen Novellen geistreich benutzt, und Gervinus und Bodenstedt dieselben scharfsinnig kritisirt und geordnet. Der Beschränkung, welche die Form des Sonetts jedem Dichter auflegt, hat auch Shakspeare um so weniger entgehen können, als er nicht (wie Petrarka) gleichartig Zugeschnittenes bloß variirt und verziert, sondern freiere, mannigfaltigere Bewegungen und Anregungen keineswegs zurückweiset. Ja es offenbart sich in ihnen oft eine Innigkeit des Gefühls und ein Tiefsinn der Gedanken, wie bei keinem anderen Sonettendichter. Dies genauer zu beweisen ist hier nicht der Ort, vielmehr gehe ich rasch über zu den dramatischen Werken, und zwar in einer Reihenfolge, die mir für meine beschränkten Zwecke, als die bequemste erscheint.

[Lesen: Shakspeares Sonette von Bodenstedt, S. 1—7, und No. 9, 10, 20, 39, 40, 47, 51, 56, 57, 91, 120, 140, 141, 144, 148, 150.

I. Die zur englischen Geschichte gehörigen Dramen.

1) König Johann.

Die Trefflichkeit dieser geschichtlichen Dramen steigt noch dadurch, daß Shakspeare sich mehr als irgend ein anderer Dichter den wirklichen Thatsachen anschloß, und wenn er auch Einzelnes umstellen und umgestalten mußte, doch nie geschichtlich feststehende Charaktere in ihr Gegentheil verwandelte, und Unwissende zu ganz verkehrten Ansichten und Urtheilen verführte. Nicht minder bewundernswerth ist, daß er ohne der geschichtlichen Wahrheit etwas zu vergeben, unbedeutende Könige (wie

Johann und Heinrich VI.) so zu beleben verstand. Was hätte ein solcher Dichtergeist aus einer Reihe großer Herrscher episch dramatisch erschaffen können!

Daß Shakspeare in seinen geschichtlichen Dramen nicht bloß Dichter, sondern auch ein großer Geschichtschreiber ist, liegt schon in dem Gesagten, und ebenso daß von den thörichten Gesetzen über Einheit des Orts und der Zeit nicht die Rede seyn kann.

Die Vorzüge dieses Trauerspiels sind groß und unverkennbar, sie bedürfen keiner Erklärung; jeder unbefangen Fühlende wird dergestalt davon ergriffen daß kein Zeitablauf den Eindruck verwischen kann. Ich erinnere nur an Constanzens Schmerz und das Gespräch zwischen Arthur und Hubert.

2) König Richard II.

Die im Shakspeare gegen alle Theile beobachtete strengste Gerechtigkeit, mindert keineswegs die Theilnahme, sondern erhöht sie menschlicher Weise und vertheilt sie zur Reinigung aller Leidenschaften. Mehr als die Chronisten dringt Shakspeare in das Verborgenste der Thatsachen und Beweggründe; ja es ist kein Aberwitz zu behaupten, daß selbst viele der handelnden Personen, ihr Inneres nicht so durchschauten, nicht fähig waren es so auszusprechen als es durch den herzenskundigen Dichter geschieht.

In neuster Zeit hat man nicht verschmäht Dichter und Philosophen gar künstlich als Eideshelfer für gewisse Ansichten des letzten Tages vorzuführen. Sollte man Aehnliches mit Shakspeare versuchen, so würden die erschütternden Thatsachen, die tiefsinnigen Weissagungen, sowie die unaufhaltbare Nemesis dieser geschichtlich poetischen Dramen, ein unumstößliches Zeugniß ablegen für die erhabene Gesinnung des Dichters, für Wahrheit, Ordnung und Recht.

3) König Heinrich IV., erster Theil.

Eine Vermischung, oder Nebeneinanderstellung des Komischen

und Tragischen, wie wir sie in den Heinrichen finden, hat weder vor, noch nach Shakspeare in gleicher Kühnheit und Vollkommenheit stattgefunden. Er ist hier durchaus eigenthümlich, originell. Das ganze Alterthum kennt nichts Aehnliches, und des Euripides genialer Versuch in der Alceste, steht vereinzelt und ward, bis auf den heutigen Tag, nur von Wenigen richtig gewürdigt. —

Ist denn aber, so fragt man, jenes Verfahren Shakspeares nicht ein durchaus irriges und geschmackloses? Hebt es nicht Einheit und abgeschlossene Vollkommenheit störend auf, um einem unpassenden Gelüste nachzuhängen? — Gewiß läßt sich über jenes Verfahren nicht kurzweg im Allgemeinen aburtheilen. Es kann meisterhaft und stümperhaft seyn, denn duo cum faciunt idem non est idem. Gewiß geht Ernst und Scherz im Leben nicht bloß getrennt nebeneinander, sondern greift oft ineinander, und wirkt aufeinander. Diese Mannigfaltigkeit der Welt zu begreifen, zu erleuchten, harmonisch darzustellen, ist sehr Wenigen gegeben und die meisten Dichter haben schon hohen Ruhm erworben, wenn sie nur die eine, oder die andere Seite zu behandeln verstanden. — Die hin und wieder aufgestellte Behauptung: Shakspeare sey eigentlich nur ein tragischer, kein komischer Dichter, erscheint ganz verkehrt; er ist vielmehr nach beiden Richtungen hin überreich und unerreicht. Falstaf allein genügt hier seine Meisterschaft zu beweisen: oder wem ist es sonst gelungen eine so anbrüchige Persönlichkeit, so unerschöpflich interessant darzustellen? Nur Sancho Pansa könnte vielleicht auf entfernte Weise als ein ähnlicher (und wiederum unterschiedener) Versuch bezeichnet werden. Und neben der bis zu Kärrnern hinabsteigenden, sehr charakteristischen Komik, finden wir an anderen Stellen eine reizend poetische, zauberhafte, die kaum irgend jemand bezweckt, viel weniger übertroffen hat.

Von Personen, die da meinen vor allen Andern des Anstandes und der feinen Sitten kundig zu seyn, ist Shakspeare oft als unanständig und gemein angeklagt worden. Es bewährt sich hier die alte Bemerkung: dem, Scherz Darbietenden gegen=

über, ist ein Zweiter erforderlich, der Scherz versteht. Gewiß hat Shakspeare wahrhaft Anstößiges und Unsittliches strenger vermieden als viele andere Dichter, von denen man Alles geduldig hinnimmt und fünfe gerade seyn läßt. An Aristofanes, Plautus und Terenz nicht zu erinnern, fehlt es auch in neuern Zeiten nicht an tadelnswerthen Abwegen; und ich finde z. B. Lord Byrons Don Juan anstößiger, als alles heiter und unschuldig Natürliche was in Shakspeare vorkömmt.

4) König Heinrich IV., zweiter Theil.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß dem ersten Aufstande Unzufriedener ein zweiter folgen mußte, was gleichartige, ermüdende Wiederholungen befürchten ließ. In der That sind aber Personen, Triebfedern, Umstände, Behandlungsart, Strafen u. s. w. verschieden, und dadurch lichtvoll belehrend. Den Eiteln, Geringhaltigen, Sorglosen, Nichtsnutzigen (welche in niederen Regionen ihr Wesen scheinbar ungestört treiben) steht der Untergang Hochgestellter und des Königs sorgen- und reuevolle Betrachtung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gegenüber, zur Verdoppelung der tragischen Kraft und Wirkung. Heinrichs V. wohlbegründete Umgestaltung erneut um so mehr Hoffnung und Vertrauen, da man fühlt nur solch ein König könne (wenigstens für die Dauer seines Lebens) die noch immer drohenden Gefahren besiegen, oder doch anders wohin ableiten.

5) König Heinrich V.

Der Chor in Heinrich V. ist ganz verschieden von dem griechischen, von der sogenannten Parabase, von den gewöhnlichen Prologen. Er bietet ein wichtiges Füllstück zur Verbindung der dramatischen Theile, erzählt episch lyrisch was sich gesprächsweise nicht darstellen und entwickeln ließ; er ist zugleich originell, nothwendig und gelungen.

Die genaue Erörterung der Ansprüche Heinrichs V. an Frankreich, beweiset daß dem Dichter viel daran lag seinen Helden und sein Vaterland als berechtigt darzustellen, und den Vorwurf

bloßer Eroberungssucht zurückzuweisen. Aber abgesehen von Recht und Unrecht, kann man schon an dieser Stelle den Gedanken nicht unterdrücken, es sey wider die Natur der Länder und Völker, daß England Frankreich, oder Frankreich England beherrsche.

Die Verschwörung gegen Heinrich V. ist wiederum anders dargestellt und behandelt, als die gegen Heinrich IV.; es zeigt sich keine bloße Wiederholung des Früheren.

Die Schlacht von Azincourt beschreibt Shakspeare ganz ungewöhnlich, weshalb man einwenden könnte, es fehle an Uebersichtlichkeit und Einheit, es zeige sich Hergang und Inhalt zerstückelt, auseinanderfallend, widersprechend; so daß kein vorherrschender Eindruck der Hauptsache möglich bleibe. — Bei genauerer Betrachtung lernt man indeß einsehen, was der große Meister bezweckte und erreichte. Das Todschlagen hin und her, welches die meisten Schlachtenbeschreibungen ausfüllt, schien ihm zu einfarbig und geringhaltig; er giebt uns aus seinem unerschöpflichen Füllhorne weit mehr, er zeigt uns Personen des verschiedensten Ranges, der verschiedensten Natur. Wir sehen Demuth und Uebermuth, Kühnheit und Feigheit, Freude des Sieges und Schmerz der Niederlage, Liebe zum Kampfe und zum Frieden. Dem heiteren Benehmen Heinrichs V. gegenüber, steht die tiefsinnig ernste Erinnerung an seines Vaters Thronbesteigung nnd den Tod König Richards; sowie der bescheidenen Betrachtung seiner Lage, wiederum heldenmüthige Kühnheit und Vertrauen auf sich und sein Volk. Andere betrachten Alles leichter, ja leichtsinnig, während der wehmüthige Abschied Exeters von Suffolk uns nochmals aufs Tiefste bewegt. — Genug, diese Welt von Ansichten, Gedanken, Gefühlen, Handlungen, überwiegt alle untergeordneten Einwürfe: wir sollen uns zu dem Meister erheben, nicht ihn vorlaut bekritteln.

6) König Heinrich VI., erster Theil.

Etliche Kritiker haben ausgefunden daß dieser erste Theil nicht von Shakspeare sey, und er höchstens einige Schmink-

pflästerchen einem fremden Werke aufgedrückt habe. Mir unbegreiflich! Meisterhaft sind die am fernen Horizonte aufsteigenden Ungewitter angedeutet, dann näher geführt; kunstreich sind die Begebenheiten in Frankreich und England parallel dargestellt, und ihr Ineinandergreifen deutlich gemacht; nach allen Seiten hin offenbart sich strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, gleichwie tiefsinnige Auffassung. Selbst die Jungfrau von Orleans, deren geschichtliche Hexenanschuldigung Shakspeare, als Engländer, nicht zur Seite stellen durfte, erscheint (davon abgesehen) keineswegs unedel, sondern möchte Leib und Seele für ihr Vaterland opfern. Wie hat dagegen im 18. Jahrhundert ein Franzose seine edelste Landsmännin mißhandelt!

Shakspeare (sagt man ferner) war so unwissend, daß mythologische Anspielungen nicht von ihm herrühren können. Umgekehrt! Weil er davon (nach der in jener Zeit herrschenden Weise) Gebrauch machte, war er nicht unwissend. Gewiß ist der erste Theil Heinrichs VI. eine frühere Arbeit Shakspeares, aber darum keine schwächere. Und rührt dies Werk nicht von ihm her, welcher ganz unbekannte Dichter hat sich zu solcher Höhe erhoben und ist nächstdem spurlos verschwunden? Nicht bloß einzelne Scenen, sondern das ganze Werk zeigt einen mächtig aufsteigenden Genius; und welcher englische Dichter (ja welcher Dichter überhaupt) wäre wohl im Stande gewesen den Ausgang Talbots und seines Sohns so großartig, tiefsinnig, wehmüthig und ergreifend darzustellen.

7) König Heinrich VI., zweiter Theil.

Man hat die Frage, ob das Schauspiel sittlich, oder unsittlich, zu begünstigen oder zu verbieten sey, oft aufgeworfen und entgegengesetzt beantwortet. Beide Antworten können theilweise richtig, oder unrichtig seyn; sie sind aber jedesmal falsch, sobald sie sich ganz im Allgemeinen aussprechen, ohne die wesentliche Verschiedenheit der einzelnen Werke irgend zu berücksichtigen: denn in Wahrheit giebt es sehr sittliche und sehr unsittliche Schauspiele. Stellen wir die letzten zur Seite, so entstehen

doch neue Zweifel darüber, was man sittlich nennen darf, oder soll. Manche Wohlmeinende haben nämlich behauptet, sittliche Zwecke zu befördern sey die höchste und einzige Aufgabe des Drama. Auf diesem Wege ward nicht allein oft eine schwächliche, zweideutige Moral eingeschmuggelt, sondern auch jede dichterische Bedeutung und aller heitere Scherz ausgetrieben. Natürlich herrschte dann die Langeweile, und alle Plane und Zwecke, löbliche wie tadelnswerthe, fielen zu Boden.

Wie sonderbar und kleinlich hat man im Shakspeare einzelne, den Verhältnissen durchaus angemessene Aeußerungen als unsittlich angeklagt, aber nie genügend die große, die erhabene Sittlichkeit hervorgehoben, die er lehrt und offenbart. Nach dem andeutungsvollen ersten Theile Heinrichs VI. folgt im zweiten, rasch aufeinander eine Reihe geschichtlich wahrer, entsetzlicher Thaten. Mit den Freveln wächst die Noth und die verdiente Strafe, die furchtbare Nemesis schreitet mit Riesenschritten stürmend einher. Welch allgemeine, abstrakte Empfehlung von Recht und Sitte, kann solch einen tiefen ergreifenden Eindruck machen als diese Reihe von Königen, Königinnen, Kardinälen, Herzogen, Feldherrn, — und so hinab bis zu der Verblendung und den Freveln der irregeführten Volksmassen. Wenn die Hochgestellten sündigen, bleibt der zerrüttende Wiederhall in untergeordneten Kreisen niemals aus, und wo das Recht verletzt wird, leiden jedesmal auch die Sitten.

Shakspeare steht da wie ein großer dichterischer Prophet ächter Sittlichkeit. Wer reinigt so die Leidenschaften, wer führt durch die eindringlichsten Beispiele und Aussprüche, so auf den Weg der Tugend, des Rechts, der Demuth, der Selbsterkenntniß?

Jeder anerkennt das bewundernswürdige Erschaffen, Durchdringen, Festhalten, Darstellen der verschiedenartigsten Charaktere. Die tiefste psychologische Wahrheit ergiebt sich aus wichtigen Handlungen wie aus kleinen Zügen; nichts ist unwirksam, unlebendig, und auch in den verdammlichsten Personen bleibt noch ein menschlicher Bestandtheil, woran sich eine demüthige

und wehmüthige Milderung des Beurtheilens anschließen kann. Welch Gegenstück zu Dantes entsetzlichen, ewigen Höllenstrafen!

Nur ein großer König wie Heinrich V. konnte die Mangelhaftigkeit seines Rechtstitels einstweilen verdecken. Was sich für York sagen läßt, hat Shakspeare unparteiisch aufgezählt. Andererseits ergiebt sich aber gleich furchtbar, daß rücksichtslose Beseitigung vollendeter Thatsachen, und Nichtachtung lang verjährten Besitzes, nothwendig zu neuen, gefährlichen Revolutionen führt. Wie sollte der milde, fromme Heinrich VI., jener von allen Seiten einbrechenden Doppelstürme Herr werden?! Doch hat Shakspeare auch ihn meisterhaft gezeichnet, so daß wir neben dem Verdruß über seine Schwäche, dem Unglücklichen Theilnahme und Mitleid nicht versagen können.

8) König Heinrich VI., dritter Theil.

Darüber sind (wie gesagt) alle ächten Kenner einig, daß kein Dichter berechtigt sey geschichtliche Charaktere in ihr volles Gegentheil zu verwandeln; wohl aber gewisse Ausbeugungen, Modifikationen anzubringen welche der dramatische Zweck nöthig macht, und welche dem Wesentlichen nicht zu nahe treten. Wie viel, (fragen wir indessen weiter) darf der Dichter, abgesehn von gegebenen Thatsachen, rein *erfinden*? Giebt es Regeln, Gränzen für dies Bestreben? — Allerdings! Die Erfindungen müssen möglich, wahrscheinlich seyn; sie dürfen sich nicht durch Uebertreibungen, Unnatürlichkeiten, Ueberstürzungen in die Region des Unglaublichen, Absurden, versteigen und verlieren. Giebt es aber nicht Reihen wahrhaft geschichtlicher Begebenheiten, welche man nach diesen Grundsätzen als unmöglich und unglaublich bezeichnen müßte? Würden wir gegen einen Dichter, der die entsetzlichen Kriege der Rosen lediglich *erfunden* hätte, nicht jene wichtigen Bedenken aussprechen? — Shakspeare fand Alles wesentlich Thatsächliche vor, und wußte es künstlerisch zu gestalten und zu verflechten; er machte die Gegensätze der Charaktere und Zwecke, den raschen Wechsel, das Gelingen und Mißlingen begreiflich, und suchte die Welt unzähliger Disso-

nanzen, durch dazwischengeschobene, zwar wehmüthige, aber doch beruhigende Consonanzen zu mildern. Komische Bestandtheile, wie sie in Heinrich IV. aufgenommen sind, konnten beim Fortschritt auf der entsetzlichen Bahn, keine Stelle mehr finden.

Gern hofft man daß endlich, nach dem völligen Sturze des Hauses Lancaster (wie es schon die Erschöpfung zu verlangen scheint) Ruhe, Mäßigung und Besonnenheit eintreten werde; man hält eine Steigerung durch neue Verbrechen für unmöglich. Und doch deutet die Ermordung Heinrichs VI. bestimmt hin auf die unter den Siegern ausbrechenden, inneren Kämpfe und ihren, von der unerbittlichen Nemesis geforderten Untergang.

9) König Richard III.

Wo sich die Geschichtschreiber in ihren Berichten widersprechen, ist der Dichter berechtigt den auszuwählen, welcher seinen Zwecken am meisten zusagt. Dafür daß Shakspeare die beste Wahl getroffen, zeugt dies gewaltige Trauerspiel. Die Thatsachen drängen sich in rastloser Eil, und die Erinnerung an das Vergangene, wirft furchtbare Lichter und Schatten auf die Gegenwart. Mit großer Kühnheit ist die Königin Margarethe, wie eine Erscheinung, wie ein Gespenst aus frühern Zeiten vorgeführt, über eigene, wie über fremde Leiden weissagend, fluchend. Die Gewissensbisse des, allein noch ungestraft übrig gebliebenen Hauptfrevlers, treten als äußere Gestalten, als Geister der Ermordeten hervor, und ebenso die gerechten Hoffnungen Richmonds. Diese Visionen sind psychologisch und dichterisch vollkommen gerechtfertigt, und mit der rasch folgenden Auflösung der letzten Dissonanz, kündigt sich an eine prosaisch und poetisch wesentlich verschiedene Zeit. Nicht in Richards Person liegt die erhebende Lösung, er durfte nicht mit tugendhaften Schminkpflästerchen verschönert werden, er ist die letzte unvermeidliche Ausgeburt der gräulichen Bürgerkriege.

10) König Heinrich VIII.

Nach einem so erstaunlichen Aufschwunge wie das Trauerspiel Richard III. zeigt, war es unmöglich auf gleicher Höhe zu verweilen, unerfreulich hinabzusinken. So heilsam nach den heillosen Kriegen die Regierung Heinrichs VII. auch wirkte, bot sie doch keinen Stoff zu dichterischen Trauerspielen, oder Lustspielen. Das Mittelalter war beschlossen und die Vorbereitung zu einer anderen Zeit noch unbestimmt und unvollkommen. Anders verhält es sich mit der Zeit Heinrichs VIII., wo Neues nach vielen Richtungen Bahn bricht, und Ansichten und Zwecke sich verändern.

Wie aber sollte der Dichter Heinrich VIII. behandeln, diesen willkürlichen, unduldsamen, wollüstigen Tyrannen? Zuvörderst umfaßt Shakspeares Werk nur die frühere Regierungszeit Heinrichs, während erst in späteren Jahren, die Irthümer und Verbrechen in viel verdammlicher Weise hervorbrechen. Wohl aber bot schon jener frühere Zeitabschnitt dem Dichter Gelegenheit und Veranlassung seine außerordentliche, überall Gerechtigkeit übende Erkenntniß der Personen an den Tag zu legen, für Heinrich VIII., seine Gemahlin, den Kardinal Wolsey u. A. Solch eine Vertheilung von Licht und Schatten, bietet die höchste, niemals ganz unerfreuliche Wahrheit.

Blicken wir zurück auf die zehn, der englischen Geschichte entnommenen Dramen, so giebt es, wie gesagt, nichts Aehnliches in der Litteraturgeschichte. Shakspeare hatte kein Vorbild; er ist ursprünglich, und durchaus eigenthümlich. Er hob diese neue Gattung, nach Form und Inhalt sogleich zu solcher Höhe, daß niemand ihn überbieten konnte, niemand erreichte.

Wenn wir aber diese geschichtlichen Dramen so bewundern, warum werden geschichtliche Romane oft so hart angegriffen? Besitzt diese Dichtungsart nicht dieselbe Berechtigung? Gewiß, wenn sie dieselbe Vollkommenheit zeigt. Wo giebt es aber geschichtliche Romanschreiber und Romanschreiberinnen, die sich Shakspeare gleichstellen könnten? Auch läugnet niemand daß

viele geschichtliche Dramen unvollkommen sind, gleichwie viele geschichtliche Romane. Da ich später (bei Walter Skott) über die Schwierigkeiten sprechen werde, mit welchen der geschichtliche Roman im Allgemeinen zu kämpfen hat, so mag diese vorläufige Andeutung hier genügen.

II. Die römischen Dramen.

1) Koriolan.

Obgleich die römischen Dramen geschichtlich sind, gleich den englischen, hat Shakspeare doch Ton und Haltung so verändert, wie es die Verschiedenheit der Zeiten und Völker erfordert. Ein komischer Bestandtheil ist nicht ganz verschmäht, aber doch wesentlich untergeordnet, und, mit Ausnahme des humoristischen Menenius, ganz richtig den Volksmassen zugewiesen.

Minder begabte Dichter würden den Stoff des Koriolan wahrscheinlich benutzt haben, zur Verherrlichung entweder der Aristokratie, oder der Demokratie; wie immer, und ganz der Wahrheit gemäß hat Shakspeare jeder Partei ihren Antheil an Recht und Unrecht zugesprochen, und das Trauerspiel höchst lehrreich gemacht für jene, wie für alle Zeiten. Ob nun gleich grelle Einseitigkeiten der Beurtheilung vermieden sind, zeigt doch schon die Sprache, der Versbau und die Redeweise, das Rasche, Gedrungene, Abgebrochene, es zeigt dies Alles das Schroffe, Herbe der Hauptperson, ja aller übrigen Römer. Selbst Volumnia, Koriolans Mutter, gehört zu diesem Kreise, und nur in seiner Gattin Valeria offenbart sich ein edler Bestandtheil weiblicher Milde. Die Vorstellungen und Forderungen der ersten an ihren Sohn sind meisterhaft entworfen, und geben viel zu denken über das Verhältniß der Familie zum Vaterlande. Mit Recht bekommt dieses unter damaligen Römern das Uebergewicht, wodurch aber nothwendig ein tragischer Ausgang herbeigeführt wird.

Daß eine so große, so edle Natur wie die Koriolans, Zorn und Stolz nicht bezwingen kann, erfreut seine Gegner; verschafft

ihnen aber keinen ungetrübten Sieg. Wo sind herbe Aristokraten, listige Demagogen, wankelmüthige, verführbare Massen, lebendiger, eindringlicher, belehrender geschildert worden? Koriolan der sich, seinen Mitbürgern gegenüber, nicht einmal ausnahmsweise bis zur Höflichkeit herablassen will, begiebt sich in eine unendlich größere Abhängigkeit von den Feinden Roms, und konnte trotz des im Anfange edlen Benehmens seines Gegners Aufidius auf die Dauer keine sichere Stellung gewinnen. Der Ausgang ist nothwendig, unabwendbar; aber es erklingt selbst nach dem Schlusse noch eine Dissonanz, welche alle diejenigen zu lösen haben, die dem Hergange theilnehmend zuschauten, oder in ähnliche Lagen versetzt, weiser zu handeln verpflichtet sind.

2) Julius Cäsar.

Es bedarf keiner mühsamen Untersuchung um künstlich zu erweisen, daß Shakspeare beim Entwerfen seiner römischen Dramen allbekannte Quellen benutzt, ja sehr benutzt habe. Mindert sich dadurch etwa (wie Einige behaupten) sein schöpferisches Verdienst? Keineswegs! Vielmehr muß man doppelt bewundern, wie er „aus zerstreuten Gliedern der Geschichtschreiber", ein so großes, in sich einiges Kunstwerk bildete. Einem sehr begabten Manne standen diese Quellen und Shakspeares Vorbild (das er überbieten wollte) zu Gebote; und doch darf man ohne ungerecht zu seyn, behaupten Voltaires Cäsar sey ein mißlungenes Werk.

Im Koriolan ist das Objektive, ein Krieg der kleinen Volsker mit den unbedeutenden Römern; weit wichtiger tritt das Subjektive, die schroffe Persönlichkeit des Helden in den Vordergrund. Im Cäsar hat sich Alles nach jeder Richtung hin erweitert: die gesammte cultivirte Welt ist der Schauplatz der Handlung und die Hauptperson ist ihr mächtiger Beherrscher. So überragt hier die Objektivität und Subjektivität alle frühern und spätern Dimensionen. Aber, sagt man, Cäsar handelt ja fast gar nicht, er spricht vorzugsweise von Ausgehen, oder Zu-

hausebleiben u. s. w. — In Wahrheit sind aber seine Worte großartige Erzeugnisse eines erkämpften Selbstbewußtseyns. Sein Stolz und Trotz ist wesentlich anders begründet, als der Koriolans. Erst nach dem thatenreichsten Leben ist es möglich, ist es erlaubt sowie Cäsar wirksam, imponirend zu sprechen. Und Freunde, wie Feinde, bestätigen die Größe des Verehrten, oder Gehaßten.

Der Haß war aber nicht ohne Grund. Edle Gemüther dachten zurück an die Zeiten der, die Welt durch ächte Tüchtigkeit bezwingenden Republik; sie konnten die Vernichtung aller Formen, die unbedingte Abhängigkeit von einem Einzelnen nicht ertragen, und hielten es für ihre Pflicht diesen Zuständen ein Ende zu machen. Shakspeare verhehlt von Anfang an keineswegs das Bedenkliche, Gefährliche, Unsittliche ihres Unternehmens; aber er ist weit davon entfernt Männer wie Brutus und Cato zu schmähen und an den Pranger zu stellen. Cäsar hatte keine größere Berechtigung zu herrschen, als jene Männer seine Herrschaft zu bekämpfen. Indem aber leidenschaftliches Gefühl bei den Gegnern Cäsars vorherrschte, verblendeten sie sich über die Verhältnisse der Gegenwart und die Möglichkeit einer Herstellung der Vergangenheit, sie sahen nicht staatsmännisch in die Zukunft. Daher konnte der gering geachtete Antonius sie so schnell überflügeln und ihrer Herr werden. — Sehr mit Unrecht hat man gesagt, Cäsars Tod beende das Trauerspiel: die zweite Hälfte ist unentbehrlich, und das Schicksal der Verschwornen nicht minder ergreifend und belehrend.

So verschieden wie die Zeit Koriolans und Cäsars, ist auch Shakspeares Sprache in beiden Tragödien verschieden, und den Verhältnissen angemessen. — Der Portia konnte zwar keine Bedeutung oder Einwirkung eingeräumt werden, wie der Volumnia und Kleopatra; deßungeachtet erweckt ihr Bestreben und ihre edle Natur die größte Theilnahme. — Den Verschwornen durfte eine an Cicero zu richtende Aufforderung bedenklich erscheinen; denn seiner sittlichen Natur gemäß, hätte er schwerlich den Mordplan gebilligt.

3) Antonius und Kleopatra.

Shakspeare hat im Koriolan und Cäsar das ältere und neuere Rom in seiner Aehnlichkeit und Verschiedenheit meisterhaft dargestellt; hier liegt ihm indeß eine neue und in der That noch schwerere Aufgabe vor. Denn an die Stelle der einfach großen Charaktere Cäsar und Brutus, tritt der besonnen versteckte Oktavian und Antonius, welcher Muth und Verzagtheit, Thatkraft und Erschlaffung, Entsagen und Schwelgen, Adel und Gemeinheit in buntestem Wechsel zeigt. Ein ähnliches Aufundab, Größe und Niedrigkeit finden wir gegen das Ende griechischer Tüchtigkeit im Demetrius Poliorcetes. Zeiten der allgemein hereinbrechenden Auflösung entwickeln nämlich zugleich aus größerer Vergangenheit herstammende Bestandtheile, und verdammliche, (durch die gährende Gegenwart hervorgetriebene) Auswüchse. Solch zusammengesetzte Persönlichkeiten sind (wie gesagt) schwer zu begreifen und noch schwerer darzustellen.

Mit jenem revolutionären Römerthum trat nunmehr, zur bedeutenden Erhöhung der Mannigfaltigkeit, etwas durchaus Neues und Verschiedenes in wesentliche Verbindung: die fremdartige Natur Aegyptens und seiner Bewohner. Welche Eigenthümlichkeit offenbart sich schon in der Dienerschaft, und eine Königin wie Kleopatra findet sich in der ganzen Weltgeschichte nur ein einziges Mal. Leidenschaftlich, herrschsüchtig, eitel, bezaubernd, zurückstoßend, übereilt, verschlagen, edel, gemein, muthig, feige, aufrichtig, heuchlerisch, liebend, hassend, treu, treulos; und doch bei all diesen und andern Eigenschaften, nur eine, dieselbe Person! Dies scheinbar sich Widersprechende, ganz Unvereinbare hat Shakspeare wie ein geschichtlich poetisches, abgerundetes Wunderwerk, unvergänglich hingestellt. Glück und Unglück treibt allerdings Charaktere wie Antonius und Kleopatra zu dem Haltungs- und Maaßlosen; doch bringt ihr Tod Würde und Versöhnung in das, einstweilen Zerstreute und Aufgelösete.

Wir sehen hier nicht bloß eine Tragödie einzelner Personen (wie etwa im Koriolan) sondern wir erkennen und fühlen, daß

dies Trauerspiel die ganze Welt ergreift und umfaßt; daß Oktavians Klugheit den Erschöpften wohl einstweilen Schutz geben wird gegen wilde, fieberhafte Ausbrüche; jedoch kein Einzelner im Stande ist ein veraltetes, ausgeartetes Volk dauernd zu heilen und zu verjüngen!

III. Schauspiele und Lustspiele.

1) Der Widerspenstigen Zähmung.

Die Anekdote, oder die Geschichte, welche den Hauptinhalt dieses früh geschriebenen Schauspiels bildet, hat Shakspeare gewiß nicht erfunden, sondern irgend woher übernommen, und dann mit anderen Zwischenspielen durchflochten. Dies war um so rathsamer, da die Zeichnung auf eine Weise vor sich geht, die noch übertriebener und verletzender erscheinen würde, wenn nicht Milderndes ablenkend dazwischen träte und die Gewißheit beruhigte daß Petrucchio in Wahrheit kein so arger Tyrann ist, wenn nicht die Hoffnung hinzuträte, es würden (nach beendeter Prüfung) harmonischere Töne während des längeren Ehestandes erklingen.

Das heitere Vorspiel (der betrunkene Kesselflicker) hat Holberg umständlicher behandelt und zu Ende geführt.

2) Die Komödie der Irrungen.

Wenn man von vorn herein zugiebt (was unerläßlich ist) daß Menschen bis zum Verwechseln ähnlich seyn können, so ist Shakspeares Komödie der Irrungen, unter vielen Bearbeitungen dieses Stoffes, wohl die scharfsinnigste und mannigfaltigste. Aber freilich ruht der Hauptscherz deßungeachtet auf ganz äußerlichen Spielen des Zufalls, oder einer sehr künstlichen Verwickelung.

3) Die beiden Veroneser.

Ein früheres Werk Shakspeares von welchem Sachverständige behauptet haben, daß der Gegenstand Einwendungen unterliege,

oder doch sich besser behandeln lasse. Möglich! Der Meister hat dies aber selbst nicht unternommen, und keinem ist anzurathen ihn ersetzen zu wollen. Charaktere und Situationen sind schon trefflich behandelt, zum Theil aber in spätern Werken weiter entwickelt.

4) Ende gut Alles gut.

Auch gegen dies Schauspiel sind sehr viel Einwendungen erhoben worden, aristokratische, demokratische, moralische. Wie konnte (so lauten die ersten) ein Mädchen so geringer Herkunft auf den thörichten Einfall gerathen, einen Grafen von Roussillon zu heirathen? Wie konnte der König uneingedenk aller Standesrechte und in einer so persönlichen Angelegenheit willkürlich entscheiden? wie die anmaasliche Diana nach des Grafen natürlichem Widerspruch nicht sogleich bescheiden und beschämt zurücktreten. — Hiegegen sprechen die Demokraten: Helena steht durch innere und äußere Vorzüge, dem Grafen Bertram mindestens gleich. Sie fühlt sehr bestimmt den Abstand der Geburt, und die ihren Wünschen entgegenstehenden Schwierigkeiten; aber die ermunternden Worte der Gräfin, die bevorstehende Heilung des Königs, und vor Allem die Hoffnung daß Liebe, Gegenliebe erwecken werde, geben ihr Muth auf dem betretenen Wege zu beharren. Hiezu kommt daß die königliche Entscheidung ganz seinem lehnsherrlichen Rechte gemäß und er bereit ist Stand und Besitz so zu erhöhen, daß Helena dem Grafen vollkommen gleich steht.

Wie konnte Helena (so klagen die Moralisirenden) um des Grafen scheinbar unmöglicher Forderung zu genügen, so Unanständiges wagen? Sie hätte vielmehr entsagen, und ihre Würde über ihre Verliebtheit hinauf stellen sollen.

Auf diese, leicht zu vermehrenden Einwendungen, ließen sich sehr bestimmte Antworten geben, und bei dieser Gelegenheit auch allerlei allgemeine Grundsätze allgemein erörtern. Wir antworten (uns beschränkend) in aller Kürze. Sowie wir (hinsichtlich bereits erwähnter Schauspiele) eine solche Zähmung des bösen

Weibes, eine solche Verwechslung der Personen, von vorn herein zugeben mußten, so ist auch hier der höchst eigenthümliche Kern der Geschichte als gegeben zu betrachten, und Shakspeare hütete sich mit Recht ihn umzugestalten, weil die Wahrheit, das Interesse erhöht und die Theilnahme verdoppelt. Höchst wahrscheinlich hat jedoch Shakspeare den ersten Entwurf allmählig durch Zusätze erweitert, und die Mannigfaltigkeit durch treffliche komische Scenen vermehrt, welche indeß den Gang der Haupthandlung keineswegs stören. Alle jene Einwendungen, die der Dichter gewiß kannte, oder selbst aufwerfen konnte, ließ er um so mehr mit Recht unberücksichtigt, da sie sich untereinander dergestalt aufheben, daß von dem ganzen Schauspiele nichts übrig bleiben würde.

5) Liebes Leid und Lust. (Verlorne Liebesmüh.)

Aristofanes Lustspiele zeigen neben Heiterkeit, Willkür und Uebermuth, doch zugleich eine ernste Beziehung, einen (meist politischen) Nebenzweck. Nicht so dies Kunstwerk. Es besteht durch und durch aus Scherz, Witz und Uebermuth; denn Aquitanien und die Schuldforderung ist doch nur der Nagel, an dem scheinbar das Ganze befestigt wird.

Man hat geklagt daß dies Lustspiel nicht immer den großen Beifall gefunden habe, den es verdiene. Die Thatsache ist richtig, jedoch nicht ohne allen Grund. Die Spiele des wahren, oder zum Spott hingeworfenen täuschenden Witzes, drängen und überstürzen sich so, bilden ein so rasches Feuerwerk daß man in solcher Eil nicht folgen kann, sondern geblendet wird, oder doch zum Verständniß mehr Zeit braucht, als einmaliges Lesen, oder Hören darbietet. Zum wiederholten Prüfen und Ermitteln des Verständnisses für jeden einzelnen Einfall, für jeden aufsteigenden und vorüberfliegenden Schwärmer, fehlt aber oft Zeit und Lust, und bei allem Beifall des unverkennlich Vortrefflichen, ist nicht jedem die Rückkehr zu dem Unverstandenen bequem.

Goethe hat gesagt: Shakspeare sey nicht theatralisch. Wahr und unwahr. Aus den eben bezeichneten Gründen, könnte man

dies Lustspiel untheatralisch nennen; sie gelten aber dann nicht minder für Vorlesen, als für Darstellen und Aufführen. Goethe widersprechend schreibt Gervinus: (I, 31) „Shakspeares Werke sollten streng genommen durchaus nur durch Aufführung verständlicher gemacht werden. Denn dafür, und dafür allein sind sie geschrieben.“ Eine zweite Bemerkung Goethes: Shakspeare habe das Theater erweitert, stimmt wohl nicht zu jener ersten; denn durch die Erweiterung der dramatischen Dichtkunst, vermehrt sich auch die theatralische Vollkommenheit. Shakspeares reichere Formen, seine Befreiung von irrigen Zwangsgesetzen (z. B. über Ort und Zeit) seine kühnen Verknüpfungen des Tragischen und Komischen, seine Zaubereien, Erscheinungen und Wunder, u. s. w., machen gar Vieles theatralisch erlaubt und brauchbar, was sonst wohl ausgeschlossen bliebe. Spätere Meister haben sich gern diese Freiheiten angeeignet, z. B. Goethe im Götz von Berlichingen; andere haben sich bei ihren dramatischen Versuchen gar nicht darum gekümmert, ob sie aufführbar seyen, oder nicht: so Tieck im Oktavian und Zerbino.

6) Viel Lärmen um Nichts.

Viele gelehrte Männer haben sich die größte Mühe gegeben zu erforschen, aus welchen Quellen Shakspeare den Stoff zu seinen Werken genommen habe. An sich ein löbliches Bemühen; doch hat man daraus oft irrige Folgerungen abgeleitet. Sowie Naturforscher glaubten mit Entdeckung unendlich kleiner Zellen, mit Erfindung einer Urpflanze u. dgl., die Geheimnisse der Schöpfung bloßgelegt und erklärt zu haben; so jene Forscher den Bau und Werth shakspearscher Lust- und Trauerspiele durch Auffindung einzelner Tropfen, aus denen der Strom der Begeisterung und Weisheit hervorgegangen sey. In Wahrheit haben aber alle diese Bestrebungen nichts genügend erklärt, sondern vielmehr das Geheimniß der Schöpfung dem Auge und dem Verstande näher gerückt. Die Urpflanze, die Zelle, die Molecüle, das Ei geben bloße, des wesentlichen und eigenthümlichen Inhalts noch ermangelnde, Abstraktionen. Wie

aus dem Kleinsten, dem scheinbar Gleichartigsten, das Verschiedenartigste, Bewunderswürdigste sich entwickele und Leben gewinne, dies Geheimniß hat man wohl Lebenskraft genannt; dann aber das (in Wahrheit Unkunde und Demuth bezeichnende) Wort, höhnend zur Seite geworfen, ohne anderswoher Licht zu verbreiten.

So ließ auch Shakspeare aus dem Unbedeutenden, Zerstreuten, Regellosen und Formlosen, als ein schöpferischer Geist, seine wunderbaren Werke hervorgehn; während jene selbstgefälligen Entdecker der überschätzten Quellen, nicht im Stande gewesen wären, daraus nur eine shakspearsche Scene zu bilden. Mithin wird des Dichters Werth durch derlei Entdeckungen nicht (wie Mehrere wähnen) vermindert, sondern erstaunlich erhöht.

Bandello und Ariost gaben allerdings Anregungen für „Viel Lärmen um Nichts"; aber die Organisation des Ganzen, die ungemeine Bereicherung, die Mitwirkung des Komischen, die dramatische Umbildung, ist lediglich das Werk Shakspeares. Und was für dies Lustspiel gilt, findet auch Anwendung für die übrigen.

7) Was ihr wollt.

Dies Lustspiel ist so mannigfaltig, charakteristisch, verständlich, ergötzlich, daß es sich von jeher allgemeinen Beifalls erfreute und sehr häufig aufgeführt wurde. Jedoch nicht immer in erwünschter Vollkommenheit. So werden die beiden Junker, (insbesondere Tobias) oft zu gering aufgefaßt, und ganz vergessen daß auch sie ihren dichterischen Bestandtheil in sich tragen und ergötzen, ohne zu verletzen. Noch schlimmer wenn man Malvolio von Anfang an als einen so ausgemachten Thoren darstellt, daß die Katastrophe des Briefes gar keine Aenderung und Steigerung mehr hervorbringen kann. Eben so irrig ist es, wenn in Viola jede Spur der Weiblichkeit verschwindet, und sie sich benimmt wie ein naseweiser junger Page. Doch über Inhalt und Darstellung hat Tieck, in seinem jungen Tischler, so

erschöpfend gesprochen, daß es unnöthig erscheint, etwas abzuschreiben oder hinzuzusetzen.

8) Wie es Euch gefällt.

Man erzählt: Shakspeare sey zum Entwerfen dieses Lustspiels veranlaßt worden, durch Ben Johnsons entgegengesetzte Theorie und Praxis, sowie durch dessen anmaßliche Spöttereien und Sticheleien. Ist dies wahr, so sehe ich darin ein, von ihm nicht bezwecktes Verdienst Ben Johnsons, denn „Wie es Euch gefällt" überwiegt den Werth seiner pedantisch gelehrten, ohne ächte Begeisterung zusammengeschmiedeten Werke.

Es ist unmöglich ein Lustspiel zu ersinnen, das sich in größerer Freiheit bewegte, und bei scheinbarer Uebertretung dramatischer Gesetze, die viel höheren, tiefsinniger und ergötzlicher offenbarte. Man hat gesagt: es habe keinen Inhalt. Mir unverständlich. Es bietet einen reichen, mannigfaltigen Inhalt, der bei aller Zerstreutheit sich doch wohlgeordnet zu einem Ganzen abschließt. Und zu diesem Inhalte, dem ergötzlichen Scherzen und der meisterhaften Charakteristik, findet sich eine Sprache von höchster Klarheit und Anmuth.

In Berlin war vor mehrern Jahren Alles zu einer Aufführung vorbereitet, die gewiß gelungen wäre, und wo die Damen Crelinger und Fournier die Rollen der Rosalinde und Celia ohne Zweifel trefflich dargestellt hätten: aber die Erkrankung des Schauspielers dem der Herzog zugetheilt war, und das Ausbleiben versprochener musikalischer Beiträge, brachten das löbliche Unternehmen zum Stillstand. Es wäre ein Verdienst sich von Neuem damit zu beschäftigen.

Ob der ardenner Wald in Frankreich oder England liege, ist (weil Alles auf dichterischem Boden spielt), ziemlich gleichgültig, doch könnte die Erwähnung von Robin Hood für England sprechen. Löwen giebt es in beiden Ländern nicht.

Mit Recht hat der Charakter des Jaques Aufmerksamkeit und große Theilnahme erregt; sie wäre aber nicht völlig begründet, wenn man ihn als Repräsentanten der Weisheit, und seine

Weltansicht als die höhere, oder höchste betrachten wollte. Er zeigt nur eine Seite der Welt, und der Herzog erzählt wie er dazu gekommen sey.

Man hat (nicht ohne Hinblick auf Shakspeare) Gegensätze der Behandlung poetischer Stoffe aufgestellt, z. B.: naiv und sentimental, real und ideal, frei und nothwendig, sollen und wollen u. s. w. Diese chemischen und anatomischen Zersetzungen fördern, gleichwie Chemie und Anatomie, aber nicht wie Physiologie und Psychologie; sie erhöhen die Kenntniß des zur Untersuchung Getödteten, Zerstörten, ergreifen aber nicht das Lebendige in seinen mannigfaltigen, ungetrennten und untrennbaren Funktionen. Insbesondere kann dem Shakspeare keineswegs das eine, oder das andere Prädikat zugewiesen werden; vielmehr ist es Kennzeichen und Beweis seines umfassenden Genius, daß er Alle harmonisch in sich vereint, und für die mannigfaltigsten Zwecke zugleich, oder abwechselnd zu verwenden versteht.

9) Der Kaufmann von Venedig.

Es ist jetzt allgemein anerkannt, daß Aristoteles die Einheit des Ortes und der Zeit für das Drama nicht gefordert, und kein alter Dichter eine solche Regel pedantisch befolgt hat. Desto eifriger behauptet man, daß Einheit der Handlung durchaus nothwendig und Beweis der Vollkommenheit sey. Geht man indeß näher auf die Sache ein, so zeigen sich Zweifel und Schwierigkeiten. Wenn ein Einzelner etwas thut, so giebt dies keine dramatische Handlung. Wenn zwei oder Mehrere sich über etwas besprechen, so giebt dies eben Gespräche, Dialogen, aber (wie schon Platon zeigt) kein Lustspiel, oder Trauerspiel. Ebenso wenig wenn ganz untergeordnete Personen (Arbeiter, Schreiber, Soldaten) dem höher Gestellten, zu einem ihnen mehr oder weniger fremden Zwecke, Hülfe leisten. So kommt man dahin sich zu überzeugen, daß auch die einfachste dramatische Handlung, eines Gegensatzes, einer Gegenwirkung bedürfe, die jedoch größer, oder geringer, vermittelnd oder feindlich seyn kann.

Hiemit wäre die trockene, abstrakte Lehre von Einheit der Handlung schon aufgehoben; wir werden indeß gedrängt noch weiter zu forschen.

In dem Maaße als man von niedrigern Thiergattungen zu höheren übergeht, finden sich mehr Organe für mannigfaltige Thätigkeit, oder Funktionen, wodurch das Leben, Handeln, Wirken nicht aufgehoben, sondern physiologisch und psychologisch zu einer höheren Einheit und Vollkommenheit ausgebildet wird. Sollte sich nicht Aehnliches im Drama bezwecken und erreichen lassen? Die glänzendsten, unwiderleglichsten Beispiele und Beweise giebt Shakspeare. Die Doppelfabeln laufen bei ihm nicht unverbunden nebeneinander, sondern greifen lebendig ineinander. Oder wer hat den Muth unter dem schwächlichen Schilde jener beschränkten Einheitslehre, dessen Mannigfaltigkeit der Ereignisse, Handlungen und Verknüpfungen anzugreifen? Wer will Malvolio um Olivias willen, oder Benedick und Beatrix um Heros willen ausstreichen? des Sturmes und Sommernachtstraum nicht zu gedenken. Vor Allem ist aber zu bewundern, wie das Mannigfaltigste, anscheinend Unvereinbarste, im Kaufmanne von Venedig zu einer höheren Einheit meisterhaft verbunden ist.

Dies dürfte jetzt wohl kein Unbefangener bezweifeln; wohl aber giebt es noch Leute welche meinen: sowie die Tragödie mit Cäsars Tod endigen sollte, so der Kaufmann von Venedig mit Shylocks Beseitigung; ihnen scheint der glänzend poetische fünfte Akt als eine überflüssige Zugabe. Ich finde es nicht nöthig diesen Irthum hier umständlich zu widerlegen.

Die arge Schlechtigkeit und Grausamkeit Shyloks wird durch die Vorwürfe nicht aufgehoben, welche er den Christen mit Recht macht; wohl aber offenbart Shakspeare mit gewöhnlicher Unparteilichkeit und psychologischem Scharfsinn die Gründe, welche eine solche Persönlichkeit wie die Shyloks allein möglich und begreiflich machen.

Es war einst Gebrauch in den Erläuterungen zu ausgezeichneten Dichtern, unzählige Schönheiten hervorzuheben und Ausdrücke der Bewunderung zu häufen. Diese Mode ist abgekommen

als überflüssig und langweilig; in der That kann aber oft nur ein fester Vorsatz von diesem Verfahren zurückhalten, so wird man bei Shakspeare ergriffen und fortgerissen. Zu Ausrufungen entgegengesetzter Art, könnten bisweilen wohl Urtheile über Shakspeare Veranlassung geben, z. B. wenn es heißt, er stelle immer nur eingefleischte Engländer dar!

Welcher Dichter zeigt eine so außerordentlich mannigfaltige Reihe eigenthümlicher, selbständiger Charaktere, von den Höchsten bis zu den Geringsten? Wer hat insbesondere so viel Frauen und Jungfrauen erschaffen, durch alle Stufen der Tugend und der Ausartung, der Heiterkeit und Wehmuth, der Milde und Leidenschaft, der Liebenswürdigkeit und Schroffheit hindurch, und jede von der andern gesondert durch ihr innerstes Wesen.

Unter den alten Dramatikern zeigt nur Euripides eine größere Mannigfaltigkeit weiblicher Charaktere. Der Reichthum einiger neuern Dichter wird nicht ganz mit Unrecht gerühmt, doch stehen sie weit zurück hinter Shakspeare, und wenige Urformen sind bei ihnen oft nur variirt und in andere Situationen versetzt.

10) Gleiches mit Gleichem, oder Maaß für Maaß.

Die ernste Grundlage dieses Schauspiels war dem Dichter wohl gegeben, und er erbaute auf derselben ein gedankenreiches, tiefsinniges, mit den verschiedensten Charakteren künstlich ausgestattetes, und doch leicht zu überschauendes Werk. Es verdient doppelte Aufmerksamkeit, da es erst 1603 oder 1604, ja nach Tiecks Vermuthung erst 1615 gedichtet ward. Dem ernsten Inhalte ist jedoch eine erheiternde Zugabe, in dem anbrüchig fantastischen Lucio beigefügt. Auffallender bleibt es, daß anstatt der Anfangs verkündeten und bezweckten Gerechtigkeit, zuletzt die Gnade ganz das Uebergewicht gewinnt: der verdammliche Angelo bekommt statt der Strafe eine Frau, und auch die edle Isabelle heirathet statt in ein Kloster zu gehen. Wie in manchen Dramen Shakspeares die Fantasie und Idealität vorherrschen, so

hier die Wirklichkeit mit preiswürdigen Erscheinungen und bösen Auswüchsen.

Die Zeit Shakspeares war so überfüllt mit leidenschaftlichen religiösen Streitigkeiten, und daraus hervorgehenden Verbrechen, daß es nicht unnatürlich gewesen wäre wenn er auch Partei ergriffen, irgend eine Richtung heftig und umständlich vertheidigt und „Tendenzstücke" geschrieben hätte. Statt dessen hält er sich frei von diesem bejammernswerthen Treiben, bewegt sich in reinern Regionen, und behandelt selbst Klöster und Mönche in sittlich und künstlerisch würdiger Weise. Wie viel geringer und beschränkter zeigt sich hier Calderon, weshalb Goethe mit Recht sagt: (45, 119) „Shakspeare fühlte nie die Verlegenheit das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann."

11) Cymbeline.

Ist die Vermuthung richtig, Cymbeline sey das letzte Werk Shakspeares, so verdoppelt sich unser Schmerz über seinen frühen Tod. Denn unvermindert offenbart sich hier die Kraft und Freiheit seines Geistes, sowie die ungemeine Geschicklichkeit, das Mannigfaltigste zu einem Organismus zu vereinigen. Fast alle Abstufungen von Charakteren und Gesinnungen, von heiterer Unschuld und edler Größe bis zur verdammlichsten Sündhaftigkeit, sind gezeichnet in Imogen und ihren Brüdern, in Jachimo, der Königin und ihrem Sohne.

12) Ein Sommernachtstraum.

Nach der von mir beliebten (also gutentheils bloß subjektiven) Reihenfolge der shakspearschen Dramen, bildet Cymbeline den Uebergang von der geschichtlichen Wirklichkeit, in das Fabelland schöpferischer Dichtung.

Viele Dichter (so Calderon) haben mit Vorliebe eine Art von Mittelstufe dazwischen geschoben: die Allegorie! Begriffe sollten auf diese Weise zu lebendigen Persönlichkeiten höherer Art gesteigert werden; allein mochte man diese Gerippe mit

noch so viel Reifröcken angeblich poetischen Schmuckes behängen, sie wurden höchstens hohle an Fäden bewegte Marionetten, niemals lebendige Wesen, denen man Kopf und Herz theilnehmend zuwenden konnte. Wahrhaft erschaffene poetische Gestalten (wie Oberon, Titania, Puck) erfreuen sich dagegen einer unzerstörbaren Persönlichkeit.

Sowie aber Shakspeares Reihe der geschichtlich vorhandenen (oder doch möglichen) Männer und Frauen ohne Vergleich mannigfaltiger und zahlreicher ist, als die irgend eines anderen Dichters, so auch seine Behandlung des Wunderbaren und Zauberhaften. Von den heitersten Erscheinungen im Sommernachtstraum, zu Prosperos ernsterem Einfluß im Sturm, zu den fantastisch aufregenden Hexen im Macbeth, und der furchtbaren Geistererscheinung im Hamlet. Wer hat Aehnliches erschaffen, oder auch nur versucht zu erkünsteln? Shakspeares Wunder sind glaublicher, als vieles wirklich Geschehene.

Mit Recht sagt Tieck (III, 353 Shaksp.): „hätte Shakspeare auch nichts als diesen Traum gedichtet, so würde er einen Platz unter den größten Dichtern sich errungen haben.“ — Man sollte glauben, von unschuldigen Kindern, bis zu den gebildetsten Personen, müßten Alle dies Werk leicht verstehen und ihre Freude daran haben; und doch ist dem nicht so! Manchem erscheint das Einzelne, und die wunderbar reiche Zusammensetzung geradehin absurd. Eine, ihrer Meinung nach, scharfsinnige Dame, sagte mir zornig: wie kann die Theaterdirektion verstatten, daß Gern Sohn, als Zettel, so gemeines unverständiges Zeug, improvisirend einlegen darf? — Ja, ein das Theaterwesen mitleitender Mann behauptete, als der Sommernachtstraum mit Mendelssohns trefflicher Musik zur Aufführung kommen sollte: das Publikum werde nicht die Geduld haben, so confuses Zeug bis zu Ende zu hören. — Eine Weissagung die glänzend widerlegt wurde.

Anstatt tauben Ohren zu predigen, mögen hier einige andere Bemerkungen Platz finden.

1) Sehr richtig hatte Tieck darauf gedrungen, daß die sce-

nische Anordnung dem fantastischen Lustspiele angepaßt werde. Jetzt verlangt wohl niemand mehr die neue, sehr zweckmäßige Einrichtung wieder abzuschaffen.

2) Wenn Shakspeare, nicht bloß in fantastischen, sondern auch in mehr geschichtlichen Stücken, sich häufig Anachronismen, Beziehungen auf spätere Zeiten, Verletzungen der Geographie u. dgl. erlaubt, so ist dies keineswegs Folge der Unwissenheit, oder des Ungeschmacks, sondern Vorsatz um scherzhaft einzuwirken, oder ernsthaft durch einen Licht verbreitenden Strahl aus einer anderen Gegend, das soeben Vorliegende zu erklären und aufzuhellen.

3) Wir besitzen Lustspiele und Trauerspiele ganz in Versen, oder ganz in Prosa geschrieben, und Theoretiker haben hintennach bewiesen, nur das Eine, oder das Andere sey recht und erlaubt. Shakspeare hat wenn nicht ganz zuerst, doch zuerst mit großer Weisheit, Verse und Prosa abwechselnd angewandt; — und wer wollte wohl seine Trauerspiele ganz in Prosa auflösen, oder Falstaf und Parolles in künstlichen Silbenmaßen reden lassen? — Welches ist aber (fragt man weiter) das beste Versmaaß für das Drama? Die Dichter jedes Volkes haben sich ein eigenthümliches ausgewählt, und für jedes lassen sich gewiß Gründe anführen und der geschichtliche Hergang nachweisen. Doch wagen wir im Allgemeinen zu behaupten, die großartigste Form sey der Trimeter, oder der sechsfüßige jambische Vers. Wenigstens ist es lächerlich ihn zu verwerfen, weil die Lungen der heutigen Schauspieler zu schwach wären, ihn zu sprechen. Nächstdem folgt der (nur wenig kürzere) Vers von fünf Jamben; die spanischen Verse der vier Trochäen, halten dagegen viele Nichtspanier für zu unruhig, zerschnitten, und auf die Dauer zu eintönig und ermüdend.

13) Der Sturm.

Der Sturm ist dem Sommernachtstraum so ähnlich und so unähnlich, daß man fast zu Vergleichungen hingedrängt wird. Kritische Untersuchungen und der Inhalt ergeben die um viele

Jahre spätere Entstehung des Sturmes. Die Grundlage der Ereignisse macht hier, wenigstens zum Theil, Anspruch auf geschichtliche Wahrheit, während im Sommernachtstraum alles Geschichtliche aufgehoben, ja verspottet wird. Ein so ernst würdiger Charakter wie Prospero, war im Sommernachtstraum so wenig zu gebrauchen, als die sonderbare, originelle Schöpfung des Kaliban. Miranda und Ferdinand treten angemessen mit größerer Unschuld und Innigkeit auf, als die den Scherz befördernde Hermia und Helena. Ariel läßt sich wohl mit Puck vergleichen; aber die Feenwelt im Sommernachtstraum ist viel reicher, heiterer, mannigfaltiger, als die minder in die Augen fallenden Zaubereien Prosperos. Tieck (kritische Schriften I, 59) stellt die komischen Theile im Sturm denen im Sommernachtstraum voran: ich gestehe daß Zettel und Zubehör mich mehr ergötzen, als Trinkulo und seine Trinkgenossen.

14) Die lustigen Weiber von Windsor.

Hat die Königin Elisabeth dies Lustspiel veranlaßt, so sind wir ihr viel Dank schuldig. Es kümmert mich gar nicht ob Falstaf sich überhaupt, oder so eitel und geldgierig hätte verlieben sollen; ich freue mich der kühn durchgeführten, lustigen Täuschung, oder Mystificirung. Neben diesem Hauptscherze geht aber ein außerordentlicher Reichthum anderer Ereignisse und Entwickelungen her, die aufs Glücklichste erfunden und aufs Geschickteste verknüpft sind. Wie ergötzliche Charaktere, Cajus, Evans, der Wirth, die Frau Hurtig; wie lustige Episoden, das Duell, die Schulprüfung, der Pferderaub, die Liebes- und Heirathsgeschichten, und die letzte fantastische Lösung.

15) Das Wintermärchen.

Man sollte glauben, schon der sehr deutliche Titel dieses Lustspiels, müsse gegen Mißverständnisse schützen; dies ist aber nicht der Fall. Selbst Männer, die sich für die größten Dichter hielten, und dafür gehalten wurden, Dryden und Pope, hatten sich auf ihre angeblich untrüglichen und unantastbaren Prinzipien,

oder Grundregeln, so festgerannt, daß sie nichts davon Abweichendes begriffen, sondern demgemäß auch dieses Lustspiel bitter tadelten, ja völlig verwarfen. Aber freilich hatte sich Shakspeare gleichsam ein Vergnügen daraus gemacht, im Wintermärchen alle jene weisheitsvollen Grundsätze aufs Kühnste zu übertreten und zur Seite zu werfen. Wer Dryden und Pope als wohlberechtigte, legitime, ästhetische Oberrichter betrachtet und sich ihnen unterwirft, der thut am Besten sich um Shakspeare gar nicht zu bekümmern; wer aber die Reihe der vorübergeführten Meisterwerke irgend versteht, den können Einreden jener Art nicht mehr stören. Bleiben ungeachtet meiner kurzen, mehrere Male wiederholten Andeutungen noch Zweifel, so verweise ich auf die umständlichen, gründlichen Erörterungen in anderen von Shakspeare handelnden Werken.

16) Troilus und Cressida.

Selbst scharfsinnige und geistreiche Bewunderer Shakspeares haben Schwierigkeiten gefunden, wie sie dies höchst eigenthümliche Gedicht betrachten, und die dagegen erhobenen Einwendungen beseitigen sollten. Der allverehrte Homer (hat man zunächst gesagt) ist darin auf ungebührliche Weise mißhandelt und das Edle in Gemeines verwandelt worden. Eine solche Umgestaltung, solch oberflächliche Parodie, könnte höchstens für einzelne Stellen natürlich und erlaubt erscheinen; sie wird, dergestalt ausgedehnt, langweilig und widrig.

Man darf hierauf antworten: das getadelte Verfahren, alte Dichtungen, neuern Ansichten gemäß umzugestalten, ist bereits im Mittelalter gebräuchlich gewesen (wir erinnern z. B. an die Aeneis Heinrichs von Veldek); ja Gefühl für Schönheit war ganz verschwunden, wenn Lamprecht, Alexander dem Macedonier ein blaues Drachenauge und ein schwarzes Greifenauge beilegt. Derlei Geschmacklosigkeiten finden sich nicht in Shakspeares Troilus und Cressida, obgleich mancherlei an mittelalterliche Ritterzeiten erinnert. Ferner ist es unbillig zu übersehen daß dem Parodirten ein ernsthafter Theil gegenüber steht, und

Mehrere (vorzüglich Ulysses) tiefsinnige Betrachtungen anstellen, welche Shakspeare angehören, und nicht dem Homer entnommen sind. Ja selbst in der allerdings bitteren Neugestaltung liegt sehr viel Wahres und Lehrreiches, und Charaktere wie der des kuppelnden Pandarus und der leichtsinnigen Cressida, sind mit großer Meisterschaft entworfen und durchgeführt. Gewiß würde Shakspeare (wenn man sich jetzt mit ihm über dies Werk besprechen könnte) einräumen, er habe Achill beim Tode Hektors zu unwürdig dargestellt, er würde die maßlosen Schimpfreden des Thersites ermäßigen und verkürzen. — Behauptet doch Macaulay (Byron 314): die Griechen im Troilus wären denen vor Troja viel ähnlicher, als die in der Iphigenia des Racine.

IV. Trauerspiele.

1) Titus Andronikus.

Der Versuch aus ästhetischen Gründen zu beweisen, dies Trauerspiel sey nicht von Shakspeare verfaßt, ist als mißlungen zu betrachten. Weitere Untersuchungen haben es jedoch wahrscheinlich gemacht, daß der Dichter den Stoff nicht ganz erfand, und vielleicht einen früheren dramatischen Versuch überarbeitete, oder seine eigene Jugendarbeit später an manchen Stellen veränderte und verbesserte. Wie kam aber Shakspeare dazu, (so ist man veranlaßt weiter zu fragen) einen so barbarischen, seiner Natur so fernen Gegenstand zu behandeln? — Haben nicht (könnte man antworten) sehr große Maler ebenfalls abscheuliche Märtyrerqualen dargestellt? — Diese fragende Antwort genügt nicht, weil dieser Stoff schwerlich dem Dichter, wie oft den Malern, von außen aufgedrungen ward.

Eher läßt sich behaupten: zur Jugendzeit Shakspeares habe eine solche Häufung von Frevelthaten mehr Beifall gefunden, als sie verdiente, oder in unseren Tagen finden kann. Allerdings zeigt Titus Andronikus in einzelnen Scenen und Charakteren Kraft und Geschicklichkeit, jeden Falls aber steht dies Trauer-

spiel nach Form und Inhalt weit zurück gegen die späteren, künstlerisch sehr gereinigten und vervollkommneten Werke Shakspeares.

2) Timon von Athen.

Jeder Mensch wird durch die Gesammtverhältnisse seiner Zeit und durch persönliche Lebensereignisse, im Denken und Thun näher bestimmt, und der Versuch ist gerechtfertigt, diese wechselseitigen Einwirkungen aufzuklären. Je ausgezeichneter aber jemand ist, desto weniger reichen dieselben hin, Alles lediglich von ihnen abzuleiten, desto weniger darf man die innerliche, schöpferische Kraft unberücksichtigt zur Seite lassen.

Shakspeares Ehe war bekanntlich eine unglückliche. Nicht unnatürlich suchte und fand er zunächst Ersatz in der Freundschaft, ohne weiblichen Bekanntschaften zu entsagen. Eine geistreiche Frau bezauberte den Dichter so, daß er, seiner bildend gläubigen Fantasie freien Lauf lassend, ihre Fehler lange übersah. Zu völligem Bruch kam es (nach scharfsinnigen Vermuthungen) wohl erst als die Geliebte den schönen, reichen Grafen Southhampton, dem geistigen, hochbegabten Dichter vorzog. Jene glanzreiche, zauberhafte Liebesbegeisterung, hat gewiß auf die Schöpfung der heitersten Lustspiele eingewirkt; der entsetzliche Bruch der Liebe und Freundschaft hingegen die Stimmung und Lebensansicht des Dichters getrübt und tragische Werke unabweislich hervorgetrieben.

Im Timon offenbart sich diese Auffassung und Kenntniß der Nachtseite vieler menschlichen Verhältnisse, auf ergreifende Weise, und wenn man das Werk nicht nach hergebrachten Regeln ein Lustspiel, oder Trauerspiel nennen kann, so beweiset dies um so mehr seine Eigenthümlichkeit. Die elenden Schmeicheleien angeblicher Freunde, die verdammlichen Entschuldigungen der, Hülfe verweigernden, Undankbaren, sind mit der größten Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit meisterhaft geschildert. Auch in den menschenfeindlich scheltenden Charakteren zeigt sich Verschiedenheit. Apemantus und Thersites lassen ihrer eigenen ge-

hässigen Natur freien Lauf, wogegen Timon nur allzuviel äußere Veranlassung hat, zunächst sich, dann aber die ganze Welt aufs Bitterste anzuklagen.

3) Macbeth.

So wunderliche und verkehrte Urtheile über Shakspeare auch ausgesprochen wurden, ist jedoch Macbeth von solch tragischer Kraft, so erschütternder Größe und Erhabenheit, daß jeder irgend denkende und fühlende Mensch davon aufs Tiefste ergriffen wird. Schon die wenigen Worte der Hexen, womit das Stück beginnt, weisen hin auf ungewöhnlichen, unheimlichen Inhalt. Mit Unrecht und ganz den Zeitansichten widersprechend, hat Schiller diese Hexen in angeblich vornehmere Wesen umgewandelt. Sie sind davon ganz verschieden und im Hintergrunde stehn nicht antike Begriffe, sondern der Böse, der Teufel. Daher sagt A. W. Schlegel (VI, 253) ganz richtig: „Die Hexen sind keine göttliche Eumeniden und sollen es nicht seyn: sie sind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle. Ein deutscher Dichter hat es also sehr übel verstanden, sie in warnende und sogar moralisirende Zwitterwesen von Parzen, Furien und Zauberinnen umgestaltet und mit tragischer Würde bekleidet zu haben. Lege doch Niemand Hand an Shakspeares Werke, um etwas Wesentliches daran zu ändern: es bestraft sich immer selbst."

Durch die erste Weissagung der Hexen wird Macbeth bis zum Wahnsinn aufgeregt; allein der Zauber kommt nicht allein von außen, vielmehr wurzelt die Empfänglichkeit in seinem eigenen, ehrgeizigen, verlockbaren Gemüthe, während bei Banquo eine davon wesentlich verschiedene Wirkung eintritt. Noch anders ist die Entwickelung bei Lady Macbeth. Sie überbietet Anfangs den, von ihr geliebten, Gemahl allerdings in frevelhaften Wünschen, sucht jedoch ihre hiezu ungenügende Kraft, durch künstliche Anregung zu vermehren; sie spornt sich an um auszuharren, und nicht zurückzubleiben. In dem Maaße aber als Macbeth immer wilder wird und rasch vorgeht, zieht sie sich zurück, sinkt zusammen, und geht in Reue und Gewissensbissen zu Grunde.

Mithin ist es verkehrt sie einer Klytemnestra gleich zu stellen. Vielmehr hat Shakspeare auch in ihr das Menschliche nicht ganz ausgerottet, sondern mit großer Kunst und tiefem Gefühl, für sie Theilnahme und Mitleid erweckt. Diese häufige Wendung zu Milde, Duldung und Versöhnung, geht (wie gesagt) bei Shakspeare nicht hervor aus Schwäche, sondern aus weiser Einsicht und edler Sinnesart, ohne indeß jemals die sittliche Zurechnung aufzuheben, oder in erkünstelter Nothwendigkeit eine Rechtfertigung zu suchen. In Wahrheit ist dies Trauerspiel, sowie höchst poetisch, so auch höchst moralisch.

4) Romeo und Julie.

„Es ist unmöglich eine größere Verschiedenheit zu ersinnen, als zwischen Macbeth und Romeo und Julie." — Diese Bemerkung ist wahr, aber ungenügend; denn jedes Werk Shakspeares besitzt ein eigenthümliches, selbständiges Leben. Kaum eines hat jedoch so allgemeinen Beifall gefunden, als Romeo; weshalb man glauben sollte, es sey stets wie ein unantastbares Heiligthum betrachtet worden. Dem ist aber nicht so: denn der englischen, verkehrten Abänderungen nicht zu gedenken, hat ja auch Goethe eine Bearbeitung des Meisterwerks unternommen, die aber nirgends dauernden Beifall fand, und für welche Schlegels an Schiller gerichtete Warnung auch Anwendung findet.

Goethe sagt (XLV, 37 u. f. S.): „Shakspeare gehört nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. — Man muß das Vorurtheil bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutsche Theater bringen müsse. Diese falsche Maxime hat die ältern Schröderschen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert. — Will man ein shakspearesches Stück sehen, so muß man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen, sonst wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt seyn, was denn auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden. —

Merkutio und die Amme, (und was an diese beiden Figuren gränzt) treten nur als possenhafte Intermezzisten auf, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart, auf der Bühne unerträglich sein müssen."

Gegen diese Ansichten lassen sich gewichtige Einwendungen erheben. Man ist seit Garriks und Schröders Zeit, (unbeschadet ihrer damaligen Verdienste) in der Erkenntniß der Größe und Vollendung Shakspeares wesentlich vorgeschritten, und es wäre ein unerträglicher Rückschritt ihre Bearbeitungen jetzt wieder auf die Bühne zu bringen. Dem verweichlichten Geschmack, welcher keinen tragisch ergreifenden Ausgang wollte, trat schon Euripides entgegen, (was Aristoteles lobend bemerkt. Poetik, Kap. 13). Er würde die Umgestaltung Hamlets, Lears, und anderer Werke Shakspeares ohne Zweifel mißbilligen.

Goethes Weissagung: ein genaueres Festhalten am Texte Shakspeares würde ihn in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängen, ist, Gottlob, nicht in Erfüllung gegangen! Man hat Merkutio und die Amme nicht als herauszuwerfende, possenhafte Intermezzisten betrachtet, sondern jenen, als einen die Mannigfaltigkeit erhöhenden, die Umgebung aufklärenden, höchst eigenthümlichen Charakter richtig aufgefaßt, und die wunderschöne Erzählung von der Fee Mab sich nicht nehmen lassen, um einer verkehrten, trockenen Tragik aufzuhelfen und ihr Vorschub zu leisten. Auch die Amme (obgleich überanständige Personen an ihr Anstoß nahmen) ist zur Erklärung der häuslichen Verhältnisse und der Erziehung Juliens unentbehrlich. Ebenso war es sehr weise, daß Shakspeare den Grafen Paris nicht in den Vordergrund stellte, oder drängte, und ihn nicht mit Julien unzeitig spitzige Witzworte wechseln ließ. Deshalb sagt Tieck (kritische Schriften III, 175): „Es ist nur einem so großen Dichter, wie Goethe, erlaubt und zu vergeben, wenn er das Meisterwerk eines Andern grausam behandelt, wie mit diesem Trauerspiel wirklich geschehen ist, in welchem man vom Original nur wenig wiederfindet, und wo selbst das, was noch da steht, durch die sonderbaren Umänderungen in einem

ganz anderen Lichte erscheint, und seine wahre Bedeutung verloren hat."

Von einer ganz anderen Seite her wird unerwartet Romeo und Julie als ein Muster für junge Nachahmer und Nachahmerinnen betrachtet; hiebei aber vergessen, daß das Wesen und Benehmen jener nothwendig einen tragischen Ausgang herbeiführt, und für glückliche Ehen derlei Verwickelungen keineswegs erforderlich sind.

5) Othello.

Othello (klagt man) ist ein herbes Trauerspiel. Gewiß! Ließ sich denn aber die gestellte Aufgabe milder lösen? Ohne physiologische Forschungen über die Menschenrassen angestellt zu haben, gab Shakspeare dem Othello[1]) (mag man ihn als Mauren, oder Neger bezeichnen) er gab ihm eine gesellige Stellung, eine Auffassungsweise und Leidenschaften, die für einen Weißen unmöglich waren. Ihm gegenüber steht die ganz unschuldige, milde Desdemona. Eben dieser Unschuld halber konnte sie in der Verwendung für Cassio nichts Anstößiges, oder Zweideutiges finden, und ihr Benehmen gegen ihren Vater durfte wenigstens Othello in keiner Weise rügen, da es aus Liebe zu ihm hervorging. Daß Shakspeare die stufenweise Entwickelung und Steigerung der Eifersucht, psychologisch meisterhaft behandelte, ist allgemein anerkannt; woraus aber keineswegs folgt, daß der darstellende Schauspieler den, schon sehr scharf gezeichneten Othello (den Dichter thöricht überbietend) in eine widerwärtige, fast thierische Karikatur verwandeln darf.

Ich sah dies Trauerspiel in Paris von englischen Schauspielern aufführen, und theile aus meinem damaligen Berichte nur folgende Stelle über die letzten Scenen mit. Desdemona lag in einem weißen Nachtkleide im Bette, unter einer leichten Decke. Othello (Kemble) sprach den ersten Monolog sehr langsam, und zog fast die halbe Tonleiter aufwärts und abwärts.

1) Venedig verkehrte viel mit Nordafrika, nicht mit Guinea.

In dem: „hast du gebetet to night“, schlug die Stimme beim letzten Worte so scharf in die Höhe, daß es lächerlich oder albern klang. Während Desdemona sagt: „Deine Augen rollen u. s. w.“, knurrte er, so lang der Athem dauert, vollkommen wie ein Hund, und brüllte nächstdem wie ein Stier. Dies Gebrüll, Desdemonas gellendes Geschrei, die Balgerei am Bette, das endliche Drücken und Abmurksen mit dem Kissen, war über alle Beschreibung häßlich, widerwärtig, empörend. — So arge Mißgriffe habe ich in Deutschland nicht gesehn, aber auch keinen Schauspieler der sie ganz vermieden hätte.

Jago ist gewiß ein nichtswürdiger Mensch; er bewegt sich aber auf seiner schändlichen Bahn (seys tiefe Verstellung, oder verdammlicher Leichtsinn) mit einem Scheine von heiterer Unbefangenheit, welche wohl den Mohren, aber nicht Leser und Hörer täuschen kann.

Warum (höre ich fragen) hat Shakspeare den Untergang der Desdemona gewollt? Denn der volle Beweis ihrer Unschuld ließ sich leicht führen, und dann konnten beide Ehegatten lebenslang glücklich miteinander leben. — Ob die letzte Voraussetzung eintreffen würde, darf man bezweifeln; bei solch einer Umkehrung der Verhältnisse und Charaktere, könnte man aber freilich viele Trauerspiele in Lustspiele verwandeln.

Mehrere Dichter haben die Leidenschaft der Eifersucht behandelt; es sey erlaubt hier nur an Calderon zu erinnern. In „Eifersucht das größte Scheusal“, befiehlt der Tetrarch seine geliebte Mariamne umzubringen, aus Furcht daß sie in die Hände Oktavians falle. Nach vielen Zwischenereignissen und überlangen Reden, finden beide, fast zufällig, ihren Tod. Der äußerlichen Situationen halber, ist die innerliche Entwickelung vernachläßigt.

In: „für geheimen Schimpf geheime Rache“, heirathet Don Lope Eleonoren, welche ihren früheren Geliebten irrig für tod hält. Unerwartet erscheint dieser und sie beredet mit ihm eine nächtliche Zusammenkunft, um sich angeblich nächstdem ganz zu trennen. Lope entdeckt dies, stellt sich aber als glaube

er, daß der Liebhaber sich vor Nachstellungen in sein Haus geflüchtet habe. Bei einer scheinbar freundschaftlichen Kahnfahrt stürzt Lope seinen Gegner ins Meer, zündet dann das Haus an worin sich Leonore befindet und trägt sie als zufällig umgekommen herbei. Als dem Könige der wahre Zusammenhang und Hergang berichtet wird, erklärt er: daß geheimer Beschimpfung angemessen geheime Rache folge.

Viel reicher und geschickter ist der „Arzt seiner Ehre“ entworfen. Daß Donna Mencia innerlich dem Infanten gewogener ist, als ihrem würdigen Gemahle, hat keinen Zweifel, und die Beweise welche dieser hinsichtlich ihres Benehmens erhält, führen zur heimlichen Tödtung der, mehr, oder weniger Schuldigen. Als der König hievon Kunde erhält, ist von Bestrafung Gutierres gar nicht die Rede, vielmehr bietet ihm jener Donna Leonore (eine frühere Geliebte Gutierres) zur zweiten Gemahlin. Beide gehn gern darauf ein, und insbesondere billigt Leonore daß sie, bei ähnlichen Vergehen, gleiche Strafe leiden solle.

Dem deutschen Bearbeiter dieses Trauerspiels erschien solch ein Ausgang doch zu spanisch: er ließ die zweite Heirath weg, und Don Gutierre giebt sich (da die Verletzung seiner Ehre doch nicht geheim geblieben) selbst den Tod.

In den spanischen Dichtungen halten Don Lope und Don Gutierre ihr Verfahren (ohne alle Gewissensbisse) für tadellos und gerechtfertigt, und die Könige bestätigen diese Ansicht. In anderen Ländern würden Dichter ihnen dies schwerlich zumuthen, oder in ähnlichen Fällen auch Frauen zugestehn müssen, ihre Männner umzubringen.

6) König Lear.

Die ungeheuerste Tragödie, die jemals in der Welt gedichtet wurde! Wo fände sich eine so heillose Reihe von Freveln, und zugleich ein solches Uebermaß von Leiden, wie in der engverbundenen Doppelfabel von Lear und Gloster, und ihrer Familien? Wo ein solches Drängen ergreifender, erschütternder Gedanken, Empfindungen und Thaten? Wo Weisheit und

Wahnsinn so offenbar, und zugleich so geheimnißvoll nebeneinander gestellt? Ja nach diesem völligen Untergange der Guten wie der Bösen, scheint auf der ausgebrannten Stätte, kaum jemals neues Leben erwachsen zu können.

Wenn nun solch eine Wirkung stattfindet für den heutigen Leser und Hörer, welch übermenschliche Kraft muß der Schöpfer des Werks besessen, welche furchtbare Betrachtungen und Schmerzen müssen ihm Kopf und Herz erschüttert haben!

Nicht unnatürlich wollen schwächere und weichere Naturen, um Lears eigensinnigen Irthum und Cordelias Weigerung zu beseitigen, die erste Scene ausstreichen; sie möchten den Untergang beider in zufriedenstellende Rettung verwandeln. Der erste Streit ist aber zur Begründung des Ganzen unentbehrlich, und die Erfüllung des letzten, sittlichen und an sich löblichen Wunsches unmöglich, wie eine unbefangene Betrachtung des künstlerischen Zusammenhangs, und der eisernen, unerbittlichen Nothwendigkeit ergiebt.

Wohl aber darf man fragen: ob die Blendung Glosters (wie die Verstümmelung der Lavinia im Titus Andronikus) nicht aus dem furchtbar Erhabenen in das Gräßliche (μιαρον) übergeht, welches auf dem Boden der Kunst möglichst zu vermeiden ist.

Man soll Shakspeare nicht allein nach dem Lear (sowie Michel Angelo nicht allein nach dem jüngsten Gerichte) beurtheilen. Beide Riesengeister sind, nach so vielen bewundernswerthen Werken, hier bis an die äußerste Gränze des Möglichen und Erlaubten vorgedrungen; kleine Leute welche dies nachahmen, oder gar überbieten wollen, erzeugen nur aberwitzige Karikaturen.

7) Hamlet.

Es gab eine Zeit wo die Meinung herrschte, Shakspeare habe im Hamlet (diesem überreichen Werke), lediglich das Muster eines Prinzen aufstellen wollen. Demgemäß ward, wo dieser Zweck nicht ganz erreicht schien, so lange geändert und gedeutelt, bis man einen liebenswürdigen Prinzen „wie er seyn

sollte", jenem Vorurtheile gemäß, herausgekünstelt hatte. Diese Ansicht ist in wesentlichen Punkten, jedoch nicht genügend berichtigt. Denn so lange man noch wähnen kann, das Trauerspiel bedürfe einer umfassenden Umarbeitung, um Zusammenhang und Verstand hineinzubringen, behandelt man den Meister wie einen Stümper.

Hamlet ist ein sehr geistreicher Grübler, ursprünglich edel, aber ohne alle Kraft des Charakters.[1]) Diese Verhältnisse gleichzeitig, oder abwechselnd einwirkend, führen zu gar keinen, oder zu verkehrten Beschlüssen; und zwischen diesem unentschlossenen, sich entschuldigenden, ja rechtfertigenden Treiben, wächst zuletzt (neben allem Empfinden) natürlich auch kalter Egoismus hervor. So ist Hamlet (trotz seiner guten Eigenschaften) eigentlich ein Prinz, wie er nicht seyn sollte, und hiezu ordnet Shakspeare Alles zweckmäßig und tadellos.

Hamlet stellt sich wahnsinnig; ein solcher Beschluß war aber, unter den gegebenen Verhältnissen sehr unpassend, und für eine selbständige, kräftige Natur ganz überflüssig, ja wahnsinnig. Auch fällt er jeden Augenblick aus seiner angekünstelten, nur halb wahren Rolle. Sein Benehmen gegen Ophelia ist mehr als unzart, es ist hart und grausam. Mag sie ihm viel, oder nichts bewilligt haben, so hat er sie doch geliebt, oder, es ihr vorgelogen. Er ist hier nicht bloß kein Prinz, sondern auch (laut der Zauberflöte) kein Mensch. In ähnlicher Weise läßt sich Alles für das ganze Trauerspiel erörtern, erklären und rechtfertigen, so daß die angebliche Nothwendigkeit einer Umarbeitung völlig verschwindet.

Hiemit steht die Behauptung in Verbindung: Hamlet sey von einem eigenthümlichen, sich aufdrängenden Standpunkte aus betrachtet, das am meisten tragische und nachhaltig ergreifendste Trauerspiel. Kein Leser, oder Hörer hat einen Königsmord zu begehen wie Macbeth, kein Reich zu vertheilen wie Lear, keiner

---

1) Il est si facile de se faire avec ses propres réflexions un mal irréparable. Corinne I, 1, 6.

wird seine Frau ermorden wie Othello; die große Theilnahme fordert deshalb, daß wir uns hier, und in der Regel, aus unsern persönlichen Verhältnissen ganz hinaus versetzen. Nun haben wir allerdings auch keinen Vatermord zu bestrafen wie Hamlet: allein er nimmt sich dabei so unentschlossen, schwach und ungeschickt, daß die Aufgabe keineswegs gebührend gelöset wird, sondern er sich selbst den Untergang bereitet. Aber neben diesem persönlich nicht auf uns zu beziehenden Thun, oder Nichtthun, dringt die große Wahrheit bis auf Mark und Bein: daß Grübeln, Charakterschwäche und Unentschlossenheit, für alle Menschen die höchste Gefahr bereitet, daß jeder unmerklich in derlei Zustände gerathen kann, und daß er (ohne dichterisch zu Lehre und Besserung verklärt zu werden) alsdann jämmerlich zu Grunde gehen muß. Diese Wahrheit ergreift mich immerdar aufs Tiefste, und darum nenne ich Hamlet (von diesem allerdings nur einseitigen, die Bedeutung des Kunstwerks keineswegs erschöpfenden Standpunkte aus betrachtet) die tragischte aller Tragödien.

Es wird berichtet: nach dem großen persischen Kriege habe jeder der höchsten Anführer sich selbst den ersten Preis zugeschrieben, den zweiten aber dem Themistokles. So glaubt jedes Volk den ersten Dichter zu besitzen, während Shakspeare von Unzähligen als der zweite genannt wird: ein Beweis daß ihm die erste Stelle gebührt.

27.

Nachdem ich von Lyrikern und Dramatikern gesprochen habe, kehre ich zu den Epikern zurück und wiederhole einiges Gesagte, um nächstdem andere Bemerkungen anzuknüpfen. Also: Aufgabe, Behandlungsweise, Form der Epopeen ist ungemein verschieden. Geschichtliches und Mythologisches verbunden, —

Homer; Erfundenes und Mythologisches vorwaltend, — Virgil; Geschichtliches und Erfundenes, ohne viel Mythologie, — Nibelungen; Erfindung und Willkür, ohne Zugabe von Geschichte und Religion, — Ariost; Geschichtliches, Erfundenes und zweierlei religiöse, oder mythologische Beziehungen, — Tasso; das Vaterland vorherrschend und verherrlichend, — Camoens; die einfache Gegenwart zu einem vollkommenen Kunstwerk veredelt, — Goethe; wahre, oder dafür ausgegebene Religion, der Mittelpunkt des Ganzen, — Dante, Milton, Klopstock. Und wiederum welcher Unterschied zwischen diesen dreien!

Dies führt zu der Frage: ob die Religionen, und welche, zu einer dichterischen Behandlung geeignet sind? Für die griechische Mythologie ist die bejahende Antwort in dem unübertroffenen Homer gegeben; der überaus einfache Muhamedanismus scheint einer dichterischen Behandlung sehr zu widerstreben; das Indische führt bis zum Formlosen und Abgeschmackten; und die Auffassung und Entwickelung des Christlichen ist nach den Confessionen so verschieden, daß die Beantwortung kaum gleichlautend ausfallen kann. Nur darin dürften Alle übereinstimmen, daß sie die Verbindung des Jüdischen und Christlichen, des alten und neuen Testaments nicht zurückweisen.

In den oben bezeichneten Werken Dantes, Miltons und Klopstocks muß man zwei Hauptheile des Inhalts unterscheiden: Lehren nämlich, und geschichtliche, oder erfundene Thatsachen. Viele Lehren, nicht sowohl der Bibel, als der künstlich entwickelten Dogmatik, sind aber so abstrakt, unverständlich, trocken, daß sie sich gar nicht mit dem Lebendigen, Persönlichen verschmelzen, verquicken, sondern getrennt und fast wirkungslos vorgetragen werden. Oder will man ihre Bedeutung an sich nicht in Zweifel ziehen, so möchte sich doch für gewisse Dogmen schwerlich in irgend einem Gedichte eine passende Stelle finden; so wenig wie für gewisse poetische Thatsachen in einem dogmatischen Lehrbuche. Ja wenn der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden redend eingeführt wird, so scheint der Dichter

sich eine übermenschliche Aufgabe gestellt zu haben; sollte er aber nicht blos reden, sondern (statt dahinten zu bleiben) mit voller Kraft handeln, so wäre damit die ganze Aufgabe des Gedichts beseitigt und zu Ende gebracht. Mithin ist der Dichter in Wahrheit gezwungen manches Theologische nicht in voller Strenge aufzunehmen, und umgekehrt zu dem biblisch Gegebenen hinzuzuerfinden.

Weiter gehend haben Manche behauptet: nur die Musik habe biblische Texte mit Erfolg in ihren Bereich gezogen; aber alle dichterischen Versuche, des göttlichen Wortes Einfachheit und Erhabenheit zu überbieten, zu veredeln und zu verschönern, sehen im Wesentlichen mißlungen. Diese Behauptung ist keineswegs so unbedeutend und unverständig wie Etliche meinen; weil aber ihre Bejahung alle weiteren Betrachtungen abschneiden, oder einseitig richten würde, will ich abwarten, ob und was sich im Einzelnen dafür oder dagegen ergeben möchte.

Aristoteles und Lessing lehren: ein vollkommener Mensch ist für die Tragödie nicht zu gebrauchen; ja gewisse angebliche Vorzüge, wie sie der fromme Aeneas und der pio Goffredo zeigen, sind deshalb schon sehr bedenklich.

Ich muß hier wiederholen: die dogmatischen Vorlesungen im Dante, die scholastischen Spitzfindigkeiten, helfen der himmlischen Langenweile nicht ab, und die unzähligen einzelnen Personen welche er rasch vorüberführt und wie ein unfehlbarer Richter beurtheilt, stehen in gar keinem Zusammenhange, sind vereinzelte, zur Begründung einer Einheit der erzählenden Dichtung ungenügende Mosaiksteine. Auch verkehrt Dante bloß mit unthätigen, leidenden Todten, und ich kann ihn für keinen Propheten des ächten liebevollen Christenthums halten. — Seine Teufel sind bloß peinigende Henkersknechte, ohne daß Schuldbewußtseyn, oder kühne Thatkraft, genügend zum Vorschein kommt.

Ganz anders Milton. Sein verlorenes Paradies müht sich nicht ab mit einer Unzahl kleiner Leute, sondern stellt dar den großen, Welten bewegenden Kampf des Guten und Bösen. Die

Belehrung welche Gott Vater über menschliche Freiheit und Zurechnung ertheilt, ist zwar auch nur ein Stück ungenügenden Kathedervortrags; das äußerliche, eigentliche Handeln überläßt er dagegen meist Anderen, damit seine Allmacht nicht allzusehr hervortrete. Keineswegs sehen und hören wir (wie im Dante) bloß Leiden, Qualen, oder Hosianna singen; sondern Kühnheit, Thatkraft, handelnde Größe. Der kämpfende und siegende Christus, ist anders als der christliche, und noch weniger stimmt er überall mit dem klopstockischen.

[Bouterwek VII, 407.

Milton, übers. von Schuhmann, Buch III, V. 1—55, Preis des Lichts und Miltons Blindheit.

Buch I, 84—124, 242—70, 622—62, Satans Reden.

IX, 192—885, Evas Verführung.

V, 298—400, Bewirthung des Engels Raphael.

Wo die Dogmatik dem Milton zu unbequem wird, schiebt er sie zur Seite, oder fürchtet sich nicht vor kleinen Widersprüchen und Einreden. Auch bleibt es (wie gesagt) in der That ganz unmöglich, die gesammte (verkünstelte) Dogmatik poetisch zu gestalten und unterzubringen. (V, 600, 852; VIII, 411). — Die Fantasmen der romantischen Epopeen behandelt Milton im Vergleiche zu seinem Gegenstande, seiner Aufgabe, als ganz gering und unbedeutend.

Miltons Schilderung des Paradieses erinnert an das goldene Zeitalter der Dichter; indeß ist jener Zustand für das erste Menschenpaar natürlicher und erklärlicher, als wenn er (obwohl nur zur Faulheit einladend) gebildeten Völkern als Musterbild empfohlen wird.

Meisterhaft ist die Versuchung Evas eingeleitet und durchgeführt. Erst nach dem Fall der Menschen ziehen Sünde und ihr Sohn und Begleiter, Tod auf Erden ein (X, 229—414).

Man macht der Poesie Miltons den Vorwurf, daß ihre Schwingen zu schwer mit des Dichters Gelehrsamkeit belastet seien, indem sie ihre Bilder den entlegensten Zeitaltern der Geschichte entnimmt, die Gebiete der Philosophie und Wissenschaft durchforscht, sich in die dunkelsten Mysterien der Religion

vertieft. Es ist nicht zu leugnen, der poetische Eindruck leidet zuweilen darunter. Aber der gebildete Leser findet reichlichen Ersatz durch die Fülle von Ideen und Erinnerungen, welche ein einziges Wort, ein Name, ein Gleichniß Miltons in seinem Geiste wach ruft. Wie mit einem Zauberschlage öffnet sich eine weite Aussicht, das Vergangene wird gegenwärtig und das Ferne nah, oder, wie Macaulay in dem Essay über Milton sich treffend ausdrückt, „alle Begräbnißstätten des Gedächtnisses geben ihre Todten heraus“.

Weit das Größte und Bewundernswertheste im verlorenen Paradiese ist die Behandlung und Darstellung des zugleich leidenden und kühn thätigen Satans und seiner Genossen. Deren Reden (sonst so oft leer und langweilig) sind tiefsinnig und erhaben, und die Schöpfung von Sünde und Tod (II, 746—814) großartig und schrecklich, ohne, wie so Vieles im Dante, widerwärtig zu werden. Stellt man die teuflische Gesinnung des Teufels einstweilen bei Seite, (und Eva kannte dieselbe nicht) so drängen sich etliche Zweifel hervor: z. B. warum heißt der Baum, ein Baum der Erkenntniß? Bietet dieser Titel nicht eine sehr natürliche Verführung zur Uebertretung eines scheinbar unbegründeten Verbots, und ist Gehorsam mit Erkenntniß nicht besser als trockener, gedankenloser, willkürlich aufgelegter Gehorsam, mit Ausschluß der Erkenntniß?

Als ein Papst getadelt ward, daß er über einen schlecht gebratenen Pfau in großen Zorn gerathen, entgegnete er: Gerieth doch unser Herr Gott über einen Apfel in einen unendlich größeren, folgereicheren Zorn; und gilt ein Pfau nicht mehr wie ein Apfel? — Allerdings ist diese Auffassung weder theologisch, noch poetisch; die entgegengesetzte reicht aber auch nicht aus jene Zweifel zu vertilgen. Gewiß beruht ihr Entstehen zunächst auf der Art und Weise wie Milton (bisher unerreicht) die Aufgabe erfaßt und behandelt. Wie man aber auch hierüber denke, welche allerdings gegründete Einwendungen im Einzelnen sich machen lassen, bleibt das Gedicht im Ganzen und Großen, weit das erste unter den epischen, erzählenden Gedichten, welche

sich auf die Bibel gründen. Ueberall ist die Sprache klar, gedrängt und verständlich; geredet wird meisterhaft, gehandelt rasch, klug und gewaltig, gesündigt in großem Style; das Gegebene und Erfundene zerbröckelt nicht in einzelne Atome, verschwimmt nicht in aufgebauschte, und doch matte Wortfülle; vielmehr findet sich Einheit und Mannigfaltigkeit und stetes Interesse für den Dichter und sein Werk, ohne Ueberdruß und Langeweile.

Miltons wiedergewonnenes Paradies steht dem verlornen weit nach. Der Hauptinhalt (die Versuchung Christi durch den Satan) enthält fast nur Wechselgespräche, die trotz sehr großer dialektischer Geschicklichkeit, doch des rechten poetischen Lebens entbehren, und gutentheils ihre Bedeutung verlieren, sofern der Teufel dem Messias (dem Sohne Gottes) nichts darbieten kann, was dieser nicht schon besäße, oder ihm aus eigener Macht zu Gebote stände. Kühnes Erfinden und mächtiges Handeln bleibt hier ausgeschlossen.

Miltons Samson ist keineswegs ein mannigfaltiges, handlungreiches Trauerspiel, dennoch aber anziehend und eigenthümlich. Es beginnt mit würdigen Gesprächen Samsons und seiner Freunde, die unter dem Namen eines Chors auftreten und ihn ins Gefängniß begleiten. Hierauf sucht Delila sich, wo nicht zu rechtfertigen, doch mit großer Geschicklichkeit zu entschuldigen, wird aber von Samson streng abgewiesen. Die Katastrophe seines Todes und des Untergangs der Philister erzählt ein Israelit.

Das Gedicht Comus enthält vorzugsweise löbliche Reden über Tugend und Keuschheit, wogegen es zu keiner eigentlich dramatischen Handlung kommt. Manche feinere Beziehungen dieses Gelegenheitsgedichts bleiben einem jetzigen Leser wohl unverständlich; indessen wird es von englischen Beurtheilern sehr hoch gestellt und verdient auch, als ein Werk Miltons, allerdings ungewöhnliche Berücksichtigung.

Dasselbe gilt von dem heiteren Allegro und dem nachdenklichen Penseroso. — Miltons prosaische, in vieler (besonders

politischen) Beziehung sehr merkwürdige Schriften, können wir an dieser Stelle nicht näher charakterisiren.

28.

Milton, von Natur muthig und charakterstark, ward in der Zeit der gewaltigen englischen Rebellion, zu einem kühnen Staatsmann und einem erhabenen Dichter ausgebildet. Ganz anders Klopstock. Von Natur milde, stand sein Fuß nicht in Ungewittern, sein Haupt nicht in Sonnenstrahlen; sondern in den Schulen Gottscheds und Bodmers. Ein Wunder daß er, so eingeklemmt, zu eigenthümlicher Selbständigkeit emporstieg, und einen bis dahin in Deutschland beispiellosen Ruhm erlangte. Denn um Sprache und Metrik hat er sehr große Verdienste, und sein Messias übertraf bei Weitem alle deutschen Epopeen der letzten Jahrhunderte. Nicht unnatürlich folgte jedoch dieser, Anfangs sehr wohlbegründeten Freude und der Ueberschätzung des Werks, eine kühlere Betrachtungsweise und eine strengere Kritik.

[Bouterwek XI, 68.]

Mein Freund Tieck erzählte: er habe den Messias fünfmal durchgelesen; — so weit habe ich es nicht gebracht, aber mein eiliger gewonnenes Ergebniß stimmt im Wesentlichen mit dem seinen. Zuvörderst bietet Miltons Aufgabe reicheren dichterischen Stoff und mannigfaltigere Thätigkeit. Vor Allem aber ist die kurze, einfache Erzählung der Evangelien, unendlich ergreifender, rührender, erhabener, als die endlose Verwässerung und die ermüdenden Wiederholungen Klopstocks. Aufgebauschte Dogmatik und schwülstige zugleich langweilige Rederei kann diese Mängel nicht verdecken und läßt es zu keinen scharfen, eigenthümlichen Gestaltungen kommen, u. s. w.[1])

„Den Dramen Klopstocks fehlt in der Anlage und Ausfüh-

1) Löbell, deutsche Poesie I, 109.

rung, das Verständniß des Eigenthümlichen der dramatischen Dichtung. Anschaulichkeit und Fortschreiten der Handlung, Lebendigkeit der Entwickelung und der Situationen, Individualisirung der auftretenden Personen sucht man vergebens." [1])

Manchen der klopstockschen Oden, wird niemand ihren anerkannten Werth streitig machen; andere dagegen sind so unverständlich, verknittet und verzwickt, daß es der Mühe nicht lohnt sie durch mühsame Erklärungen begreiflich und zugänglich zu machen.

So die verdammliche, aber wenigstens nicht unverständliche, Beichte eines Ketzers! Sagte doch schon Lessing (I, 1):

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen seyn." — Und Goethe schreibt:

„Klopstock hat zur Anschauung und Auffassung der sinnlichen Welt und Zeichnung von Charakteren keine Richtung und Anlage gehabt, und es fehlte ihm also das Wesentlichste zu einem epischen und dramatischen Dichter, ja man könnte sagen, zu einem Dichter überhaupt." Noch strenger urtheilen Tieck und Solger.

[Eschenburg IV, 315; VII, 621.]

29.

Ich habe bisher fast ausschließlich von Dichtern gesprochen, weshalb es wohl an der Zeit ist Geschichte und Geschichtschreiber ins Auge zu fassen. Die Geschichte soll nicht Erfundenes sondern Geschehenes, sie soll die Wahrheit darstellen. Eine so schwierige Aufgabe hat der Dichter nicht zu lösen: er herrscht als Eigenthümer und Meister auf seinem eigenen Bo-

---

1) Besonders lang und langweilig ist das Hinundherreden in der Hermannsschlacht, ohne Kampf, Handlung und thätiges Auftreten der Römer.

den, unbekümmert um das was draußen geschehen ist. Deßungeachtet besteht eine Wahlverwandtschaft zwischen Dichtern und Geschichtschreibern[1]); wenn jedoch die letzten ihren Triumph darin setzen, oder suchen, den, in allen Thatsachen vorhandenen geistigen Lebenshauch zu beseitigen, und die ausgepreßte Citrone als schönste Frucht darzubieten, so sind sie gewiß auf falschem Wege, und erweisen daß das große Wort: numine afflantur, auf sie nicht anzuwenden ist. Zur geschichtlichen Wahrheit gehört auch der spiritus rector, der ordnende Geist aller Weltentwickelung, welcher das Vereinzelte zu höherer Einheit verbindet, obgleich er kurzsichtigen Augen oft lange verborgen bleibt.

Was ist Wahrheit? Schon Aristoteles antwortet: das wahrhaft Wirkliche, oder wirklich Gewordene, und zeigt hiemit darauf hin, daß man täuschenden, vergänglichen Schein damit nicht verwechseln darf. Leider hat es aber Geschichtschreiber gegeben, welche nicht bloß derlei Täuschungen keineswegs abzusondern und zu beseitigen suchten, sondern sie vorsätzlich erzeugten. Von derlei bewußten Sünden, sind unfreiwillige wohl zu unterscheiden. Das geschichtlich Gegebene spiegelt sich nämlich in den verschiedenen Geistern verschieden ab; was als natürliche Erscheinung keineswegs unbedingt zu tadeln, vielmehr nur sorgfältig zu prüfen ist. Mit großem Unrecht haben Etliche vom Geschichtschreiber verlangt: er solle die Thatsachen so unverändert hindurchfließen lassen, wie Wasser durch einen Trichter; die Thatsachen sind aber kein klares Wasser und lebendige Menschen keine blecherne Trichter. Umgekehrt zeigen die größten Geschichtschreiber die bestimmteste Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit, und bringen diese mit den ebenfalls eigenthümlichen Thatsachen in harmonische Verbindung. Schon Herodot und Thucydides, Livius und Tacitus sind Beweise für diese Behauptungen.

Mit dem redlichen Willen die Wahrheit zu suchen, ist die

---

1) Löbell I, 267—269. Von Klopstock wird weiter unten nochmals die Rede seyn.

Kraft und Geschicklichkeit noch nicht gegeben sie zu finden, und der Geschichtschreiber kann natürliche Anlagen und Gaben so wenig entbehren wie der Dichter, wie jeder eigenthümliche Beruf. Ueberall giebt sich daneben die Nothwendigkeit kund, den ächten Quellen sorgfältig nachzugehn und sie kritisch zu würdigen. Hiebei bieten sich aber zwei Abwege, oder Irrwege dar, welche (nach Maaßgabe der Tagesmode) abwechselnd betreten werden: kritischer Aberglaube und kritischer Unglaube. Jener nimmt auch das Unerwiesene, ja Unerweisbare und Alberne in seine Darstellung auf; dieser hält es für höchste Weisheit, überall mit dem Zweifel und der Verneinung zu beginnen; er glaubt die Geschichte bereichert zu haben, wenn er ihr ein Armenzeugniß ausstellt und an einer dürftigen, ihr aufgezwungenen Nacktheit Gefallen findet. Zwischen diesen Abwegen durchzusteuern, ist die einzig richtige, aber schwierige Lösung. Vergessen aber soll man nicht, daß Sagen und Mythen, (selbst wenn sie keine strenge, geschichtliche Grundlage haben) durch den, Jahrhunderte hindurch dauernden Glauben ganzer Völker, sich in wichtige, keineswegs auszustreichende Wahrheiten verwandeln. Wer auch weder an Troja noch Homer glaubt, wird ihren überall hervorbrechenden Einfluß nicht aus der griechischen Geschichte hinwegschaffen können und dürfen. Der Geschichtschreiber befindet sich nicht auf der rechten Stelle, wenn er hochmüthig von oben herab den Weltrichter spielt; nicht auf der rechten Stelle wenn er ohne künstlerische Begeisterung, ohne Pietät, ohne Spur sittlicher Theilnahme für das Große und Edle, (sey es siegreich, oder unterdrückt) kalten Herzens Alles gleichmäßig hererzählt.

Die Aufgabe bestimmt den Umfang eines geschichtlichen Werkes, und was z. B. mit Recht seinen Platz in einer Stadtgeschichte erhält, gehört nicht in eine allgemeine Weltgeschichte. Auch die Form wird bedingt durch den Inhalt. Gleichgültig ist sie nirgends, und die Behauptung, „in neuerer Zeit bedürfe die Geschichte keiner künstlerischen Behandlung", beruht auf einem Irrthum; vielmehr ist die Aufgabe noch umfassender und

ihre Lösung schwieriger geworden. Sofern indeß jene Behauptung mit der in Verbindung steht: eine unbedingte Nachahmung der Alten sey unzeitig und unpassend, muß man dies anerkennen. Wer wird die Erzählung eines dreißigjährigen Krieges, wie Thucydides nach halben Jahren zerschneiden; wo wäre jetzt Veranlassung consularische Jahre als Hauptabtheilungen hinzustellen; und warum lange Reden für Verhältnisse erfinden, wo gar nicht gesprochen ward.

Wird die Zeitfolge in geschichtlichen Werken zu wenig berücksichtigt, so entsteht Verwirrung; wo man sie umgekehrt vorherrschend an die Spitze stellt, zerbröckelt Alles in trockene Nachrichten.

Oft ist die höchste, die schwierigste historische Kunst da, wo man sie gar nicht sucht, oder dankbar bemerkt. Bei Erzählung der Geschichte einzelner Herrscher, einzelner Völker, giebt sich die Reihefolge nämlich so von selbst, daß erhebliche Irthümer kaum möglich sind; ist aber die Aufgabe sehr mannigfaltig und verwickelt (wie z. B. die Gibbons), so erfordert es die ernsteste sorgfältigste Ueberlegung, wie die Reihefolge der großen Abtheilungen und ihr bunter Inhalt einzurichten und zu ordnen sey. Auch mir war die Anordnung der ineinander greifenden Thatsachen, das Schwierigste meiner Aufgabe beim Schreiben der Geschichte der Hohenstaufen.

Wenn der vollkommene Geschichtschreiber etwas von der schaffenden Kraft des Dichters bedarf und offenbart, so darf ihm auch der philosophische Geist nicht ganz fehlen. Indeß finden wir bei keinem Geschichtschreiber ersten Ranges, daß er darauf ausgegangen wäre durch seine Erzählung irgend ein philosophisches System darzulegen, oder zu bestätigen; — und ebenso wenig hat er dieselbe nach einem philosophischen System zurechtgelegt und zugeschnitten.

Erst in der neuesten Zeit sind derlei Behandlungsarten gefordert und versucht worden. Nicht bloß die Vergangenheit und Gegenwart glaubte man am Besten zu erklären, wenn sie in die Fesseln eines philosophischen Systemes eingezwängt werde;

sondern sogar die Zukunft wollte man durch eine sogenannte Construktion a priori herbeiführen und beherrschen.

Alle diese Versuche sind mißglückt und aus der Mode gekommen; ja eine ganz entgegengesetzte Richtung macht sich jetzt vorzugsweise geltend. Nachdem man alle jene philosophischen Allgemeinheiten hohnlächelnd zur Seite geworfen, glaubt man nämlich durch Aufspüren auch des Unbedeutendsten, durch Anhäufung von undenkwürdigen Kleinigkeiten und Lappalien, das höchste historische Ziel zu erreichen. Wer so die Sachen und sich selbst unter das Vergrößerungsglas stellt, verliert allen Sinn für die einfache, unveränderte Wahrheit, und sieht zuletzt den Wald vor Bäumen nicht.

In andere und noch größere Gefahren gerieth die Geschichtschreibung, nicht in den alten, wohl aber in den christlichen Zeiten, durch die Theologie, durch die Forderung eines Alles lenkenden, ja unterjochenden Glaubensbekenntnisses. Daß die gesammte Entwickelung der Menschheit immerdar in Gegensätzen und Veränderungen fortläuft, daß jedem Einerseits ein Andererseits gegenübersteht, und niemand die volle Wahrheit erkennen kann der sich nicht auf diesen höheren Standpunkt erhebt, nicht diesen Ueberblick gewinnt, wird oft ganz vergessen; nicht bloß von kleinen Nachbetern, sondern sogar von Chorführern. Wer sich von dieser leidenschaftlichen, vorurtheilsvollen Parteilichkeit frei hält, gilt für einen charakterlosen, keiner Begeisterung fähigen Schwächling. In diesem Sinne sagte mir einer von jenen Chorführern: wer für seine Ueberzeugung nicht wagt Andersgesinnte zu verbrennen, hat noch gar keine tüchtige Ueberzeugung. — Daher ein stetes Hinwirken auf den ewigen Unfrieden, und der Aberglaube, es sey ein Fortschritt wenn man die Geschichte lediglich durch irgend eine der farbigen Confessionsbrillen betrachte, und die natürliche Mannigfaltigkeit ertödte, um eines beklagenswerthen Götzendienstes willen. Die volle geschichtliche Wahrheit, offenbart sich niemals in einer Parteiansicht, sie verdammt die kalte Gleichgültigkeit gegen Gutes und Böses, gegen

Tugend und Laster, sie enthält auch die rechte Philosophie und die rechte Theologie.

30.

Seit dem 13. Jahrhundert finden wir in Italien mehrere Zeitbuchschreiber (wie Malaspini, Villani, Dino Compagni u. A.) welche in lesbarer, deutlicher Sprache, sehr lehrreiche Thatsachen aufbewahrt haben; die Aufgabe künstlerisch vollendete Werke zu liefern, steckten sie sich aber wohl nicht einmal vor, und konnten sie schon deshalb nicht lösen. Erst die erneute Kenntniß der alten Meister, veranlaßte höhere Forderungen; wobei jedoch der löbliche Wunsch sie zu erreichen, nicht selten zu einer übertriebenen, bei veränderten Verhältnissen nicht überall passenden Nachahmung führte. So mußte bei Erzählung der Entwickelung des zur Weltherrschaft aufsteigenden Roms, die Kriegsgeschichte einen sehr großen Raum einnehmen; während eine umständliche Darlegung der unzähligen, kleinen italienischen Fehden, die Theilnahme nicht festhalten konnte, und auch wohlwollende Leser ermüden mußte. Wo ferner (wie in Athen und Rom) sehr viel geredet wurde, nahmen Reden natürlich in geschichtlichen Werken einen großen Raum ein. Wenn aber einige der alten Geschichtschreiber, schon zu viel nie gehaltene Reden auch an unpassender Stelle einflochten, so gingen mehre Italiener, ohne genügende Veranlassung, auf diesem Abwege noch viel weiter. Endlich war der Standpunkt der alten Geschichtschreiber, meist ein ganz einfacher, patriotischer; während die neuern von mehreren Seiten (z. B. den sittlichen und religiösen), viel mannigfaltiger angeregt wurden, und schwierigere Wahlen und Entscheidungen ihnen vorlagen.

Der erste, welcher sich einen höheren Kunstzweck bei seiner Bearbeitung der florentinischen Geschichte vorsteckte und meist erreichte, ist Niccolo Machiavelli (1460—1527). Obgleich die italienische Sprache (besonders durch Partizipialconstruktionen)

einen verwickeltern Satzbau erlaubt, hat er sich hiedurch nicht verlocken lassen, sondern an empfehlungswerther Einfachheit festgehalten, und das Wesen und Verstehen erleichtert. Läugnen läßt sich jedoch nicht, daß die Erzählung unzähliger, sich immer (fast fruchtlos) erneuender Parteien, Umwälzungen, Strafen, Gütereinziehungen, Verweisungen u. s. w. ermüden, und kaum im Gedächtnisse festzuhalten sind.[1])

[Bouterwek II, 272.
Raumer Recht.]

Durch Erinnerung an das Alterthum, steht hiemit bei Machiavelli (und anderen italienischen Geschichtschreibern) in Verbindung, daß der Begriff der Freiheit fast lediglich an die Zahl geknüpft, und ohne Erfahrungsbeweis gewöhnlich angenommen wird: diese wachse jedesmal in dem Maaße als mehrere Personen an der Regierung Theil nähmen. In Wahrheit giebt aber weder eine größere, noch eine geringere Zahl hiefür genügende Bürgschaft, sobald höhere Grundsätze und Triebfedern fehlen. Diese suchen die Italiener (oder doch die italienischen Geschichtschreiber) vorzugsweise in der Klugheit, für Erreichung vorgesteckter Zwecke, die rechten Mittel zu finden und sie rücksichtslos anzuwenden. Dies Voranstellen des Zweckmäßigen, ohne Rücksicht auf den Werth der Zwecke, führt aber nur zu leicht dahin Rechtlichkeit und Sittlichkeit gemüthlos bei Seite zu setzen, und zu vergessen daß es auch eine verdammliche, diabolische Klugheit giebt, welche durch Tugend bekämpft und besiegt werden soll.

Guicciardinis Werk (geb. 1482, st. 1540) umfaßt die Geschichte ganz Italiens, von 1494 bis 1534; hat also schon deshalb einen weit größeren Umfang als Machiavells florentinische Geschichte. Ja die italienischen Angelegenheiten greifen hinaus über die Gränze des Landes, und gewinnen eine weltgeschichtliche Wichtigkeit. Wenn Guicciardini sich über die Po-

---

1) Von seinen geschichtlichen Irthümern Roscoe Lorenzo I, 124; II, 21.

litik und den Wandel einzelner Päpste tadelnd ausspricht, so ist diese Anerkennung der, leider unläugbaren Wahrheit lobenswerth; wenn er von dem Benehmen und der Einwirkung der Franzosen nicht viel Gutes erwartet, so ist seine Besorgniß in späteren Zeiten vielfach bestätigt worden; wenn er die Ansichten und Anordnungen kleiner Republiken, nicht als den unfehlbaren Maaßstab für größere Staaten gelten läßt, so steht die Erfahrung ihm auch hier zur Seite. — Mit Recht klagen dagegen selbst befreundete Leser, über die unmäßige Länge und Verwickelung seiner Perioden, über die Weitläufigkeit und das Unpassende vieler eingeflochtenen nie gehaltenen Reden [1]), über die unzähligen, undenkwürdigen Einzelnheiten welche er ermüdend von etlichen Kriegen erzählt; endlich über das Zurseitelassen fast aller sittlichen und rechtlichen Beziehungen [2]), und Verehren selbst verdammlicher Thatsachen.

[Bouterwek II, 283.]

Daß Bentivoglio (1579—1644) in seinem Werke über die flandrischen Kriege, seine Stellung und seinen Standpunkt als Kardinal der römischen Kirche nicht ganz vergißt, ist zu hart und einseitig getadelt worden. Haben doch selbst protestantische Professoren des 19. Jahrhunderts die Vertheidigung Albas und der Philippe übernommen, und Oranien angeklagt und herabgesetzt. Bentivoglio erzählt einfach, klar, anziehend, ohne ermüdende Weitschweifigkeit und ohne erkünstelte Kürze; er verschweigt keine Thatsachen, und es hat gar keine Schwierigkeit seine Urtheile, wo es nöthig erscheint, zu ermäßigen.

[Bouterwek II, 517.]

Die Geschichte der tridenter Kirchenversammlung bot wenig Gelegenheit zu glänzender Darstellung und begeisterten Reden. Um so größer ist das Verdienst Paolo Sarpis (1552—1623) daß er Verhandlungen, welche zwar Sachverständige anziehen

---

1) Die englischen Geschichtsschreiber halten sich fern von dieser falschen Rhetorik.

2) Montaigne II, 10, 154; Botta I, 129, 170.

mögen, die meisten Leser, (ihrer abstrusen Trockenheit und Spitzfindigkeit halber) jedoch zurückschrecken, deutlich und genau vorträgt, und, unter den schwierigsten Verhältnissen, an Unparteilichkeit und Wahrheit festhält. Zwar hat der Kardinal Pallavicini, vom römischen Standpunkte aus, manches Einzelne löblich berichtigt, im Ganzen und Großen aber den Werth des sarpischen Werks nur bestätigt. Der unbefangene Leser kann sich des Gedankens kaum erwehren, daß Versammlungen von beschließenden Gottesgelehrten fast niemals zu allgemeiner Uebereinstimmung führten, und weit öfter die Freiheit religiöser Entwickelung beschränkten, als beförderten.

[Bouterwek II, 513.]

Wenige Geschichtschreiber haben so günstige Gelegenheit gehabt sich über ihre geschichtliche Aufgabe so gründliche Kenntnisse zu verschaffen, wie Davila (1576—1631) für die Geschichte der bürgerlichen Kriege Frankreichs. Wenig geschichtliche Werke sind so wohlgeschrieben, so anziehend und lehrreich, und der vereinzelte, darüber ausgesprochene Tadel (wäre er auch ganz begründet) hebt seinen Werth nicht auf. In einer Zeit wo es der Heimlichkeiten, Listen, Betrügereien, Intrigen nur zu viele gab, ist es für einen mit Scharfsinn und Spürkraft Begabten nicht unnatürlich zu suchen, zu finden und sich dann und wann auch zu täuschen. Im Ganzen und Großen hat er richtig gesehen, und einzelne überfeine Vermuthungen und Erklärungen thun keinen erheblichen Schaden. — Wir haben einen sehr verdienten deutschen Geschichtschreiber, der mit psychologischer Kunst, und aus unerwiesenen Annahmen, das einfach zu Tage Liegende ebenfalls tiefer begründen möchte, nämlich Plank in seiner Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. Dies erinnert an die dem Davila gemachten Vorwürfe, unbeschadet ihrer beiderseitigen Verdienste.

[Bouterwek II, 514.]

Giannone (1676—1748) ist für seine Wahrheitsliebe abscheulich behandelt worden; abgesehen davon läßt aber seine

Geschichte Neapels nach Inhalt und Form viel zu wünschen übrig.

Deninas (1731—1813) Revolutionen Italiens, machen keine Ansprüche auf tiefe Forschung und Gelehrsamkeit, geben aber eine verständige, gefällige und lesbare Uebersicht der verwirrten Entwickelung Italiens.

[Bouterwek II, 520.]

Die größten Verdienste um die italienische Geschichte erwarb sich bekanntlich Muratori (1672—1750), nicht bloß durch musterhafte Sammlungen der Schriftsteller und Aufklärung der Alterthümer Italiens, sondern auch durch seine Annalen, welche erweisen daß sich ebenfalls in dieser Form, Treffliches leisten lasse.

[Bouterwek II, 533.]

Unter allen Litteraturgeschichten nimmt vielleicht die Tiraboschis (1731—1794) den ersten Rang ein, sowohl durch Gelehrsamkeit, als durch Wahrheitsliebe und eine fast nie getrübte Unparteilichkeit.

Ich muß mich darauf beschränken, aus unzähligen italienischen Geschichtschreibern der früheren Zeit, diese wenigen näher zu bezeichnen; von Neuern verdienen vorzugsweise lobende Erwähnung Botta, der als Fortsetzer Guicciardinis eine, in Hinsicht auf Behandlung und Gesinnung vortreffliche, noch nicht übertroffene Geschichte Italiens, bis auf die neueste Zeit giebt, und Colettas (1775—1831) Geschichte Neapels, die, in der Erzählung meist unglücklicher Zeiten und Begebenheiten, an den Ernst und den edlen Sinn des Tacitus erinnert.

31.

Ich habe schon erwähnt, daß es in Frankreich seit dem 13. Jahrhundert lobenswerthe Zeitbuchschreiber gab, welche man jedoch den eigentlich historischen Künstlern nicht beizählen kann. Darin ist aber der Geschichtschreiber besser daran, als der Dichter, daß auch mittelmäßige Werke keineswegs werthlos sind.

Erst Thuanus (de Thou, 1553—1617) bezweckte in der Geschichte seiner Zeit (1544—1607) ein nach Form und Inhalt vollkommenes Werk zu liefern. Und durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Unparteilichkeit, Adel der Gesinnung, Klarheit und Zweckmäßigkeit der Darstellung steht er allen seinen Vorgängern weit voran, und wird von keinem spätern französischen Geschichtschreiber übertroffen. Da sein Werk die Geschichte von ganz Europa umfaßt, so sah er sich fast gezwungen bei der Anordnung große Rücksicht auf die Zeitfolge zu nehmen; wodurch aber natürlich Zerstückelungen entstehen, welche bei einer einfacheren Aufgabe leicht vermieden werden.

Oft ist behauptet worden, daß man die französischen Geschichtschreiber, den größten italienischen und englischen nicht gleichstellen dürfe; hiegegen besitzen die Franzosen ohne Zweifel einen weit größeren Vorrath an Denkwürdigkeiten, Memoiren, als irgend ein anderes Volk. Sie sind nach Form und Inhalt äußerst mannigfaltig: ernst und heiter, gründlich und leichtsinnig, einfach und künstlich, wahrhaft und ausgeschmückt, eitel oder bescheiden, sittlich streng oder von zweideutigen Grundsätzen u. s. w.; — aber an dem Uebel, (welches Voltaire als das größte bezeichnet) an Langweiligkeit, leidet kaum Einer.

Daß so viele Männer (und auch Frauen) die Neigung und die Geschicklichkeit besaßen, sich und ihre Zeit anziehend abzuspiegeln, ist eine sehr eigenthümliche Erscheinung, die wir bei anderen (doch auch gebildeten) Völkern, keineswegs in solchem Maaße finden; — wo dann schwer zu entscheiden bleibt, ob Gleichgültigkeit, Vornehmthuerei, Ungeschick der Auffassung, Mangel an Reiz und Beifall u. dgl., mehr oder weniger solch Zurückbleiben veranlaßt haben.

So verschieden der Werth der französischen Memoiren ist, bleiben sie doch ein fast unerschöpflicher Schatz für die politische, religiöse und Sittengeschichte ihres Vaterlandes. Nur Wenige können wir aus so Vielen, mit Uebergehung aller Aelteren, hier namentlich erwähnen. Zuerst verdient Sully (1560—1641) das größte Lob. Seine Memoiren erweisen Tiefe der Einsicht

und Adel der Gesinnung, sie belehren glaubhaft über unzählige Dinge, so daß man die Mängel der (Andern übertragenen) Darstellung und Anordnung entschuldigen kann und soll.

[Bouterwek V, 305.]

Der ernste, überlegene Herrschergeist Richelieus (1585—1642) offenbart sich in den ihm beigelegten Denkwürdigkeiten; während Brantome (1527—1614) über die Verderbtheit seiner Zeit mit dem größten Leichtsinn, zum Zeitvertreibe berichtet. Von derlei Fehlern halten sich die Memoiren der Frau von Motteville frei, während der Kardinal Retz (1613—1679) in geistreicher Weise, seine und seiner Genossen eigenliebige Ränke sehr unbefangen erzählt. Ganz entgegengesetzt den demagogischen Bestrebungen des Kardinals, tritt der aristokratische Herzog von S. Simon (1675—1755) auf, und giebt mit genauer Auffassung und scharfem Urtheil ein lebendiges Bild seiner Zeit. — Ich wiederhole daß die wenigen Genannten und die vielen Nichtgenannten (trotz ihrer großen Verschiedenheit) lesbar und lesenswerth sind.

[Bouterwek V, 308, 314; V, 303; VI, 296; VI, 408.]

32.

So bin ich, allzurasch, bis zu dem Zeitalter Ludwigs XIV. vorgerückt. Dasselbe ist so unzählige Male beschrieben, überschätzt und unterschätzt worden, daß es unnöthig, ja fast unmöglich erscheint, etwas irgend Erhebliches hinzuzusetzen. Deshalb beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen:

1) Sollte man, um Ludwigs willen, nicht vergessen daß der Grund zu allen litterarischen Fortschritten schon zur Zeit des kraftvollen Richelieu gelegt ward, daß fast alle Wurzeln aus dessen Zeit herrühren und von ihm gepflegt wurden. Gegen Ende der Regierung Ludwigs nahm mit seiner politischen Macht und dem Steigen der Frömmelei, auch die Lebenskraft der litterarischen Entwickelung ab, und erhob sich erst in der Mitte

des achtzehnten Jahrhunderts zu neuen eigenthümlichen Gestaltungen.

2) Ludwig und sein Hof hatten auf den Bildungsgang der Litteratur größeren Einfluß als Perikles; er ward aber gerade um deßwillen der Freiheit nachtheilig und beschränkte den Umfang des Erreichbaren. So zwängten z. B. die Tragiker antike Helden in pariser Hofkleider, oder umgestalteten türkische und asiatische Fürsten und Frauen, bis man sie kaum von Franzosen unterscheiden konnte. Keiner aber wagte französische Gegenstände und Personen zu behandeln; weil diese, ihrer tüchtigern und festeren Natur halber, sich nicht so gutwillig auf das von Ludwig eingerichtete Bett des Prokrustes legen ließen.

3) Bei diesen Verhältnissen war es (wie in der politischen Welt, so auch in der litterarischen) unnatürlich und tyrannisch, daß die Franzosen ihre Litteratur allen europäischen Völkern als unbedingt musterhaft aufdrängten, oder diese sich freiwillig unterwarfen.

4) Nach Abschüttelung des lästigen Joches muß man aber zugeben die französische Litteratur habe zur Zeit Ludwigs XIV., die aller anderen Völker weit überragt, und ihre Eigenthümlichkeit sey eben als eigenthümlich anzuerkennen und nicht mit fremdem Maßstabe zu messen.

5) Wie die ästhetische, sollte auch die philosophische Ueberschätzung ermäßigt werden. Wenn Descartes die reiche Erbschaft aller seiner großen Vorgänger als untauglich bei Seite warf, und als unsterbliche Entdeckung eine dürftige Phrase an die Spitze stellte, so war dies ein anmaßlicher Irthum, und er mußte sehr bald selbst den Weg betreten, den er Anfangs verschmäht hatte.

6) Daß die theologische Litteratur im Wesentlichen mit den politischen Religionsansichten Hand in Hand ging, ließe sich (trotz einzelner Ausnahmen) wohl erweisen. — Zu diesen kurzen Bemerkungen, werden die französischen Schriftsteller nähere Beweise und Erläuterungen geben.

33.

Ich erschrecke, zurückblickend, mit welcher Kühnheit ich (dazu ganz unberechtigt) über die größten Männer geurtheilt habe. Um zur gebührenden Bescheidenheit und Selbsterkenntniß zu gelangen, will ich mich selbst recensiren, wie folgt: Im Anfange des zweiten Heftes seiner litterarischen Randglossen erzählt uns der Verf. daß sich Sprachen verändern: dies weiß jeder, mithin sind die hierüber ausgesprochenen Bemerkungen, trivial und überflüssig. —

Mit einem Sprunge (ein salto mortale!) möchte sich der kleine Verfasser zum großen Dante erheben; fällt aber sogleich hinab auf einen philistrigen, bornirten Standpunkt, und klagt z. B. daß ihm die Höllenqualen sehr herbe erscheinen: als wenn die Teufel in der Hölle Verkehr trieben mit Zuckerwasser und Rosenöl, und als wenn Dante beim Erfinden und Niederschreiben jener Qualen, selbst nicht mehr ausgestanden hätte, als ein schwächlicher Leser! — Da nun der überzarte Verfasser sich in Hölle, Fegefeuer und dem theoretisirenden Paradiese nicht bequem befindet, so sollte man glauben der zarte Petrarka müsse ihn entzücken; allein die Hunderte variirter Liebessonette wollen ihm auch nicht munden, und er versteht es nicht sich bei Boccacio zu stärken, sondern nergelt aus angeblich sittlichen Rücksichten, an dem was natürlich und damals an der Zeit war. —

Gegenstände über welche große, gelehrte Bücher geschrieben sind, beseitigt der Verfasser auf wenigen Seiten, und fügt einige Jammereien bei über deutsche und italienische Zustände, welche dieselben gewiß nicht verbessern werden. — Die Hoffnung eine genaue Inhaltsanzeige des rasenden Roland und des befreiten Jerusalems zu finden wird getäuscht, und nur für Camoens zeigt sich einige Vorliebe, wahrscheinlich weil der Verfasser eine größere Wahlverwandtschaft besitzt zu trockener Geschichte, als zur lebendigen Poesie. — Daß er Lope und Calderon nicht so hoch stellt als einige deutsche Kritiker, wollen wir nicht tadeln; doch

giebt sich auch hier des Verf. Unfähigkeit kund, den weltbeherrschenden Standpunkt des Katholicismus zu begreifen. —

Allerdings finden wir 14 Bände lyrischer Gedichte des 17. Jahrhunderts auf 14 Blätter zusammengeschnürt; wir würden uns aber auch nicht grämen wenn sie mit 14 Zeilen abgefertigt wären. — Mit Shakspeare treibt der Verf. Götzendienst, und Ben Johnson konnte einem Manne nicht behagen, der willkürliches Belieben, über Regel und Gesetz hinaufstellt. — Daß Klopstock den Milton erst gereinigt und geheiligt hat, ist dem Verf. verborgen geblieben, und sein anmaßlicher Tadel des Messias, zeigt die Mangelhaftigkeit seines Studiums, Gefühls und seiner Einsicht. Ueber Geschichtschreibung giebt der Verf. allerhand gute Rathschläge: Schade nur daß er unfähig war, sie in seinen historischen Werken zur Anwendung zu bringen. — Der Verf. las (so scheint es) die vielen französischen Memoiren und die langen italienischen Geschichtschreiber mit Vergnügen (diese gar mehrere Male); unbegreiflich warum er sich nicht einen weit größeren und heiligeren Genuß, durch wiederholtes Lesen des Messias verschaffte. —

Möchte diese Recension (die von einem dem Verf. aufrichtig zugethanen Manne herrührt) dazu dienen ihn auf den rechten Weg zu verhelfen und ihn abhalten Gegenstände, welche die umständlichste, gründlichste Erörterung verdienen, leichtsinnig und cavalierement zu behandeln, oder vielmehr zu mißhandeln."

Dritte Abtheilung.

34.

Montaigne, oder Montagne (geb. 1533, gest. 1592), ist fast der einzige französische, philosophisch-betrachtende Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, welcher hier zu erwähnen ist und den man noch mit Nutzen und Vergnügen lieset. Denn obgleich Styl und Darstellung in seinen essais von aller künstlerischen Vollendung fern bleibt, (ja diese nicht einmal bezweckt) obgleich die Gegenstände ohne Ordnung und wissenschaftlichen Zusammenhang vorübergeführt werden, und breite Plaudereien bei diesem Verfahren nicht fehlen können; tritt man bald in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem aufrichtigen, gemüthlichen, klugen Manne, und läßt die sonst gewöhnliche Kritik ganz zur Seite.

[Bouterwek V, 306.
Stäudlin Gesch. des Skepticismus II, 1.]

Wenn Montaigne gern und viel von sich spricht, so geschieht dies nicht aus Eitelkeit und Anmaaßung, sondern um zur Selbsterkenntniß zu gelangen; die ihm wichtiger ist, als die Kenntniß von mancherlei äußerlichen, ihm fremderen Dingen. Eben so führen seine Zweifel nicht zu unsittlicher Willkür, oder finsterer Verzweiflung; sie gehen nicht hervor aus einem erkälteten Gemüthe, sondern bezwecken eigene Bescheidenheit, und möchten auch Andere dahin bringen ihre angebliche Weisheit nicht zu überschätzen, sondern die Gränzen der menschlichen Geistesgaben anzuerkennen. Wer darf Montaigne verdammen, daß er bei seiner Natur nicht geneigt war sich in den Strom wilder Par-

teiung zu stürzen, und (ungewiß wohin) fortreißen zu lassen. Wie innig aber sein Gefühl dennoch war für die Leiden und Frevel seiner Zeit, zeigen viele Stellen seines Werks. — Es war gar nicht nöthig seine einfachen, verständigen Ansichten durch unzählige Stellen aus alten Schriftstellern zu bestätigen: er folgte einer damals herrschenden Mode, die mit Recht, als pedantisch und störend, zur Seite geworfen ist. — Besser jedoch als über Montaigne viel zu reden, ist es ihn selbst reden zu lassen, und einige charakteristische Stellen aus seinen Werken auszuheben und mitzutheilen.

„Ich bin sehr frei von der Leidenschaft der Traurigkeit (tristesse); ich liebe und achte sie nicht, obgleich die Welt unternommen hat, sie durch besondere Gunst zu ehren. Man bekleidet damit die Weisheit, die Tugend, das Gewissen. Ein einfältiger und garstiger Schmuck. Es ist eine Eigenschaft immerdar schädlich und thöricht, immerdar feige und niedrig. (Buch I, C. 2, S. 8.) Die höchste Tugend ist schön, triumphirend, liebevoll, entzückend, muthig, offene und unversöhnliche Feindin von Aerger, Mißvergnügen, Furcht und Zwang; die Natur ist ihr Führer, Glück und Lust sind ihre Begleiter. Gewisse schwächliche Leute haben aber ein Bild erfunden, einfältig, traurig, zänkisch, verdrießlich, ärmlich, drohend; sie stellen es abseiten auf einen von Dornen umgebenen Felsen, um durch dies Fantom in Erstaunen zu versetzen. (S. 242.)

Es giebt feine Leute die scharfsinnig bemerken; um aber ihre Erklärung der Dinge geltend zu machen, ändern sie ein wenig an der Geschichte, stellen nichts dar wie es ist, vielmehr so wie es ihnen erscheint und gefällt. (320.) — Wenn du siehst daß einer der nach Mitternacht aus seiner Studierstube kommt, triefäugig, verschleimt, schmutzig; glaubst du er suche in seinen Büchern wie er werden könne rechtlich, weise, zufrieden? Nichts dergleichen! Er wird so sterben, oder die Nachwelt belehren über daß Maaß plautinischer Verse und die Rechtschreibung eines lateinischen Wortes. (380.) —

Die Gesetze der Ehre und der Gerechtigkeit stehen oft in

Widerspruch, so insbesondere in Hinsicht auf die Zweikämpfe: eine Beleidigung dulden, heißt z. B. ehrwidrig, sie rächen strafwürdig u. s. w. (160.) — Viele Leute glauben einen neuen Ruhm zu erlangen, wenn sie von Dingen sprechen, die nicht ihres Amtes und Berufs sind. (75.)

Die Beredsamkeit ist ein Werkzeug erfunden um den großen Haufen zu behandeln und zu bewegen; sie kommt, wie Arznei, nur in kranken Staaten zur Anwendung. (518.)

Es ist eine schöne und sehr löbliche Unternehmung zum Dienste unseres Glaubens, die natürlichen Werkzeuge zu gebrauchen, die uns Gott gegeben hat. Es giebt keine würdigere Beschäftigung eines Christen, als durch alle Gedanken und Forschungen, die Wahrheit unseres Glaubens zu begründen und zu verschönern. Der hauptsächlichste Beweis der Wahrheit desselben sollte unsere Tugend sein. (II, 189—190.)

Es ist eine übergroße Selbstliebe und Anmaßung, seine eigenen Meinungen so hoch zu schätzen, daß man (um sie durchzuführen) den öffentlichen Frieden umstoßen und unvermeidliche Uebel herbeiführen dürfe. Bürgerliche Kriege und Staatsumwälzungen, sind begleitet von einer entsetzlichen Verderbniß der Sitten, und ist es nicht eine schlechte Leitung so viel gewisse und bekannte Laster zu befördern, um zweifelhafte und bestrittene Irthümer zu bekämpfen? — Es scheint mir sehr ungerecht öffentliche und unbewegliche Verfassungen und Gewohnheiten, der Unbeständigkeit einer Privatfantasie zu unterwerfen. Die Ueberzeugung des Einzelnen, welche nur einen beschränkten Rechtsbezirk hat, unternimmt alsdann gegen göttliche Gesetze, was keine Obrigkeit gegen bürgerliche Gesetze dulden würde (I, 164, 166). — Es heißt: man dürfe sich, zur Vertheidigung der Religion gegen seinen König waffnen und empören; und doch dürfte man aus den verschiedenen Heeren kaum eine Compagnie zusammenbringen, welche lediglich für die Religion, die Gesetze, den König kämpfen. Woher kommt es daß wir in unseren bürgerlichen Unruhen so Wenige finden, welche bei demselben Willen und Gange beharren? Bald gehen sie langsam, bald mit zügel-

loser Eil; bald verderben sie die Sachen durch Heftigkeit und Rauhheit, bald durch Kälte, Weichlichkeit und Schwerfälligkeit. Ueberall entscheiden besondere und zufällige Rücksichten, und wir schieben das der Religion unter, was unseren Leidenschaften schmeichelt. Unsere Religion bezweckt die Ausrottung der Laster; statt dessen bedienen wir uns ihrer diese zu verdecken, zu nähren und aufzuregen. (II, 193.)

Das Lesen von Büchern ist nur eine matte und schwache Bewegung, die nicht erwärmt; wogegen das Gespräch auf einmal lehrt und übt. Verhandele ich mit einem starken Geiste, einem tüchtigen Kämpfer, der mich zur Seite, rechts und links drückt und sticht, so erwecken seine Gedanken, die meinen; Eifersucht, Ruhm, Streit, treiben und erheben mich, über mich selbst. Uebereinstimmung ist, für das Gespräch, eine langweilige Eigenschaft. Wie nun aber unser Geist sich stärkt durch den Verkehr mit kräftigen und geordneten Geistern; so ist kaum zu sagen wie viel er verliert und verdummt, durch steten Verkehr mit niedrigen und kränklichen Geistern. Keine Ansteckung verbreitet sich so wie diese. (III, 246.)

Die Ausgelassenheit der Zeit, wird sie zur Entschuldigung der schrecklichen Kühnheit hinreichen, daß ich die Gespräche Platons schleppend finde, und den eigentlichen Gegenstand erstickend? Ich beklage, wenn ein Mann, der so viel Besseres zu sagen hatte, so lange, eitele, vorbereitende Zwischenreden einschiebt. Auch mag meine Unwissenheit mich darüber entschuldigen, daß ich von der Schönheit seiner Sprache nichts sehe. (II, 145.)

Ich liebe die einfachen Chronisten und die großen Meister der Geschichtschreibung; nicht aber die mittelmäßigen, welche uns Alles vorkauen, einseitig urtheilen, oft das Beste verschweigen, oder nicht begreifen, und uns mit aufgeputzten Worten abspeisen. (II, 149.)

Guicciardini ist ein fleißiger, genauer Geschichtschreiber, unbestochen durch Haß, Gunst, oder Eitelkeit. Manche seiner eingeflochtenen Reden sind gut, andere entbehrlich, zu lang und schleppend. Auch habe ich bemerkt, daß von so vielen Personen

und Sachen, Rathschlägen und Bewegungen, die er beurtheilt, er auch gar Nichts bezieht und in Verbindung setzt mit Tugend, Religion und Gewissen; als wären diese in der Welt ganz erloschen. Von allen Handlungen (so schön sie an sich erscheinen), sucht er die Ursach in lasterhaften, oder eigennützigen Veranlassungen. Es ist unglaublich, daß unter der unendlichen Zahl von Handlungen die er beurtheilt, keine einzige in vernünftiger Weise zu Stande gekommen sey. (II, 154.)

Der wahre Zweck der Kleidung ist dem Körper in bequemer Weise zu nützen; darauf beruht ihre Anmuth und Wohlanständigkeit. Wozu dann die langen Schwänze von gefaltetem Sammet, welche von den Köpfen unserer Frauen herabhängen, wozu das buntscheckige Geschlepp und das eitele, unnütze Modell desjenigen Leibestheils, den wir mit Anstand nicht nennen dürfen, mit dem wir aber öffentlich Parade machen. (I, 160.) — Ich klage über die sonderbare Unbesonnenheit, sich durch die augenblickliche Mode locken und blenden zu lassen. Trägt man das Blankscheit zwischen den Brüsten, so fehlt es nicht an lebhaften Gründen, dies sey die rechte Stelle; rutscht es nach einiger Zeit hinab bis zu den Schenkeln, so macht man sich lustig über den früheren Gebrauch, findet ihn einfältig und unerträglich. Die neueste Mode läßt sogleich die ältere verdammen, und zwar mit so allgemeiner Uebereinstimmung, daß man glauben sollte, eine Art von Wahnsinn, habe den gesunden Menschenverstand umgekehrt. (I, 504). Gehn doch unsere Damen (statt den Leib, der Verdauung halber, warm zu halten) so zart und delikat sie sind, doch oft entr'ouvertes jusqu'au nombril! (II, 219.)[1])"

Montaigne ist ein so unbefangener und gewissenhafter Freund der Wahrheit, daß er gleichmäßig verschmäht die Pedanterie und Ziererei angeblicher Schicklichkeitsregeln, die schwülstige Darstellungsweise oberflächlicher Rhetoren, und den geputzten Anstand vornehmer, kalter Egoisten.

---

1) Vergleiche was Fenelon und Montesquieu hierüber sagen.

35.

Den Dichtern aus der Zeit Ludwigs XIV. pflegt man (da politische Redner damals unmöglich waren) mit gleichem Gewichte die Kanzelredner gegenüber zu stellen. Gewiß stehen diese den gleichzeitigen Kanzelrednern aller übrigen Völker voran; (Abraham a S. Clara gehört nicht in diese Reihe); doch würde sich um deswillen weder Ueberschätzung noch Vernachlässigung rechtfertigen lassen.

Bei ihrer Beurtheilung muß man billigerweise nicht vergessen, daß sie eben zur Zeit Ludwigs XIV. gehören, aus ihr hervorgehn, und diesen Charakter weder verläugnen können, noch wollen. Ferner ist der Umfang und Inhalt ihrer Reden, meist ein vorgeschriebener, also beschränkter, an dem sie festzuhalten gezwungen sind. Die eine Hälfte besteht nämlich aus Leichenpredigten auf Männer und Frauen von größerer, oder geringerer Bedeutung. Ein Panegyrikus wird aber nie das höchste Ziel freier Beredsamkeit erreichen, am wenigsten wenn der Gegenstand, wenn die Person keinen erheblichen Stoff darbietet. Künsteleien, Schmeicheleien, Uebertreibungen, falscher Schmuck, sollen alsdann die tiefer liegenden Mängel und Hindernisse verdecken, — fast immer ohne Erfolg.

Die zweite Hälfte jener kirchlichen Reden bezieht sich auf den Glauben; wo niemand tadeln darf, daß sie an dem katholischen festhalten und diesen zu verherrlichen suchen. Nur führt dies Bestreben leicht zu Unbilligkeiten gegen anders Gesinnte und das Credo verwandelt sich dann in eine Fessel, welche die Freiheit der Anschauung und Bewegung hemmt. Das so häufige lateinische Citiren der Kirchenväter stört die Form der Darstellung und der Scholasticismus der Glaubenslehren ist mit einer lebendigen Beredsamkeit nicht gut verträglich. Wie dem auch sey, so bleibt die Kanzelberedsamkeit, von der politischen eines Demosthenes und Cicero wesentlich verschieden.

Ungeachtet diese Bemerkungen sich auf alle jene Redner be-

ziehen, ist doch ihre Persönlichkeit von großem Gewicht, und führt zu wesentlichen, charakteristischen Verschiedenheiten. Beginnen wir mit Bossuet (1627—1704) so kann niemand läugnen die Kraft seines Geistes, umfassende Kenntnisse, unermüdliche Thätigkeit, Neigung zum Wirken und Herrschen, Macht seiner strömenden Rede und Begeisterung. — Diesen Vorzügen stehen aber auch wieder bedenkliche Schattenseiten gegenüber. Seine an der Bibel festhaltende Auffassung der Geschichte läßt ihn allerdings nicht in Flachheit, oder bittere Verzweiflung hinabsinken, verführt ihn aber sehr einseitig zu tyrannischen, selbst mit gemäßigter Freiheit unverträglichen Lehren[1]); und wenn sein, sonst kräftiger Wille nicht mit dem Ludwigs XIV. übereinstimmt, verfällt er in schwächliche, ja verdammliche Schmeichelei. Wo derlei Einschüchterung nicht stattfindet, steht Bossuet auf der Kanzel, mit der Würde und dem Anspruch eines Kirchenfürsten, dem sich die Gemeine ehrfurchtsvoll und gehorsam unterwerfen muß.

[Bouterwek VI, 263.
Eschenburg VIII, 2, 376, 558.]

In der hochgerühmten Leichenrede auf die Königin Henriette Marie von England, die Gemahlin Karls I., hat Bossuet mit eindringlicher Kraft ihre Schicksale erzählt, die Irthümer und Verbrechen der englischen Rebellion abschreckend dargelegt, und Cromwell in einer Weise gezeichnet, die von der jetzt meist gebräuchlichen sehr abweicht. Daß das Unrecht und die Irthümer der Stuarts nicht erörtert werden, ist durch Ort und Veranlassung entschuldigt, zu weit aber geht der Lobredner, wenn er weissagt: Die Tage des verblendeten Protestantismus seyen abgelaufen, und er führe zu Gleichgültigkeit und Atheismus. Dieser ist vielmehr in Frankreich, ohne Zuthun der Protestanten emporgewachsen.

In allen Reden Bossuets herrscht das rhetorische Pathos, was Anfangs blendenden Eindruck macht, allmählig aber er-

1) Ich übergehe seine Streitschriften.

müdet, schwülstig und unpassend erscheint; z. B. wenn er in einer Leichenrede einem unbedeutenden Hrn. Cornet zuruft: sortez, grand homme, de ce tombeau, aussi bien y êtes vous descendu trop tôt pour nous : sortez, dis-je, de ce tombeau, que vous avez choisi inutilement dans la place la plus obscure et la plus negligée de cette nef. — Aehnlich wenn er in Beziehung auf die Königin von England ausruft: Neuf voyages sur mer entrepris par une princesse, malgré les tempêtes; l'Océan étonné de se voir traversé tant de fois en des appareils si divers. — Als Bossuet in der Leichenrede auf die Prinzessin Henriette von England, verkündete: o nuit désastreuse! nuit effroyable! où rétentit tout à coup comme un éclat de tonnerre, cette étonnante nouvelle: Madame se meurt! Madame est morte! — so brach der ganze Hof in Thränen aus! Jetzt erscheinen diese Worte schwülstig, ja fast lächerlich! — Doch sagt Hr. Nourisson (Séances, LV, 82): on ne sçaurait même sans injustice préférer Demosthène ou Ciceron à Bossuet.

Hiegegen schreibt Voltaire: (44, 385) Bossuet enchasse continuellement des pierres fausses dans de l'or.

Viel härtere Vorwürfe verdient folgende Stelle aus der Lobrede für den Kanzler le Tellier, dem es zum höchsten Ruhme angerechnet wird, daß er die Aufhebung des Edikts von Nantes betrieb, und die Urkunde unterschrieb. Bossuet verkündet: «Messieurs, nos pères n'ont pas vu, comme nous, une hérésie invétérée tomber tout à coup, les troupeaux égarés revenir en foule, et nos églises trop étroites pour les reçevoir: leurs faux pasteurs les abandonner, sans même en attendre l'ordre, et heureux d'avoir à leur alléguer leur bannissement pour excuse: tout calme dans un si grand mouvement: l'univers étonné de voir, dans un évènement si nouveau, la marque la plus assurée, comme le plus bel usage de l'autorité, et le mérite du prince plus reconnu et plus révéré que son autorité même. Touchés de tant de merveilles, épanchons nos coeurs sur la piété de Louis: pous-

sons jusqu'au ciel nos acclamations, et disons à ce nouveau Constantin, à ce nouveau Théodose, à ce nouveau Marcien, à ce nouveau Charlemagne, ce que les six cent trente pères dirent autrefois dans le concile de Chalcedoine: Vous avez affermi la foi, vous avez exterminé les hérétiques; c'est le digne ouvrage de votre regne, c'en est le propre caractère. Par Vous l'hérésie n'est plus: Dieu seul a pu faire cette merveille. Roi du ciel conservez le roi de la terre: c'est le vœu des églises, c'est le voeu des evêques!»

Wie jemand der so kolossale Lügen, so gemeine Schmeicheleien mit anmaaslicher Zuversicht ausspricht, so barbarische, unchristliche Thaten lobpreiset; — wie der Anspruch machen kann auf den Namen eines großen Mannes, oder auch nur eines rechtlichen Charakters, ist schwer zu begreifen!

Flechier (1632—1710), von Natur weniger begabt, aber einfacher und milder als Bossuet, ließ sich doch verleiten, in seiner Leichenrede auf le Tellier mit Bossuet zu wetteifern. Er ruft aus: Quel spectacle s'ouvre ici à mes yeux, et où me conduit mon sujet! Je vois la droite du très-haut changer, ou du moins frapper les cœurs, rassembler les dispersions d'Israel, et couper cette haie fatale qui séparait depuis longtemps l'héritage de nos frères d'avec le nôtre. Je vois des enfans égarés revenir en foule au sein de leur mère; la justice et la verité détruire les œuvres de ténèbres et de mensonge; une nouvelle église se former dans l'enceinte de ce royaume, et l'hérésie née dans le concours de tant d'intérêts et d'intrigues, accrue par tant de factions et cabales, fortifiée par tant de guerres et de révoltes, tomber tout d'un coup comme une autre Jericho, au bruit des trompettes évangeliques et de la puissance souveraine qui l'invite, ou qui le menace. — Je vois la sagesse et la piété du Prince, excitant les uns par ses pieuses libéralités, attirant les autres par les marques de sa bienveillance, relevant sa douceur par sa majesté, modérant la sévérité de ses édits, par sa clémence; aimant ses sujets et haïssant

leurs erreurs; ramenant les uns à la verité par la persuasion, les autres à la charité par la crainte; toujours Roi par autorité; et toujours père par tendresse!»

[Bouterwek VI, 297, 303.
Eschenburg VIII, 2, 562.]

So die religiöse Beredsamkeit. Als Flechier in der Leichenrede auf Turenne, dessen höchstes Verdienst im Uebertritte zum Katholicismus gefunden hatte, fügt er in Hinsicht auf den ungerechten Krieg Ludwigs XIV. gegen Holland hinzu: le Roi justement irrité alla porter la guerre au milieu des états d'une République injuste et ingrate, et fit sentir la force de ses armes à ceux qui méprisaient ses bienfaits, et qui voulaient s'opposer à sa gloire. — So ein Bruchstück wahrheitsliebender, politischer Beredsamkeit!!

Zu Vorwürfen ähnlicher Art, giebt **Massillon** (1663—1741) keine Veranlassung. Er setzt sich nicht auf einen bischöflichen Prachtsessel, sondern spricht mit kühner Wahrheitsliebe zu den Königen und zu seiner Gemeine in gutem, lehrreichen Predigertone, obwohl dieser leicht in breite und trockene Allgemeinheiten, oder in strenge Zurechtweisungen führt. Ich gebe zwei Proben.

[Bouterwek VI, 304.
Eschenburg VIII, 2, 575.]

1) Le pécheur, plus il aime le monde, plus il est malheureux: car plus il aime le monde, plus ses passions se multiplient, plus ses désirs s'allument, plus ses projets s'embarassent, plus ses inquiétudes s'aigrissent: Son amour fait tout ses malheurs: sa vivacité est la fourrées de toutes ses peines, parceque le monde qui en fait le sujet, ne peut jamais lui en offrir le remède. Plus il aime le monde, plus son orgueil est blessé d'une préférence, plus sa fierté sent une injure, plus un projet déconcerté le confond, plus un désir contredit l'afflige, plus un perte inopinée l'accable. Plus il aime le monde, plus les plaisirs lui deviennent nécessaires, et comme aucun ne peut remplir l'immensité de

son coeur, plus son ennui devient insupportable: car l'ennui est le retour de tous les plaisirs; et avec tous ses amusemens, le monde depuis qu'il est monde, se plaint qu'il s'ennuye! (S. 35.)

2) Tous les préceptes de l'Évangile demandent de la force; et si vous n'en avez pas assez pour soutenir avec soumission les croix, dont il plait au Seigneur de vous affliger, Vous n'en avez pas assez non plus pour l'observance des autres devoirs que la doctrine de Jesus-Christ Vous prescrit. Il faut de la force pour pardonner une injure, pour dire du bien de ceux qui nous calomnient; pour cacher les défauts de ceux qui veulent même flétrir nos vertus. Il faut de la force pour fuir un monde qui nous plait; pour s'arracher à des plaisirs, où tous nos penchans nous entrainent, pour résister à des exemples que la foule autorise, et dont l'usage a presque fait des lois. Il faut de la force pour user chrétiennement de la prosperité, pour être humble dans l'élévation, mortifié dans l'abondance, pauvre de coeur au milieu des biens périssables, détaché de tout lorsqu'on possède tout, plein de désirs pour le ciel au milieu de tous les plaisirs et de toutes félicités de la terre. Il faut de la force pour se vaincre soi même, pour réprimer un désir qui s'élève, pour étouffer un sentiment qui plait, pour ramener sans cesse à la regle, un coeur qui s'en écarte sans cesse. (178.)

36.

In Bourdaloue (1632—1704) ist keine Spur von selbstgefälliger Eitelkeit, von rhetorischem Pomp, von aufgebauschten Redensarten. Er denkt nie an sich und an äußerlichen Effekt, sondern ist und bleibt lediglich bei der Sache. Aber eben dadurch wirkt er edler, innerlicher, eindringlicher. Statt praktische Gegenstände zu vermeiden, sucht er dieselben auf, und behandelt sie so verständig und zugleich so christlich, daß er hiedurch seiner

Gemeine gewiß sehr nützte, und noch jetzt mehr anzieht, als Andere durch hochgerühmte Kunststücke. Allerdings blieb auch ihm der katholisch-dogmatische Standpunkt, der Mittelpunkt seiner Predigten; doch fehlt es, neben der natürlich hier sich anreihenden Strenge, nicht an Milde und Billigkeit. Ich gebe hiefür mehrere Beweise.

[Eschenburg VIII, 2, 551.]

1) Von dem erzwungenen Eintritt in ein Kloster. (I, 21.)

Die Ausstattung dieser Tochter würde zuviel kosten; deshalb müssen wir sie in ein Kloster unterbringen. — Sie ist aber für diese Lebensart nicht geeignet. — Sie muß es seyn, weil sich keine andere Auskunft (parti) für sie findet. — Aber unter diesen Verhältnissen will sie Gott nicht. — Man muß voraussetzen daß er sie will, und handeln als wenn er sie wollte. — Sie giebt aber kein Zeichen für diesen Beruf. — Es erweisen ihn die jetzigen Verhältnisse und die Nothwendigkeit. — Sie gesteht aber selbst es fehle ihr dieser Zug der Gnade. — Sie wird mit der Zeit kommen, wenn sie am gehörigen Ort ist sie zu empfangen. — So führt man dieses Opfer in den Tempel, Hände und Füße gebunden; ich meine mit erzwungenem Willen, der Mund stumm vor Furcht und aus Achtung eines sonst geehrten Vaters. Mit einer Feierlichkeit, glänzend für die Zuschauer, aber ertödtend für die Hauptperson, führt man sie zum Priester und bringt sie dar als ein Opfer, das weit entfernt Gott zu verherrlichen und ihm zu gefallen, in seinen Augen verdammlich ist und seine Rache hervorruft.

2) Heirath und Ehe. (I, 73, 83, 89.)

Die Ehe, welche die Einigkeit und das Glück der Familien gründen und ihre festeste Stütze seyn sollte, diese Genossenschaft welche Mann und Frau als eins der schätzbarsten Güter erhalten sollten, sie ist nur zu oft ausgesetzt den Abneigungen, Zwistigkeiten, ja den anstößigsten Ereignissen! Und warum? Weil

weder der Eine, noch der Andere zu ihrer Erhaltung beitragen will. Die Frau ist eigensinnig, hartnäckig, aufs Höchste von ihrer Person eingenommen; sie liebt Spiel, Ausgaben, eitelen Putz, Gesellschaft und weltlichen Zeitvertreib. Der Mann ist gebieterisch, eifersüchtig, verdrießlich, liebt Vergnügungen und Ausschweifungen. Und weil Keiner das Geringste thun will alle diese Uebel zu beseitigen, so folgen wechselseitige Klagen und bittere Vorwürfe. Ja der Widerwille steigert sich, bis zu dem Beschlusse einer Trennung welche menschliche Gesetze erlauben, das göttliche Gesetz aber keineswegs immer billigt. Diese jetzt so häufigen Scheidungen, die Schmach unseres Jahrhunderts, führen fast immer zum Untergang der, sonst aufs Beste gegründeten Häuser.

Unter allen Lebensverhältnissen sollte die Verheirathung am meisten von unserer freien Wahl abhangen, und ist es am wenigsten. Sie verloben sich, und wissen nicht mit wem. Denn Sie kennen fast nie Geist, Naturel und Eigenschaften der Person mit welcher Sie eine so enge Verbindung eingehn wollen; Sie erfahren erst davon, wenn es zu spät ist zurückzutreten. Wirbt ein junger Mann um Sie, so zeigt er sich überall gefällig, scheinbar milde, gemäßigt, tugendhaft; sobald aber der Bund geschlossen, werden Sie erfahren was er wirklich ist. Der erheuchelten Milde folgt Heftigkeit und Zorn, der angeblichen Mäßigung, Ungestüm, der scheinbaren Tugend, ungebührliche Ausschweifungen. — Dies junge Mädchen hat noch kein Unterkommen und Sie erscheinen ihr als ein annehmlicher Bewerber. Daher weiß sie sich zu benehmen und zu verstellen. Sobald sie aber nicht mehr nöthig hat viel Rücksicht zu nehmen, um Ihnen zu gefallen, kommt zum Vorschein, Eigensinn, Wunderlichkeit, Stolz und Hartnäckigkeit. Daher sagt Salomo: Reichthümer erhalten wir von unseren Aeltern, eine lobenswerthe Frau aber von Gott.

Hat sich jemand selbst verblendet in die Fesseln begeben, so läßt ihn Gott die Last tragen. Das heißt, und Sie wissen es nur zu gut, er läßt Sie ertragen allen Eigensinn eines wunder-

lichen Mannes, allen Stolz eines gebieterischen Mannes, allen Ungestüm eines heftigen Mannes, alles Sparen eines geizigen Mannes, alle Ausgaben eines verschwenderischen Mannes, alle Zurücksetzung eines gleichgültigen Mannes, alle thörichten und erfundenen Einbildungen eines eifersüchtigen Mannes. Gott gestattet daß Sie selbst (statt in Geduld und weisem Benehmen, die Mittel gegen derlei Uebel zu suchen) dieselben vermehren, daß Sie werden eine eitele Frau, eine unvorsichtige Frau, eine weltlich zerstreute Frau, eine eigensinnige und hartnäckige Frau; Sie selbst werden haben wechselnde Stimmungen, Unbeständigkeiten, Verdrießlichkeiten, Stolz, Zorn; so daß Einer wie der Andere nur dazu wirken das Feuer der Zwietracht anzufachen und immer unglücklicher zu werden!

3) Müßiggang und weltliches Treiben. (I, 349.)

Wir sehen, in der Verwirrung unseres Jahrhunderts, täglich Weltmenschen, deren Kreis durch eine erbärmliche Gewohnheit beschränkt ist auf Vergnügen, oder Langeweile, die ihr Leben hinbringen mit eitelem Zeitvertreib: sie erfragen was man sagt, horchen was man thut, laufen ins Schauspiel, ergötzen sich in Gesellschaften, rühmen sich dessen was sie nicht sind, spotten über Alles, ohne jemals etwas Tüchtiges zu sagen, oder zu thun. So kommt ein Christ dahin, daß das Spiel seine gewöhnliche und stete Beschäftigung ist; nicht zur Erholung, sondern wie ein Beruf dem er sich widmet: er lebt nur um zu spielen!

Eine, das Christenthum bekennende, Frau, ist nur mit ihrem Aeußern beschäftigt, hat nichts zu thun als sich im Spiegel zu sehen, neue Moden zu erkunden, ihren Leib zu putzen. Während sie eigene Pflichten vernachlässigt, ist sie stets bereit sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, sie weiß nichts und spricht von Allem, ununterrichtet, spielt sie die Anmaasliche, glaubt allen gerechten Anforderungen zu genügen wenn sie unnütz von Besuch zu Besuch läuft, mit tausend eitelen Briefen überflüssige, ja selbst verdächtige und gefährliche Verbindungen anknüpft, und

in der Todesstunde nur wird sagen können: ich habe die Welt gesehn, ich habe mich in ihr umhergetrieben.

4) Die Ergötzlichkeiten (divertissemens) der Welt. (II, 67, 79, 80, 83, 84.)

Ohne die Strenge der Vorschriften Christi mildern zu wollen, kann, ja muß ich einräumen, daß es unschuldige Erholungen, ehrbare (und also auch nach dem Evangelium erlaubte) Ergötzlichkeiten giebt. Sie sind aber selten, während die verdammlichen sich in großer Zahl vorfinden, und zwar ihrer Natur nach, oder ihres übermäßigen Umfangs, oder ihrer Folgen halber. Es giebt Leute, welche nur darauf ausgehn zu scheinen, sich bemerkbar zu machen, und die Langeweile zu vertreiben welche sie ergreift, sobald ihnen Zeitvertreib fehlt und sie sich außerhalb ihrer Bagatellen befinden.

Zu dem verwerflichen Zeitvertreib muß ich noch zählen, die fabelhaften und romanhaften Geschichten, deren Lesung eine Beschäftigung für den Müßiggang unseres Jahrhunderts ist, und großes Uebel, erzeugt. Sie sind die gewöhnliche Unterhaltung junger Leute und eiteler Geister. Man verbringt viele Stunden sich mit chimerischen Gedanken zu nähren, füllt das Gedächtniß mit erfundenen Thatsachen und Intrigen, man giebt sich Mühe die glänzendsten Züge zu behalten, und wenn man alle weiß, weiß man nichts. — Diese verpesteten Bücher (und dies ist das Schlimmste) verderben die Reinheit des Herzens und einflößen der Seele ein feines Gift, welches eben deshalb doppelt gefährlich ist.

Die Liebe wird kunstgemäß und nach Regeln behandelt, sie ist die überall herrschende Leidenschaft: alle Schwächen, Heftigkeiten, Ausschweifungen der Liebe werden vorgeführt, man sieht nichts als Grundsätze, Versicherungen, Kunststücke und Ränke der Liebe; die größten Interessen der Menschheit, Ehre und Ruhm werden der Liebe geopfert. Einem so vernarrten Manne ist diese Romanenliebe, seine einzige Beschäftigung, sein Leben, sein Gegenstand, sein Zweck, seine Seligkeit, sein Gott. — Die

Liebe ist nicht die ächte, welche den Menschen seiner Sinne und Vernunft beraubt, alle anderen Gedanken vernichtet, alle anderen Pflichten beseitigt, und auf Kosten des Schöpfers, Götzendienst treibt mit dem Geschöpfe. Dürft ihr die Liebe ächt nennen, welche einen Menschen vergessen läßt die heiligsten Pflichten der Natur, des Vaterlandes, der Gerechtigkeit, der Ehre, der heiligern Liebe? (de la charité.)

5) Sorge für die Dienstboten. (II, 17, 20, 52.)

Ein rechter Herr soll seinen Dienstboten ein gutes Beispiel geben, für ihren Unterricht (zunächst im Christenthum) sorgen, und, nöthigen Falls, sie zurechtweisen. — Welche Eindrücke empfangen die meist schwachen, knechtischen, unerzogenen Personen, die Eure Häuser füllen, wenn sie stete Zeugen sind dessen was ihr sprecht und thut? Wenn sie sehen daß ihr verdächtige Orte besucht; wenn sie in eure abscheulichen Geheimnisse eingeweiht werden, eure zügellosen Reden und gottlosen Grundsätze vernehmen, die Schmähungen, womit ihr eure Nebenmenschen zerreißet, die Gräuel die ihr in Zorneseifer aussprecht! Frei von allen diesen Lastern betraten sie euer Haus, angesteckt von allen werden sie es verlassen.

Ich will eure Klagen über die Dienstboten als gegründet betrachten, ist aber häufiger Wechsel derselben das rechte Besserungsmittel? In manchen Häusern wird heute einer angenommen, morgen fortgeschickt, eine stete Ebbe und Fluth von Kommenden und Gehenden, eine Scene welche Andere bemerken und darüber räsonniren. Hiedurch ladet man auf sich den Schein des Leichtsinns und der Unbeständigkeit, und während man sich von einem Uebel befreien will, zieht man sich eins zu, was wohl noch schlimmer ist, als das erste. Das große Geheimniß und das sicherste Besserungsmittel ist, den Dienstboten das rechte Christenthum beizubringen.

6) Der Glaube und die Werke. (I, 112, 115, 142, 147; II, 391.)

Die Meinung, oder vielmehr der Irthum der Ketzer unseres Jahrhunderts, ist: daß der Glaube uns allein vor Gott rechtfertige und daß die guten Werke (so vollkommen sie auch seyn mögen) nichts zur Seligkeit beitrügen; daß ein ewiges Leben uns nicht als Belohnung, sondern als ein einfaches Erbtheil zu Theil werde, welches wir nicht verdienen können, sondern welches wir (ohne irgend ein Anrecht) in Besitz nehmen. Ich kann nicht gerettet werden, noch auf Gottes Belohnungen Anspruch machen, als durch das Verdienst guter Werke; aber ich muß auch anerkennen, daß meine guten Werke vor Gott nur Verdienst haben können, durch den Glauben. So lange wir ein verderbtes Leben führen, thun wir dem Glauben Gewalt an, und halten ihn in Unterwürfigkeit und Sklaverei. Gute Werke beleben den Glauben, ohne dieselben ist er todt. Nichts führt so schnell zu Untreue und Ausschweifungen des Glaubens, als Ausschweifungen des Wandels.

Ich kann über den Glauben eines Menschen nur urtheilen durch seine guten Werke; wer diese aufgiebt, läßt mich befürchten daß er auch den Glauben einbüßen werde; und wer diesen verloren hat, kann nur hoffen ihn durch gute Werke wieder zu gewinnen.

7) Wahre und falsche Frömmigkeit. (II, 441, 445.)

Eure Frömmigkeit bezieht sich nur auf gewisse Ceremonien und Gewohnheiten, während ihr vergeßt die Hauptpflichten der Gerechtigkeit, Liebe und Mildthätigkeit. Das Gesetz befiehlt euch, in euren Urtheilen billig zu seyn, und alle Tage laßt ihr euch die schreiendsten Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Das Gesetz empfiehlt in Gesellschaft und Verkehr treu und aufrichtig zu seyn, und ihr seyd voll von Kunststücken und Verstellung. Das Gesetz verlangt Liebe, Geduld und Milde gegen

den Nächsten, und ihr zeigt eine übertriebene Strenge, ihr fahrt auf um geringer Dinge willen, und kennt kein Mitleid für menschliche Schwäche.

Manche Frau ist die erste in allen heiligen Versammlungen, ergiebt sich nachdenklichen Forschungen, strebt nach der höchsten Staffel des Gebets; sie würde sich nicht verzeihen von einer gewissen Methode, die sie sich zur unveränderlichen Regel gemacht hat, auch nur einmal abzuweichen: geschieht es aber, daß man ihr einst widerspricht, so findet man sie stolz, hochmüthig, ungeduldig, verdrießlich. Nach einer Seite hin macht sie ihr regelmäßiges Leben und ihre pünktliche Tugend geltend, um nach der anderen Freiheit zu haben Alles zu thun was ihr gefällt und wie es ihr gefällt. Sucht das Innere ihrer Wirthschaft kennen zu lernen und wie sie sich da benimmt. Sie zeigt weder Gefälligkeit für den Mann, noch Anhänglichkeit an die Kinder, noch Wachsamkeit hinsichtlich des Gesindes. Jeder leidet durch ihre Grillen, jedem macht sie Verdruß. Wenn sie einen Theil des Tages vor den Altären zugebracht und gewissen Ceremonien beigewohnt hat, so kümmert es sie nicht wenn das Hauswesen darüber zu Grunde geht.

8) Gebete. (II, 224.)

Eitele Gebete nenne ich diejenigen, welche keinen Fehler verbessern, und keine praktischen Folgen haben. Sie entstehen eben aus Eitelkeit und beharren dabei, um eine Sonderbarkeit geltend zu machen. Sie reden von Ruhe und Stille um ihren Müßiggang zu beschönigen.

9) Christliche Strenge. (II, 352, 356, 379.)

Es giebt eine übermäßige Strenge, welche den Regeln des Glaubens widerspricht, und deren Folgen nicht minder zu fürchten sind, als die der Schlafheit. Hat diese falsche Strenge nicht im Ablaufe der Jahrhunderte gar viele Ketzereien erzeugt? Uebertriebene Schlafheit widerspricht den Vorschriften des Evangeliums so offenbar, daß alle rechtlichen Leute sie bekämpfen;

jene Strenge dagegen gewinnt ein, nicht leicht umzustoßendes Ansehn, besonders bei wohlgesinnten, aber allzu einfachen Personen. Mancher ist streng, dem es im Innern an aller Milde fehlt und der keine Gelegenheit vorbeiläßt seine Nebenmenschen herabzusetzen, sich aber prahlerisch und sonderbar hervorzustellen.

10) Die Wahrheit. (II, 126, 145, 155, 161.)

Nichts sollen wir mehr ehren, als die Wahrheit, welche uns zurechtweiset, nichts mehr fürchten, als die Wahrheit welche uns schmeichelt. Was sind denn die meisten, im Style der Welt ausgesprochenen Lobeserhebungen? Höfliche Lügen, dienstwillige Uebertreibungen, Zeugnisse einer anscheinenden Achtung, welche aber nicht aus Kopf, oder Herzen kommen, Betrügereien hervorgerufen durch eine falsche Schicklichkeit, oder eine niedrige Gefälligkeit, oder durch knechtischen Eigennutz. Man sagt das von uns, was wir nicht sind, sondern seyn sollten; und wir verfallen mit einer beklagenswerthen Leichtigkeit in die uns gestellten Schlingen, und glauben das zu seyn, was die Schmeichelei verkündet. Bloße Complimente, Höflichkeiten, halten wir für buchstäbliche Wahrheiten; ja wenn man unsere Leidenschaften und Laster rühmt, betrachten wir sie wie Tugenden.

Dient doch jetzt täglich (es ist eine Schmach) die evangelische Kanzel, zum Schauplatz der weltlichsten Eitelkeiten. Statt der christlichen Reden, welche man sonst bei Begräbnissen zur Erbauung der Lebenden hielt, entwirft man Lobreden, einen Panegyrikus und unternimmt es Todte heilig zu sprechen. Ihr wißt daß man die feigsten (laches) ohne Unterscheidung in Helden verwandelt, die kleinsten Geister in seltene Genien, und (was noch unwürdiger ist) die Sünder in Fromme und Heilige. —

Ich glaube, diese Beispiele erweisen genügend Bourdaloues scharfe Beobachtungsgabe, die Lebendigkeit seiner Darstellung, den Adel und die Unabhängigkeit seiner Gesinnung und, neben christlicher Strenge auch christliche Milde und Mißbilligung wilder Verfolgungssucht, sowie gemeiner, unwürdiger Schmeichelei.

37.

Es können kaum zwei Menschen verschiedener seyn als der Herzog von Rochefoucauld (1613—1680) und Blaise Pascal, in Hinsicht auf Herkunft, Lebensweise, Thätigkeit, Neigungen, Ueberzeugungen, Weltansicht u. s. w.; und nur in einer Beziehung findet sich eine große Aehnlichkeit. Denn obgleich Geist und Inhalt ihrer Werke ganz entgegengesetzt ist, haben doch beide ihre Gedanken in kurzen scharfen Sprüchen dargelegt und gezeigt daß man diese Form für das Verschiedenartigste gebrauchen kann. Weit die meisten Ansprüche Rochefoucaulds sind nur Variationen eines, überall durchklingenden Themas: daß nämlich Eigennutz und Eigenliebe die Einzelnen und das ganze menschliche Geschlecht beherrsche. Manche einzelne Beobachtungen und Erfahrungen haben als solche ihren Werth; aber aller Witz und Scharfsinn reicht nicht hin, sie in allgemeine Wahrheiten zu verwandeln. Die scheinbare, glänzende Mannigfaltigkeit, kann das Einfarbige, Aermliche und Falsche der gesammten Weltansicht nicht verdecken. Rochefoucauld war wohl besser als seine Lehre; (gleichwie Epikur); aber diese wird verführerisch für oberflächliche und anbrüchige Leser, welche meinen es sey rathsam und am klügsten in dieser schlechten Welt, den angerühmten Weg ebenfalls zu betreten und (nach dem Sprichworte) mit den Wölfen zu heulen. Solch allgemeiner, bitterer Tadel, ist fast ebenso nachtheilig in seiner Wirkung, als süßliche Schmeichelei. Die nachstehenden, ausgewählten Proben, werden hoffentlich diese Behauptungen bestätigen.

[Bouterwek VI, 256.]

„Wir haben Alle Kraft genug die Leiden Anderer zu ertragen. — Die Standhaftigkeit der Weisen besteht nur in der Kunst ihre Aufregung in sich zu verschließen. — Große Eitelkeit abgerechnet, sind die Helden beschaffen wie andere Menschen. — Der Eigennutz spielt alle Personen, redet alle Sprachen, selbst die des Uneigennützigen. — Man ist nie so glücklich, oder

so unglücklich, wie man sich einbildet. — Haß gegen Günstlinge ist nichts anders als Liebe der Gunst. — Man findet Frauen die niemals Galanterien hatten, aber selten eine, die nur eine hatte. — Die Liebe der Gerechtigkeit ist bei den mehresten Menschen nur Furcht Ungerechtes zu erleiden. — Das was die Menschen Freundschaft genannt haben, ist nur eine gegenseitige Berücksichtigung von Interessen, ein Austausch guter Dienstleistungen; es ist, mit einem Worte, nur ein Verkehr wo unsere Eigenliebe stets bezweckt etwas zu gewinnen. — Die Greise geben gern gute Lehren, um sich darüber zu trösten daß sie nicht mehr im Stande sind böse Beispiele zu geben. — Je mehr man eine Geliebte (maitresse) liebt, desto näher ist man sie zu hassen. — Man thut oft Gutes, um ungestraft Böses thun zu können. — Man lobt in der Regel nur um gelobt zu werden. — Unsere Reue ist nicht sowohl ein Schmerz daß wir Böses gethan haben, als Furcht daß es uns widerfahren könnte. — Die Ehrbarkeit der Frauen ist oft nur Liebe ihres Rufs und ihrer Ruhe. — In den Widerwärtigkeiten unserer besten Freunde, finden wir etwas, das uns nicht mißfällt. — Die Höflichkeit ist der Wunsch höflich behandelt und für höflich gehalten zu werden. — Die Dankbarkeit ist bei den meisten Menschen nur eine starke und geheime Begier, größere Wohlthaten zu empfangen. — Wenn sich Liebende untereinander nicht langweilen, so kommt dies daher daß sie stets von sich sprechen. — Wir gestehen kleine Fehler nur um zu überzeugen daß wir keine großen haben. — Wir loben von Herzen gewöhnlich nur diejenigen, welche uns bewundern. — Es giebt wenig ehrbare Frauen, welche dieses Berufs nicht überdrüssig wären. — Nichts hindert so sehr natürlich zu seyn, als die Begierde es zu scheinen. — Es giebt wenig Frauen deren Verdienst länger dauert, als ihre Schönheit. — Nichts ist seltener als wahre Güte; selbst diejenigen, welche sie zu besitzen wähnen, haben gewöhnlich nur Gefälligkeit und Schwäche."

38.

Blaise Pascal (1623—1663) vereinte auf höchst seltene Weise mathematische, physikalische, philosophische und theologische Kenntnisse, und besaß eine Abrundung, Klarheit und Kraft der Darstellung, welche von edlen Ueberzeugungen unterstützt, über alle rhetorischen Kunststücke hinausreicht. Seine, gegen die zweideutige, laxe Sittenlehre der Jesuiten gerichteten, damals sehr wirksamen lettres provinciales, bleiben (nachdem der Gegenstand an Interesse verloren), noch immer durch Sprache und Form anziehend. Daß der Jansenismus, zu dem sich Pascal bekannte, auch seine Einseitigkeiten und Schattenseiten hat, ist hier nicht zu erörtern; zur Charakteristik des würdigen Mannes werden aber nachstehende Mittheilungen aus seinen pensées sur la religion, in belehrender Weise dienen.[1])

[Bouterwek VI, 248.]

„Manche Leute glauben genug zu thun, wenn sie einige Stunden zum Lesen des Evangeliums verwenden, oder einen Geistlichen über die Wahrheiten des Glaubens befragen. Nachher rühmen sie sich ohne Erfolg in Büchern und bei Menschen geforscht zu haben. Diese Nachlässigkeit ist unerträglich; denn es handelt sich nicht von dem leichten Interesse eines Fremden, sondern von uns selbst, von unserem Alles. — Der Tod bedroht uns in jedem Augenblick um uns zu versetzen in ewiges Glück, Unglück, oder Vernichtung. — Gleichgültigkeit gegen die schrecklichsten Dinge, in einem für das Geringste empfindlichen Herzen, ist eine unbegreifliche Verzauberung, eine unnatürliche Schlaftrunkenheit. — Wäre die Gewißheit nach dem Tode anheimzufallen dem Nichts, nicht vielmehr ein Gegenstand der Verzweiflung, als der Eitelkeit. Ist es nicht eine unbegreifliche Thorheit sich zu rühmen daß man in Zweifeln befangen sey?

---

1) Siehe eine anziehende Gegeneinanderstellung des Diogenes und Pascal, in Humes essays III, 419.

— Es zeigt eine sonderbare Geistesschwäche nicht zu erkennen, welch Unglück es ist ohne Gott zu seyn. — Nur zwei Arten von Menschen kann man vernünftig nennen, die welche Gott von ganzem Herzen dienen, weil sie ihn kennen, und die welche ihn von ganzem Herzen suchen, weil sie ihn noch nicht kennen. — Nur die christliche Religion ist ausreichend für die Gebildeten und für das Volk; sie erhebt dieses, und demüthigt jene. — Es ist gleich gefährlich für den Menschen nur Gott zu kennen, aber nicht sein eigenes Elend; oder nur dieses, und nicht den heilenden Erlöser. — Allein die christliche Religion lehrt daß Demuth sich mit den anderen Tugenden verträgt; ohne jene, sind diese nur Fehler und Laster. — Das Christenthum schützt gleichmäßig gegen Stolz und Verzweiflung. — Niemand ist so vernünftig, so tugendhaft, so liebenswürdig wie ein wahrer Christ. — Der letzte Fortschritt der Vernunft ist einzusehn, daß unendlich viele Dinge über sie hinausgehn. — Es bleibt nothwendig zu wissen wo man zweifeln, behaupten, oder sich unterwerfen soll. —

Frömmigkeit bis zum Aberglauben treiben, heißt sie zerstören. — Zwei Abwege sind gleich gefährlich; die Vernunft ausschließen, und sie allein zulassen. — Nicht Alles läßt sich beweisen. Es giebt einen Glauben der Gewohnheit, welcher ohne Gründe, Gewalt und Kunst uns überzeugt. — Der Mensch ist offenbar zum Denken geschaffen; hier liegt seine ganze Würde, sein ganzes Verdienst. Das Denken soll beginnen bei sich, seinem Zweck, seinem Schöpfer; statt dessen denken die Meisten nur daran sich zu belustigen, reich oder berühmt zu werden. — Gäbe es nirgends Dunkelheit, so würde der Mensch seine Verderbniß nicht begreifen; gäbe es kein Licht, so würde er auf keine Hülfe hoffen. — Die Natur widerlegt (confond) die Pyrrhonisten[1]), und die Vernunft beschämt die Dogmatiker. — Um den Krieg zwischen den Leidenschaften und der Vernunft zu beseitigen und Frieden zu stiften, wollten die Einen ganz den

1) Skeptiker, Zweifler.

ersten entsagen und Götter werden; die andern wollten der Vernunft entsagen und zu den Thieren hinabsinken. Beides ist unnatürlich, unmöglich. Wir haben eine Ohnmacht zu beweisen, unüberwindlich für jeden Dogmatismus; wir haben eine Idee der Wahrheit unüberwindlich für jeden Pyrrhonismus. — Das Wesen der Menschen ist gleich entfernt vom Nichts, und vom Unendlichen. — Strebt gut zu denken, das ist die Grundlage der Moral. — Es bleibt gefährlich dem Menschen zu sehr zu zeigen wie sehr er den Thieren gleich ist, ohne ihm seine Größe zu zeigen. Ebenso soll man ihm nicht zu sehr seine Größe, ohne seine Niedrigkeit sehen lassen. — Das Wichtigste im Leben ist die Wahl eines Berufs. Oft entscheidet der Zufall. — Nur die Gegenwart ist wahrhaft uns eigen. — Die Zeit ertödtet Kummer und Streitigkeiten, weil man sich ändert und gleichsam eine andere Person wird. — Der Mensch ist weder ein Engel, noch ein Thier; wer einen Engel vorstellen will, sinkt zum Thiere. — Der Mensch bleibt sich selbst der wunderbarste Gegenstand: denn er kann nicht begreifen was ein Körper, und noch weniger was ein Geist ist; am wenigsten wie beide vereint seyn können."

Ich habe in diese kurzen Auszüge nichts von den einseitigen schroffen Lehren der Jansenisten aufgenommen, welche leidenschaftlich bestritten und verfolgt wurden. Ebenso wenig will ich abschreiben, was sich über Pascals zum Theil sonderbare Persönlichkeit, in allen Geschichten der Litteratur erzählt findet.[1])

39.

Die Neigung, sich in Lob, oder Tadel auszusprechen, liegt so sehr in der menschlichen Natur, daß sich selbst bei ungebil-

---

1) Goethes Behauptung, daß Pascal und seine Schule, der Moralität und Religion großen Schaden gebracht. Recension von Struensees Bekehrung, Werke 33, S. 89. Ich erinnere an die vorgeblichen Wunder des abbé Paris.

deten Völkern Grundzüge dessen finden, woraus sich bei gebildeten die sogenannten Satiren (oder Satyren) entwickelt haben. Obgleich man diesen Namen allmählig vorzugsweise nur gewissen, bestimmten Werken beigelegt, ist das Satirische doch in den mannigfachsten Formen und mit sehr verschiedenem Inhalte hervorgetreten. Schon deshalb kann das Urtheil über Werth und Unwerth keineswegs gleichlauten, indessen stellt man in der Regel die Satiriker als Männer dar, welche die Sittlichkeit löblich beförderten. Wäre diese Ansicht auch richtiger als sie ist, so wird doch eine Schrift dadurch kein poetisches Kunstwerk daß sie sittliche Grundsätze anpreiset und Unsittliches tadelt; sonst gehörten unzählige Bücher hieher, die von wahrer Poesie weit abliegen.

In der Satire herrscht überall der Tadel vor, zeigt sich aber keineswegs in gleicher Weise: bisweilen ist er heiter, lächelnd, ohne Bitterkeit und Zorn; dann übermüthig von oben herabschauend, übertrieben, grob, boßhaft, verläumderisch, — so daß manche Sittenrichter selbst strenge Zurechtweisung verdienen. Steter Tadel, ohne Milde bessert nicht, und des bitteren Menschenfeindes Beurtheilung des Menschen, ist weder billig, noch wahr. Mithin liegen auf dem Wege des Satirikers viele Gefahren für die gute Sache, und durch Rückschlag für ihn selbst. Das letzte haben Manche durch Unverständlichkeit ihrer Werke zu vermeiden, oder doch zu verringern gesucht; der hiedurch entstehende Schaden ist aber oft größer, als der bezweckte Gewinn. Selbst die vorzüglichsten Satiren können sich nicht über einen untergeordneten Kreis der Dichtung erheben; ihre höchste Verklärung findet sich erst im Lustspiel, oder im Roman.

Unter den alten, auf uns gekommenen Satiren, sind die des Horaz die heitersten, humansten; die Dunkelheiten des Persius können nur Wenigen behagen, und Juvenals Malereien (schwarz in schwarz und mit Anhäufung unsittlicher, widerwärtiger Thatsachen) bedürfen selbst einer sittlichen und poetischen Reinigung.

In der französischen Litteratur tritt uns zuerst Rabelais (1483—1553) Gargantua und Pantagruel entgegen; von Vielen

in den Himmel erhoben, als geistreich, kühn, witzig, mannigfaltig, eigenthümlich; von Anderen so sehr herabgesetzt, daß z. B. Voltaire sagte: man kann den ganzen Verstand und Witz Rabelais auf drei Seiten zusammenfassen; der Rest des Werks ist eine Masse unzusammenhängender Abgeschmacktheiten. — Mag auch dies Urtheil das Gute im Rabelais auf ein zu kleines Maaß hinabdrücken, so bleiben doch der gerechten Einreden nur zu viele übrig. Gegenstände des Spottes sind überall leicht aufzufinden z. B. Mönche, Pedanten, Advokaten, Weiber u. s. w.; indem Rabelais aber Alles bis ins Maßlose, Ungeheure ausdehnt, wird es unwahr und häßlich, ja stets Wiederkehrendes (so unermeßliches essen und trinken) zur platten Karikatur. Zweideutigkeiten könnte man sich gefallen lassen, wären sie nur witzig (wie selbst in der vielgescholtenen Lysistrata des Aristofanes); bei Rabelais aber finden wir, der Ausdruck ist nicht zu hart, gemeine, ekelhafte Dinge, mit widerwärtiger Umständlichkeit vorgetragen.[1])

[Bouterwek V, 287.
Dunlop 325.]

Nur Weniges kann man (der willkürlichen Sprachbildung, oder Verwirrung, und der vorsätzlichen Undeutlichkeit halber) ohne langen Commentar entziffern; zuletzt ist aber die Ausbeute meist der Mühe nicht werth; oder es ergiebt sich doch daß Geschmackloses und Formloses sehr überwiegt. Wie weit steht Rabelais zurück wenn wir ihn mit Moliere und Cervantes vergleichen in Hinsicht auf Sprache, Form, Witz, Mannigfaltigkeit, Anstand, Charakterzeichnung, ächte Heiterkeit und edlen Ernst. Dies Urtheil ist allerdings einseitig, eben weil es persönlich ist; denn ich kann und will nicht läugnen daß mir zwei Extreme gleichwenig zusagen: der pedantische Verstand Ben Johnsons, und die zügellose, geschmacklose Willkür Rabelais.

---

1) Man sehe z. B. das acht Seiten lange Kapitel: de l'esprit merveilleux de Gargantua à l'invention d'un t—l.

40.

Unmöglich können zwei Dichter verschiedener seyn als Rabelais und Boileau (1636—1711), und doch ist die Hauptrichtung beider die satirische. Wenn aber jener (neben anzuerkennendem Talente) das Aeußerste zeigt von Willkür, Maßlosigkeit und Unanständigkeit, so ist dieser überall gemäßigt, regelrecht, anständig, wohlerzogen. In seiner art poétique hat Boileau die, meist das Aeußerliche betreffenden Grundsätze der Dichtkunst entwickelt, welche für die Franzosen gesetzgebend wurden; er hat sich ihnen selbst unterworfen. Wenn er aber einerseits Ungeheuerlichkeiten mit Recht ausschließt, und Gesetz und Maaß überall (zugleich bestimmt und ängstlich) vorschreibt, so wird der Kreis, in welchem sich der Dichter bewegen darf, zu eng, und man beschneidet ihm die Flügel auch da, wo sie unentbehrlich sind. Nach Boileaus Grundsätzen lebte Rabelais ganz außerhalb des Gesetzes, in partibus infidelium, und ward nur höflichst geduldet, um die Mannigfaltigkeit der französischen Litteratur zu erweisen.

[Bouterwek VI, 97.
Eschenburg II, 153; III, 95; V, 393.]

Boileaus Satiren sind weder heitere Rügen eines gescheuten Lebemannes, wie die des Horaz; noch vorsätzlich dunkel wie die des Persius; noch voll ungemilderten, bitteren Zornes, wie die Juvenals. Doch hat er diese Vorbilder fleißig benutzt, und ihre Worte und Gedanken, seiner Zeit anzupassen versucht: ob immer mit Glück, darüber läßt sich streiten. So möchte ich ausgesprochenem Lobe kaum beistimmen, wenn er Juvenals Vers: si natura negat, facit indignatio versum, übersetzt: la colère suffit et vaut un Apollon. (Sat. I, 16.)

Boileaus Satire auf die Frauen ist gemäßigter und anständiger, als die Juvenals; doch erlauben die allgemeinen Aussprüche keine scharfe Charakteristik Einzelner. Wenn Boileau

Schriftsteller angriff, so blieben sie ihm die Antworten nicht schuldig; deshalb klagt er: (Sat. IX, S. 83):

Et Dieu sçait, aussitôt que d'Auteurs en courroux,
Que de Rimeurs blessés, s'en vont fondre sur vous,
Vous les verrez bientôt, féconds en impostures,
Amasser contre vous des volumes d'injures,
Traiter, en vos écrits, chaque vers d'attentat,
Et d'un mot innocent faire un crime d'État.

Nicht minder traurig schildert er das Schicksal der Dichter im Allgemeinen:

Il n'est valet d'Auteur, ni copiste à Paris
Qui, la balance en main, ne pèse les écrits.
Dès que l'impression fait éclore un poëte,
Il est esclave né de quiconque l'achète;
Il se soumet lui-même aux caprices d'autrui,
Et ses écrits tous seuls, doivent parler pour lui.
Un auteur à genoux, dans une humble préface,
Au lecteur qu'il ennuie, a beau demander grace;
Il ne gagnera rien sur ce juge irrité,
Qui lui fait son procès de pleine autorité! (IX, 79.)

Allerdings machten die Geistlichen oft ein Vorrecht geltend, was man den Dichtern der Satiren versagte; indeß sollen diese so wenig den Charakter von Strafpredigten annehmen, als sich umgekehrt bis zu Schmeicheleien abschwächen. Diese fehlen (trotz seiner sonstigen Unabhängigkeit) auch im Boileau nicht, wenn er z. B. Ludwig XIV. anredet, (Discours au Roi, Vol. I, S. 6):

Grand Roi c'est mon défaut, je ne sçaurais flatter!

Und (Epître I, S. 161):

L'Univers sous ton règne, a-t-il des malheureux?

Die vierte Epistel ist ganz angefüllt mit schlechtem Witz über die ungerecht angegriffenen Holländer und ihr Vaterland. Endlich beginnt die achte Epistel mit dem Verse:

Grand Roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire!!

Bossuet und Boileau stehen hier, und bei Beurtheilung der Reformation auf demselben Boden. Doch ergreift diesen ein

gerechtes Grauen wenn er an die Verfolgungswuth seiner Zeit denkt. Er sagt (Sat. XII, S. 141) sehr löblich:

Et l'Orthodoxe même, aveugle en sa fureur,
De ces dogmes trompeurs nourrissant son idée,
Oublia la douceur aux chrétiens commandée.
Et crut, pour venger Dieu de ses fiers ennemis,
Tout ce que Dieu défend, légitime et permis.
Au signal tout-à-coup donné pour le carnage,
Dans les villes, par-tout, théâtres de leur rage,
Cent mille faux zélés, le fer en mains courants,
Allèrent attaquer leurs amis, leurs parents,
Et sans distinction, dans tout sein hérétique,
Pleins de joie, enfoncer un poignard catholique:
Car quel lion, quel tygre égale en cruauté
Une injuste fureur qu'arme la piété!

Von seinem regelrechten Standpunkte aus, mußte dem Boileau, Form, Styl und Vers bei Weitem als das Wichtigste erscheinen; weshalb er erzählt: (Sat. II, S. 18):

Mais moi d'un vain caprice, une bizarre humeur,
Pour mes péchés, je crois, fit devenir Rimeur;
Dans ce rude métier, où mon esprit se tue,
En vain pour la trouver, je travaille et je sue;
Souvent j'ai beau rêver du matin jusqu'au soir,
Quand je veux dire *blanc*, la quinteuse dit *noir*.

Gewiß hat Boileau, in jenen untergeordneten Beziehungen, durch Verstand und großen Fleiß so viel erreicht, daß er als Muster und Vorbildner betrachtet wird, und man darüber oft vergessen hat woran es ihm fehlt: nämlich an höherer Begeisterung und an dichterisch schaffender Kraft. Sein erzählendes komisches Gedicht: das Chorpult (le lutrin) ist ein anspruchsloser Scherz, welcher Erfindung und Lebendigkeit der Darstellung zeigt, und dichterischer ist als die Satiren und Episteln.

41.

So bin ich fast unausweichlich an einen sehr schwierigen Gegenstand, die französische Tragödie gekommen: denn gegen

deren Ueberschätzung, oder Unterschätzung ist so viel gesagt, ihre Natur und ihr wirklicher Werth von den vorzüglichsten Sachverständigen so genau erörtert und bestimmt worden, daß man kaum irgend etwas Neues beizubringen im Stande ist. Ich beschränke mich bei diesen Verhältnissen auf wenige Bemerkungen.

Die ersten Spuren einer dramatischen Behandlung zeigen auch in Frankreich, die sogenannten Mysterien, über welche hinaus aber schon die Passionsbrüderschaft (confrairie de la Passion) ums Jahr 1380 thätig war. Zwei andere Gesellschaften, die Basoche und die enfans sans souçi, führten die Sache weiter, und ein Stück: der Advokat Pathelin, zeigte Fortschritt und machte Aufsehen. — Jodelle (1532—1573) versuchte das französische Theater von Abwegen und Willkürlichkeiten zu befreien und es in Hinsicht auf Theorie und Praxis den Alten zu nähern. Sein, in diesem Sinne gedichtetes Trauerspiel, Kleopatra, fand den höchsten Beifall, und es ließ sich schon itzt vermuthen daß die Dramatik der Franzosen sich keineswegs in einer eigenthümlich nationalen Weise entwickeln werde, wie die der Spanier und Engländer.

[Bouterwek V, 98.]

So verdiente es z. B. eine genaue Untersuchung, woher es kam daß die verschiedenen Völker zu ihren dramatischen Erzeugnissen ganz verschiedene Silbenmaaße wählten. — Welches Verfahren ist nun das Beste? Jedes Volk wird sein Verfahren zu rechtfertigen suchen; doch kann niemand läugnen daß die griechische Metrik die reichste ist, und es uns leichter wird sich an 5 oder 6 Jamben zu gewöhnen, als an die klappende Theilung des Alexandriners und die unruhige Bewegung der vier Trochäen.

Die Litteraturgeschichte jedes Volks beweiset daß sehr mannigfaltige, leichter oder schwerer zu erkennende Verhältnisse, auf ihre Entwickelung erheblichen Einfluß haben; dennoch reichen alle aufgefundenen Einzelnheiten und Gründe nie aus zu vollkommener Erklärung des Entstandenen. Der entscheidende,

oft überraschende Fortschritt geht (wie wir wiederholen müssen) immer aus von den höheren Gaben des Genius, welche Gott bestimmten Personen in einer tiefsinnigen, nie ganz begreiflichen Wahl verliehen hat. Die griechischen Tragiker, Lope und Calderon, Shakspeare, Corneille und Racine, Goethe und Schiller geben hinreichende Beweise für diese Behauptung.

In wie weit diese Genien auf einander gewirkt haben, soll die Litteraturgeschichte nachweisen; ein Unternehmen das bald mehr, bald weniger Schwierigkeiten zeigt. Aeschylus, Sofokles und Euripides konnten nach keinem anderen Volke hinblicken, und hielten (trotz aller Verwandtschaft der Hauptrichtung) an ihrer Eigenthümlichkeit mit Recht fest. Bei den Spaniern sind fast alle Spuren antiker Einwirkung in den Hintergrund gedrängt, und auch Shakspeare geht im Wesentlichen seinen eigenen Gang. Verwickelter gestalten sich die Dinge bei den Franzosen.

Im Vergleiche mit seinen Vorgängern verdient Corneille (1606—1685) den Namen des großen Corneille, seine dramatischen Werke wurden entscheidend für den weiteren Gang der französischen Entwickelung. Er selbst ward aber von verschiedenen Seiten, von den Alten und den Spaniern angezogen; wogegen ihm Shakspeare und die Engländer wohl gar nicht bekannt waren. Der spanische Einfluß, welcher sich im Cid und dem Lügner nachweisen läßt, verschwindet bald ganz; leider unterwarf sich aber der kräftige Geist Corneilles andern Fesseln. Nicht die großen Griechen, sondern der schwülstige Seneca gewann seine Verehrung, und der mißverstandene Aristoteles quälte ihn das ganze Leben hindurch. Corneilles Dichtergabe hinderte ihn nicht, mit löblicher Freiheit seine eigenen Werke zu betrachten und zu beurtheilen; allein jenes mangelhafte Vorbild und diese ästhetischen Bande hemmten seinen Flug.

[Bouterwek VI, 29.
Eschenburg VII, 462.]

Es war in ihm Sinn und Gefühl für die Größe der Römer; die schon bei diesen zu sehr hervortretende Rhetorik, ward jedoch

von Corneille noch mehr ins Breite gezogen, und konnte höhere Begeisterung nicht ersetzen. Auch nehmen die Römer unter seinen Händen (ihm vielleicht unbewußt und unbezweckt) mehr, oder weniger, französische Farben an, und sein Pompejus steht, selbst abgesehn von willkürlichen Erfindungen und Zusätzen, geschichtlich und dichterisch dem Cäsar Shakspeares weit nach.

Man hat mit Recht bemerkt, daß Corneille von mangelhaften Anfängen, sich zu preiswürdiger Höhe erhob, in spätern Werken aber wiederum hinabsank. Vielleicht war dies weniger Folge seiner abnehmenden Kraft, als der schon erwähnten Beschränkungen, welche er mißverständlich sich selbst auflegte. Auch minderte seine, keineswegs immer glückliche Wahl abgelegener, oder ärmlicher Stoffe, die frühere Theilnahme, und konnte durch allerlei hinzu Erfundenes nicht erzwungen werden. Es blieb, wie gesagt, ein die französische Dramatik hemmendes, großes Vorurtheil, daß neuere, näherliegende französische Stoffe für hohes Tragiren unbrauchbar seyen; während Shakspeare viel richtiger sehend, sich und seinem Vaterlande ein unsterbliches Denkmal setzte. Die französischen Tragödien sind nicht naturwüchsig, sondern Kunstprodukte, welche ferne Menschen und Zeiten, in die Ludwigs XIV. verpflanzen, oder verwandeln, und deshalb nicht für alle Jahrhunderte und Völker ein Gewicht behaupten können, welches die (an sich fremdartigern) Griechen nie verlieren werden.

42.

Racine (1635—1699) konnte nach dem hochgerühmten Vorgange Corneilles das französische Theater so wenig umgestalten, als Calderon das spanische nach dem Vorgange Lopes. So wie aber Euripides nicht ein Nachahmer des Sofokles werden wollte, sondern mit großem Rechte seine eigene Natur entwickelte und daran festhielt, so ist auch die Verschiedenheit Racines und Corneilles, eine natürliche und erfreuliche. Hiezu kam daß, trotz des Ruhmes von Corneille, seine rhetorische Richtung, die Bewunderung Senekas, die vorherrschende Rö-

merei, anfing Manchen zu langweilen. Es war ein Fortschritt daß Racines zarter Schönheitssinn ihn mehr zu den Griechen hintrieb, Aristoteles weniger störend eingriff, und kalte Erhabenheit vor menschlichern Gefühlen zurücktrat. Hingegen bleibt es zweifelhaft ob Boileaus Einfluß (sofern er über Form und Versbau hinausging) Racinen mehr förderte oder hemmte. Gewiß daß Ludwig XIV. und sein Hof nachtheiligen Einfluß hatte auf die Behandlung entfernter Stoffe. Daß (nach dem Verschmähen alles näher Liegenden) Euripides und Tacitus, den Racine leiteten, können wir nicht tadeln; immer kehrt jedoch die Frage wieder, warum jene Wahl getroffen wurde, wenn sie für den Horizont von Paris nicht paßte? Alle Helden und ihre unzähligen Liebschaften, sind nach diesem Maaßstabe zugeschnitten.

[Bouterwek VI, 51.
Eschenburg VII, 476.]

Sonderbar! Racine ist ein so großer Verehrer des Euripides daß er dessen, oft ganz mißverstandene Alceste, mit Recht vertheidigt; — und doch umgestaltet er dessen Iphigenia in Aulis, weil ihre Opferung, oder Rettung, in der Zeit Ludwigs XIV. weder verständig, noch glaublich, noch dichterisch erscheine. Aus gleich zureichenden (oder vielmehr unzureichenden) Gründen, müßte man die Hexen im Macbeth und den Geist im Hamlet ausstreichen, oder umgestalten, um sie glaublich und verständig zu machen. Daß die hineingekünstelte Intrigantin Eriphile sich zuletzt selbst umbringen muß, damit die geängstete Iphigenie, ohne Götter- oder Menschenhülfe, mit heiler Haut davonkomme, zerstört das Großartige, Volksthümliche, Geheimnißvolle, Wunderbare der ganzen Fabel, und zieht sie (zur Beruhigung des philisterigen Publikums) hinab in den Kreis unangenehmer, aber glücklich beseitigter Familiennoth. — Selbst die Operndichter haben es verschmäht sich durch derlei Auskunftsmittel auf die angebliche Höhe der neuesten Ansicht zu erheben. Ebenso sinkt in der Phädra, durch die von Racine hinzuerfundene Liebesgeschichte, die Fabel aus der geheimnißvollen, in eine gewöhnliche Region hinab.

Diese, aus der Verehrung des griechischen Meisters hervorgehenden Bemerkungen, bezwecken keineswegs anmaaßend die Verdienste Racines im Allgemeinen zu verkleinern; obwohl selbst sein gerühmtestes Werk, die Athalia, mit dem musikalischen Schmucke von Schulz und Mendelssohn versehen, in Deutschland nur wie ein Curiosum betrachtet wurde, und keinen dauernden Beifall erlangte.

Niemand kann läugnen daß Racine neben Corneille ebenbürtig seine Stelle erhalten hat, ja in manchen Beziehungen über ihn hinausreicht. Trotz aller Einwendungen A. W. Schlegels, insbesondere gegen die Phädra Racines, ist er doch gerechter als selbst manche Franzosen, z. B. die, in der Regel überschätzte Frau von Sevigné, welche sagt: Racine aime Dieu, comme il aimait ses maîtresses. — Il n'ira pas loin et le goût en passera comme celui du Café.

Als ein Nebenzweig der dramatischen Dichtung verdienen Quinaults Opern größeres Lob, als Boileau ihnen zugestehen wollte, und ihm verdanken wir z. B. das musikalische Wunderwerk, Glucks Armide.

[Bouterwek VI, 199.]

Die Fabel ist nur eine untergeordnete Dichtungsart, doch werden die Lafontaines immer dankbare, besonders jugendliche Leser finden, und wer den Boccaz lobpreiset, darf auch seine contes nicht verdammen.

[Bouterwek VI, 82.
Eschenburg I, 19, 173.]

Die Romane aus der Zeit Ludwigs XIV. (von d'Urfe, Scarron, Calprenede, der Scudery u. A.) werden, anderer erheblichen Mängel nicht zu gedenken, schon ihrer übermäßigen Länge halber, nicht mehr gelesen; und nur le Sages, dem Spanischen nachgebildeter Gilblas, möchte eine löbliche Ausnahme machen. So wohlgemeint endlich Fenelons Telemach ist, fallen doch des würdigen Mannes Verdienste auf anderem Boden mehr ins Gewicht. Umständlicher von allen hieher ge-

hörigen Werken zu handeln, ist meiner Aufgabe und meinem Zwecke nicht gemäß.

[Dunlop 340, 374, 380.
Eschenburg VIII, 2, 223.]

43.

Die Werke Corneilles und Racines sind weder ganz griechisch, noch ganz römisch, noch ganz französisch; also nirgends aus einem bestimmten volksthümlichen Boden erwachsen, sondern mit geschickter Hand erschaffene Kunstprodukte. Darum verdienten und erhielten sie vorzugsweise da Beifall, wo die ästhetischen Ergebnisse mit vorhandenen Ansichten und Zuständen am Besten übereinstimmten. Im Ablaufe der Zeit blieb jedoch nicht verborgen, daß ihr Werth nur ein bedingter sey, und die Bewunderung nicht für alle Zeiten und Verhältnisse gleich groß bleiben könne.

Was Moliere (1620—1673) bezweckte und erreichte ist hievon wesentlich verschieden. So viel er auch von Anderen übernahm, so bedenklich einige Stoffe erscheinen, so verschieden der Werth der einzelnen Werke seyn mag; im Ganzen und Großen beruhen sie nicht bloß auf scharfer Beobachtung und gewandter Darstellung des Oertlichen und Zeitlichen, sondern auch des Dauernden, unvertilgbar Menschlichen. Und hieraus folgt, daß Erkenntniß, Verständniß und Beifall Molieres dauernder und allgemeiner ist und bleiben wird, als die Bewunderung Corneilles und Racines.

[Bouterwek VI, 68.]

Amphitruo, der uns schon in der antiken Behandlung nicht zusagt, verdiente kaum eine Erneuung; George Dandin verletzt das sittliche Gefühl. Dennoch sind die gerühmten Fabeln, in den Lustspielen des angeblich so wohlgezogenen Terenz, viel anstößiger als Alles was Moliere je wagte. — Wenn wir die, auf ganz anderem Boden erwachsenen, rein poetischen Lustspiele

Shakspeares (z. B. den Sommernachtstraum) ausnehmen, so steht Moliere an der Spitze aller neueren Lustspieldichter, und wird noch so viel mit Vergnügen gelesen, daß umständliche Erörterungen hier überflüssig erscheinen.

44.

Ich bin öfter von gebildeten Frauen gefragt worden, welche philosophische Schriften sie lesen sollten? Die Antwort eines bloßen Liebhabers der Philosophie hätte (so scheint es) an dieser Stelle eher genügen können, als die eines tiefsinnig Eingeweihten: dennoch fanden sich große Schwierigkeiten, insbesondere weil sehr wenige Philosophen sich die Aufgabe stellten, durch eine vollendete Form und edle Popularität, den Kreis ihrer Leser zu erweitern. Zunächst mußte ich an die hochgerühmten Gespräche Platons denken; aber nicht einmal Phädon und das Gastmahl fanden Eingang, vielmehr lautete das Urtheil in der Regel wie das Montaignes, Bolingbrokes und des amerikanischen Präsidenten Jefferson. Größeren Beifall gewannen Theile der nikomachischen Ethik und der Politik des Aristoteles, sowie Ciceros Werk über die menschlichen Pflichten. Die Scholastiker des Mittelalters durfte ich nur in höchster Kürze vorüberführen, und noch unzugänglicher sind Telesius, Campanella, Bruno und andere Italiener.

Descartes (1596—1650) konnte nicht unerwähnt bleiben, aber welches Werk des ausgezeichneten Mannes soll man den Frauen empfehlen, welches würden sie mit Beifall zu Ende lesen? Ohne Descartes berühmten Satz zu kennen: „ich denke, also bin ich;" haben sie nie an ihrem Daseyn gezweifelt, und dagegen immer geglaubt daß Alles dauernd bezweifeln, eine Thorheit, ja eine Unmöglichkeit sey. Auch springt Descartes (nachdem er alle frühere philosophische Entwickelung zur Seite geworfen) selbst hinein in einen übertriebenen Dogmatismus, der hier nicht näher zu erörtern ist. Gewiß hat er mit Scharf-

sinn Gedanken erzeugt und in Anderen erweckt; sein System ist aber (wie man sich jetzt vornehm ausdrückt) ein überwundener, nur nicht in der Geschichte der Philosophie zu übergehender Standpunkt. Voltaire sagt von ihm (XX, 296): „Statt die Natur zu erforschen, wollte er sie errathen. Er wollte bauen ohne Materialien, und konnte mithin nur einen erträumten Palast errichten.“ — Buhle bemerkt (III, 1, 41): „Sein System ist fast ganz ein Gewebe von Behauptungen, die aus einseitigen Voraussetzungen erschlossen waren, oder von grundlosen Hypothesen.“ — Fülleborn schreibt (Beiträge III, 34): „Es braucht nicht erinnert zu werden, wie wenig die Philosophie bei diesem Systeme gewonnen hat.“ — Ritter behauptet (XI, 87): „Der philosophische Geist, welcher das Vereinzelte zusammenzufassen, die störenden Widersprüche zu beseitigen strebt, findet keine lebhafte Vertretung in Descartes. Die Zusammenhanglosigkeit seiner Ergebnisse, die lockere Methode in welcher er sie verknüpft, zeigt uns deutlich daß er die Tiefe nicht kennt, in welcher die Einheit der Wissenschaften ihren Sitz hat.“

Wenn Malebranche (1638—1711) sagt, daß wir alle Dinge in Gott schauen, so bedarf dieser künstliche Lehrsatz einer schwierigen Entwickelung. Statt diese zu versuchen, mag hier (für meine Zuhörerinnen angemessener) Platz finden was Malebranche über die schönen Geister und einige andere wichtige Punkte, in seinem traité de morale vorträgt.

„Sobald man zugiebt daß der Mensch vernünftig sey, kann man nicht bestreiten daß er etwas von dem wisse, was Gott denkt und von der Art wie Gott handelt. Es giebt Wahrheit und Falschheit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit nicht bloß für den Menschen, sondern für alle Wesen. Die Wahrheit ist begreiflich, die Falschheit hingegen an sich völlig unbegreiflich. Das Vergnügen ist der Lohn des Verdienstes, kann aber nicht sein Prinzip seyn. Alle Ausdrücke der Sittenlehre sind weit dunkeler als man glaubt: was Liebe, Demuth, Stolz u. s. w. sey, kann man ohne Wissenschaft und Menschenkenntniß nicht mit Schärfe angeben. Sehr irrig verwechseln viele Philosophen

die Pflichten und Tugenden; durch Erfüllung jener, wird man noch nicht innerlich und wirklich tugendhaft, und die tugendhaftesten Menschen müssen bisweilen scheinbar ihre Pflichten verletzen. Anstatt die ewige, göttliche Ordnung der Dinge anzuerkennen und ihr gemäß zu leben, machen sich nur zu Viele ihre eigene Moral, und legen sich auf diese und jene einzelne Tugend, weil sie ihren Neigungen zusagt: so giebt es denn angebliche Tugenden für stolze, ehrgeitzige, furchtsame, faule Leute. —

Glauben, ohne alle Einsicht, (wenn anders dieser Zustand möglich ist) kann nicht wahrhaft tugendhaft machen, und Liebe der göttlichen Ordnung, welche mehr auf Vernunft als Glauben, ich meine mehr auf Erkenntniß denn auf Gefühl beruht, ist fester, verdienstlicher, schätzenswerther, wie eine andere Liebe, die ich als gleich setze. Freilich bleibt Glaube ein so zweideutiger Ausdruck, als Vernunft, Philosophie, Wissenschaft u. dgl. Ich rede indeß hier von der unfehlbaren, unveränderlichen, unverderblichen Vernunft, die überall herrschen soll, und welcher Gott selbst folgt.

Es giebt fromme Leute, die durch Vernunft beweisen wollen, daß man der Vernunft entsagen müsse, daß nicht die Einsicht sondern der Glaube uns allein führen solle, und Gehorsam die erste Tugend der Christen sey. Die Faulheit der Geringern und ihr schmeichlerischer Sinn, findet sich oft in diese vorgebliche Tugend, und der Hochmuth der Befehlenden ist damit stets sehr zufrieden. Meine Ansicht wäre nur irrig, wenn ich die ewige Vernunft und die wahre Erkenntniß, mit geheimen Einflüsterungen einer verderbten Einbildungskraft verwechselte. Denn es ist allerdings weit besser den Leidenschaften der zum Befehlen Berechtigten nachzugeben, als sich selbst wie einen unbedingten Herrn hinstellen, seinen eigenen Leidenschaften folgen, sich vorsätzlich verblenden, und mitten im Irthum mit einer Zuversicht auftreten, welche allein die Erkenntniß der Wahrheit geben kann und soll. Ohne Arbeit, Anstrengung, Aufmerksamkeit des Geistes, wird man niemals begreifen die Größe der Religion, die Heiligkeit der Sittenlehre, die Kleinheit alles dessen was

nicht Gott ist, die Lächerlichkeit und Elendigkeit der Leidenschaften. Kraft und Freiheit des Geistes könnte man zwei Haupttugenden nennen; sie sind sehr selten, niemand besitzt sie ganz."

Nachdem Malebranche hierauf viele Mängel und Gefahren der Einbildungskraft entwickelt hat, fährt er fort: „es würde mich zu sehr aufhalten, wenn ich alle Wirkungen der verschiedenen Arten von Einbildungskraft aufzählen wollte; gewiß widerstrebt aber nichts so sehr der Wirksamkeit Jesu Christi, als was man in der Welt einen schönen Geist (bel esprit) nennt. Denn je ausgebildeter die Einbildungskraft, desto mehr ist sie zu fürchten. Ihre Feinheit, Zartheit, Lebhaftigkeit, Ausdehnung (große Eigenschaften in den Augen der Menschen) ist die furchtbarste und allgemeinste Ursach der Verblendung des Geistes und der Verderbniß des Herzens.

Da ich hier ein Paradoxon behaupte, wird man mir nicht ohne Beweis glauben. Der Geist kann nur vernünftig seyn durch die Vernunft, oder geregelt durch die Ordnung; seine Vollkommenheit beruht lediglich auf seiner unmittelbaren Verbindung mit Gott. Hingegen erfüllt die Verbindung des Geistes mit dem Körper, jenen mit Finsterniß und wirft ihn in Unordnung. — Durch die Einbildungskraft verbreitet sich der Geist über die Geschöpfe; zur Wahrheit gelangt man aber nur durch reine, von allen Täuschungen befreite Ideen. Je mehr die Einbildungskraft also Stärke, Lebhaftigkeit, Ausdehnung besitzt, desto mehr beschäftigt sich der Geist mit sinnlichen Gegenständen; und anstatt zur Wesenheit der Dinge durchzudringen, läßt er sich von seinen Träumereien bezaubern, und spielt immerdar Komödie mit sich selbst.

Alle Menschen trachten natürlich nach Beifall, und dem schönen Geiste fehlt er niemals; wenn ihn aber seine eigenen Visionen entzücken, die Welt lobt, Freunde schmeicheln, Schüler anbeten, wie kann er bei so vielen Verhältnissen und Verbindungen mit Geschöpfen, noch mit Gott eng verbunden seyn? Der schöne Geist ist ein Mann von Ehre, ich räume es ein, aber er kann auch ein Schuft seyn und es giebt deren; er ist

nicht lasterhaft, doch giebt es unter ihnen Liederliche in großer Zahl. Gewiß hängt der schöne Geist an unzähligen Stellen mit der Welt zusammen; denn wie könnte er für die Welt todt seyn, da sie so lebendig für ihn ist. Er wird stets von Eitelkeit geplagt, und all sein Umgang reizt nur seinen Stolz. Er sucht, in Gesellschaften sich umhertreibend, stets eine Miene und Haltung anzunehmen, die da gefällt, und ist in der That ein Sklave aller derer, die ihn wie ihren Herrn zu betrachten scheinen. Anstatt die Augen zu Gott zu erheben, und alle Geister und Herzen auf ihn hinzuwenden, stellt er sich in die Mitte des Heiligthums, freut sich wenn Schwächlinge zu seinen Füßen liegen und nimmt, in eitlem Hochmuthe, einen Dienst an, wie er nur Gott gebührt.

So ist der schöne Geist weiter von Gott getrennt, als irgend jemand, und kein Anschein zur Rückkehr. Mag sich des Tages zehnmal Gnade und Liebe ihm nahen, sie finden sein Herz von Gefühlen und Bewegungen erfüllt, welche alles Andere ersticken; mag Erkenntniß ihn erleuchten und die Trugbilder zerstreuen, rasch stellt die Einbildungskraft sie wieder her. Es sind zu viel Ketten zu zerbrechen, zu viel Bande aufzulösen, um diesen Gefangenen zu befreien; — und überdies liebt er seine Ketten und ist stolz auf seine Sklaverei!"

Alles was Malebranche hier sagt (behaupten mehrere Philosophirende) ist noch jetzt wahr für den bel esprit. Während auf die 18 Jahrhunderte, seit Christi Geburt, kaum 18 wahre Dichter kommen (aber einer derselben dann freilich für 1000 zählt) hat man jetzt nach der Lehre von Theilung der Arbeiten, die Sache umgekehrt. Tausend zählen für Einen, und wenn jeder Einzelne auch nichts weniger als ein Dichter ist, werden doch tausend Dichter daraus, sobald sie sich eine gemeinsame Form geben und in Gesellschaft lesen, schreiben, essen, trinken u. s. w. Und wer auf diese Weise einmal zum Dichter gestempelt, oder plombirt ist, geht auch außerhalb der Mascopei (oder Genossenschaft) (wie der Soldat an den Knöpfen, so an der poetischen Plombe kennbar) gewichtig und für voll umher, und

das was, wenn er es für sich allein sagt, unbedeutend und geringhaltig scheinen könnte, wird groß und bedeutend indem jeder das Echo, oder (wie man jetzt sagt) der Repräsentant Aller ist.

Mithin hat der bel esprit unserer Tage, durch die Kraft alles Genossenschaftlichen ungemein gewonnen im Vergleich zu den belletristischen Tirailleurs zur Zeit Malebranches. Doch wollen Einige behaupten: der kleine Kamaschendienst sey andererseits desto schwerer geworden. Da müßte jedes gedankenlose Tageblatt aufgesucht, jede elende Correspondenznachricht gelesen, jedem der unzähligen poetischen Kollegen Besuch abgestattet, Weihrauch wechselseitig geopfert und die Zeit getödtet werden um dadurch die Ewigkeit der poetischen Erzeugnisse festzustellen. Statt daß der wahre Dichter auf den Schwingen seines inneren Reichthums über Zeiten und Räume in seliger Begeisterung fortgetragen werde, finde ein klägliches Abmühen selbst nach dem Beifalle derer statt, die der Suchende innerlich gering schätzt und, von edlem Stolze und fröhlicher Genügsamkeit gleich weit entfernt, werde solch Unglücklicher durch die oberflächlichste Eitelkeit immerdar gezwickt und umgetrieben bis sich das kleine Talent ganz in Bücklingen auflöse!

Gegen diese, leicht zu verlängernde Philippika, können die angegriffenen Dichter ausrufen: „Ist denn unter allen Seelenkräften allein die Einbildungskraft dem Irthum und der Verführung unterworfen? Sieht es denn unter den philosophischen Schwadronen, die in geschlossenen Reihen auf uns anrücken, besser aus? Haben sie etwa weniger Hof- und Kamaschendienst, weniger Aberglauben, schwören sie weniger auf Worte, und kennt man die Dutzendwaare nicht auch an dem Stempel gewisser auswendig gelernten, aufgebauschten und angeschwollenen Redensarten?

Wir treiben unseren wichtigen oder unwichtigen Spaß für uns, treten damit niemand in den Weg, wollen damit die Welt nicht vorwitzig umgestalten, oder hochmüthig erlösen. Giebt es denn etwa seit Christi Geburt mehr Meister in der Philosophie, als in der Dichtkunst? Oder ist, weil ein philosophischer König baut, jeder Kärrner ein König, von dem wir uns geduldig

müßten überfahren lassen? Wenn sie unsere Verse nicht für alten starken Wein gelten lassen, so ist ihr Gebräu dagegen ganz ungenießbar, und wenn sie unsere Arbeiten vergängliches Gras, oder gar trockenes Heu nennen, so wird durch den chemisch-kritischen Prozeß welchen sie damit vornehmen, gewiß etwas noch viel Schlechteres daraus."

Diesen beiden Parteien gegenübergestellt, kann man vermittelnd behaupten: daß selbst zwischen den größten Philosophen und Dichtern ein wesentlicher Unterschied vorhanden sey und bleiben müsse. Um deswillen sind Trauerspiele, gezimmert nach den Grundsätzen irgend eines philosophischen Systems, trotz anfänglichen Lobes bald vergessen worden; deshalb sagt Goethe: „der wahre Dichter soll nicht von dem allgemeinen Begriff ausgehen, oder sich dessen Erklärung unmittelbar zum Ziel setzen; vielmehr muß Alles individuell hervorquellen, worin dann mittelbar auch alles Uebrige enthalten ist." — Gilt dies doch selbst für die Kritik. Wer läse wohl noch Lessings Dramaturgie, wenn sie nach dem Verlangen der damals herrschenden Philosophen aus der wolfischen Schule entworfen wäre?

Andererseits wäre es ein großer Irthum, wenn Dichter oder Philosophen wähnten, daß gründliche Kenntnisse ihr Talent verkümmerten, und sie Alles, wie eine Spinne, aus sich selbst herausspinnen müßten. Die größten Meister in beiden Fächern, zeichneten sich aus durch Fleiß und Kenntnisse, womit sie Fremdes aufnahmen, mit Eigenem verbanden und Neues hinzu bildeten.

45.

Es ist am rathsamsten von der französischen Entwickelung der Philosophie, sogleich zur englischen überzugehn. Hier steht Franz Bacon (1561—1626) vollgewichtig dem Descartes gegenüber; und wenn jener von seinen Anhängern wohl noch höher gestellt wird, so lasten auf diesem keine schweren sittlichen Vorwürfe. Alle Versuche dieselben als unbegründet darzustellen,

sind mißlungen, und alle künstlichen Erläuterungen führen (der nur allzuklaren, handgreiflichen Wahrheit gegenüber) zu keinem erheblich verschiedenen Ziele.[1]) In der politischen Geschichte finden wir viele Beispiele, daß große Talente und verdammliche Laster sich in einem Menschen beisammen fanden; in der Litteraturgeschichte ist dagegen Bacon wohl das einzige, bejammernswerthe Beispiel[2]) ganz außerordentlicher Gaben des Geistes, nicht bloß mit Schwäche des Charakters verbunden, sondern mit gefühlloser Charakterlosigkeit und ganz gemeinen Verbrechen. Lassen wir indeß diese kummervollen Verhältnisse zur Seite, so drängt sich die Frage hervor: ob die Unsittlichkeit des Mannes nirgends Einfluß gehabt habe, auf den Umfang und die Ausbildung seiner Philosophie, und ob sein Standpunkt ihn berechtigte (wie Descartes) alle frühere Philosophie zu verwerfen und ihre Geschichte eigentlich mit sich anzufangen.

Gewiß hatte Aristoteles (an 2000 Jahre vor Bacon) in Manchem geirrt, und in noch mehreren Punkten war er mißverstanden und mißgedeutet worden; dies gab aber keinen Grund ihn (an sehr vielen Stellen) gleichsam als Repräsentanten aller vorhandenen Verkehrtheiten zu bezeichnen und als Sündenbock zu opfern. Bacon mußte wissen daß Aristoteles neben seiner zum Theil metaphysischen Physik, ebenfalls der Beobachtung, der Erfahrung, dem Versuche, der Induktion, volles Recht wiederfahren läßt, und auf dem Wege sich schon als Meister bewährte, den Bacon als neu und als den einzigen empfiehlt. Mit vollem Rechte hat also Aristoteles, trotz aller Einreden Bacons u. A. seine glänzende Stelle in der Geschichte der Philosophie wieder eingenommen.[3]) Auch Albertus magnus verdiente An=

---

1) Our admiration of genius should us never betray into an apology of guilt. Mahon Hist. of England II, 74.

2) Tribonian?

3) In No. 100—105 der Allg. Zeit. für 1863 hat Hr. Justus von Liebig die Ansichten Bacons einer scharfen und lehrreichen Kritik unterworfen, seine Anmaßung mit Recht gerügt, und die oft übersehenen Verdienste seiner Vorgänger und Zeitgenossen hervorgehoben.

erkennung, und noch mehr Bacons Namensvetter, Roger Bacon, der nicht ein Märtyrer eigener Verbrechen, sondern, bei den größten Verdiensten, ein Märtyrer der Wissenschaft ward.

Gewiß trat Bacon mit vollem Rechte der zusammengetrockneten, unfruchtbaren Scholastik entgegen, er hat Naturbeobachtung und Naturphilosophie wesentlich gefördert und für lange Zeit, Ton und Richtung angegeben; während Ethik, Politik, Aesthetik, ja überhaupt die (von Descartes vertretene) Geistesphilosophie, sowie ihr Verhältniß zur Theologie zwar keineswegs übergangen, aber doch von Bacon mit weniger Sorgfalt und Eifer, behandelt ist. — So wenig indessen Aristoteles alle Irthümer seiner Nachfolger verschuldet hat, ebenso wenig Bacon. Wenn dieser, dem damals so vorherrschenden, unnützen Treiben gegenüber, zornig sagt: alle Wissenschaft, die nichts nützt, ist nichts werth; so folgt nicht daß er Benthams Nützlichkeitslehre in allen Punkten beistimmen müsse: und wenn er mit Recht nicht zugab daß die Theologen Naturgesetze vorschreiben, oder vielmehr aufheben und die Vernunft verdammen dürften; so hat er nicht gemeint daß die Natur Gott-los, und der Physiker (der kein Blatt erzeugen kann) ihr Schöpfer sey. Gewiß war Bacon (trotz höflicher Complimente) kein gläubiger Christ, wie es die Verkündiger einer überkünstlichen Dogmatik verlangten und noch verlangen; ob er aber ein Organ für kindlich einfache, und doch strenge Sittlichkeit fordernde Religion besaß, darf man mit Hinsicht auf seinen unsittlichen Wandel, wo nicht läugnen, doch bezweifeln. — Die Philosophie des Geistes, die der Natur und die Religion stehen sich, richtig aufgefaßt, keineswegs feindlich gegenüber; sie sind Glieder eines größern, harmonischen Ganzen.

Da es nicht meines Amtes ist, in diese Dinge näher einzugehn, so ziehe ich vor zur Erläuterung Folgendes aus Bacons merkwürdigsten Schriften mitzutheilen. „Alle Wahrnehmungen, sowohl sinnliche, als geistige, sind der Beschaffenheit des Beobachters, nicht dem Weltall analog; und der menschliche Ver-

stand gleicht einem unebenen Spiegel zur Auffassung der Gegenstände, welcher ihrem Wesen das Seinige beimischt, und so jenes verdreht und verfälscht. — Mithin ist der menschliche Geist, nach der jedesmaligen Laune des Einzelnen, ein unbeständiges, schwankendes, vom Zufalle abhängiges Wesen. — Die Logik dient eher dazu, Irthümer welche auf oberflächlichen Begriffen beruhen, zu begründen und zu befestigen, als zur Aufdeckung der Wahrheit; so bringt sie denn mehr Unheil, als Nutzen. — Unseres Dafürhaltens sind nämlich alle bisher erfundenen, oder entlehnten philosophischen Systeme, sammt und sonders Fabeln und Spiele einer erdichteten Theaterwelt. Dies behaupten wir nicht bloß von den jetzigen, oder von den ältern philosophischen Sekten; da noch viele dergleichen Fabeleien können erfunden werden. Auch gilt dies nicht allein von ganzen philosophischen Systemen, sondern auch von einzelnen Grundsätzen und Axiomen in den Wissenschaften, die durch Ueberlieferung, blinden Glauben und Nachlässigkeit, Ansehn gewonnen haben. — Vorzugsweise wird der menschliche Geist von dem, was plötzlich das Gemüth ergreift und erschüttert, wovon die Fantasie erfüllt wird, angesprochen; alles Uebrige dichtet und fabelt er auf eine, freilich unbegreifliche Weise hinzu, sowie es zu seinen wenigen Begriffen am Besten paßt. — Der menschliche Geist ist kein reines Licht, sondern Eigensinn und Affekte trüben ihn; dadurch macht er denn aus den Wissenschaften Alles was er will. Und der Mensch glaubt leicht, was er gern will. So übergeht er das Schwierige, weil er beim Untersuchen die Geduld verliert; das Nüchterne, weil es seine Hoffnungen beengt; die tiefere Nachforschung, wegen seines Aberglaubens; das Licht der Erfahrung, aus Hochmuth und Anmaßung, damit es nicht scheine, daß er seinen Geist mit gewöhnlichen, geringfügigen Dingen beschäftige; ungewöhnliche Ansichten endlich wegen der herrschenden Meinung: kurz auf unendliche, und oft unmerkliche Weise überwältigen und vergiften unsere Neigungen, die klare Ansicht.

Die zerstückelnde Beobachtung der Naturkörper macht den

Geist kleinlich und beschränkt; die allgemeine und combinirende Uebersicht dagegen zerstreut und betäubt ihn leicht. Man muß somit beide Methoden abwechselnd vereinen, um den Geist zugleich scharf und vielumfassend zu erhalten, wodurch jenen Uebeln und Vorurtheilen vorgebeugt wird. — Das würdigste Ziel der Naturgeschichte ist, daß sie Geräth und Bauholz zu einer wahren und gesetzmäßigen Induktion liefere, daß sie hinlänglichen Stoff aus dem Gebiete des Sinnlichen herbeischaffe, zur Belehrung des Geistes. Jene andere Seite der Naturgeschichte, welche durch interessante Erzählungen ergötzt, oder durch Experimente nützt, steht unendlich tief unter der, welche das Gerüst zum Bau einer Philosophie liefert. Das ist wahrlich von geringer Bedeutung, daß man alle Species von Blumen im Gedächtnisse habe und benamsen könne, alle die Iris- und Tulpenarten, oder alle Conchylien, oder die endlosen Varietäten von Hunden und Falken; dieses sind vielmehr Naturspielereien und individuelle Eigenthümlichkeiten. Auf solche Weise kann man sich eine Menge von Sachkenntnissen erwerben, ohne eine Ahndung von der Wissenschaft zu haben; und dennoch ist es gerade dieses, womit die gewöhnliche Naturgeschichte so groß thut, welche jedoch mit all ihrem Distinguiren und Sammeln nimmermehr zu dem von mir bezeichneten Endzweck gelangen kann.

Vor Allem thut der Aberglaube und die Einmischung der Theologie, wie leicht einzusehn, der Philosophie großen Schaden, sowohl im Allgemeinen, als im Besondern; denn der menschliche Verstand ist nicht weniger dem Einflusse der Fantasie, als dem gemeiner Begriffe unterworfen. Die disputirsüchtige Sophistik leitet ihn irre; jene fantastische, schwülstige, fast dichterische, berückt ihn noch mehr. Denn die Menschen, und vorzüglich die genialen Köpfe haben einen nicht geringern Ehrgeiz des Verstandes, als des Willens. — Vor dem Uebermaße mancher philosophischen Systeme im Behaupten und Bezweifeln, muß man den menschlichen Verstand hüten, weil ein solches die Vorurtheile befestigt und oft für immer unaustilgbar macht. — Man spreche den Sinnen und dem Verstande,

trotz ihrer Unzulänglichkeit, nicht alle Glaubwürdigkeit ab, aber man komme ihnen zu Hülfe.

Das wahre Ziel der Wissenschaften ist die Bereicherung des menschlichen Geschlechts, mit neuen Kräften und Erfindungen. — Niemand erwarte große Fortschritte in den Wissenschaften (vorzüglich dem praktischen Theile), wofern nicht die Naturphilosophie auf die einzelnen Wissenszweige angewandt, und diese wiederum zur Naturphilosophie zurückgeführt sind. — Es ist ein Vorurtheil einer eingewurzelten, aber nichtigen und verwerflichen Eitelkeit: daß nämlich der Würde des menschlichen Geistes dadurch Abbruch geschehe, wenn er sich viel mit materiellen Versuchen, und einzelnen sinnlichen Gegenständen befasse. So hat man nicht nur den lehrreichen Weg der Erfahrung verlassen, sondern ihn auch hochmüthig verschmäht. — Es ist höchst kleinlich, den Begründern philosophischer Systeme, unendliche Verdienste zuzuschreiben, und der Begründerin aller Begründer selbst (somit aller Gründlichkeit) der Zeit, ihr Recht, zu versagen. Mit Recht nennt man die Wahrheit eine Tochter der Zeit, nicht des Ansehns. —

Wenden wir uns von den Werkstätten in die Büchersäle, so bemerken wir eine ungeheure Menge Bücher aufgethürmt, — wir staunen; — allein dies wendet sich bald, wenn wir ein wenig genauer die Materie und den Gehalt derselben prüfen. Bemerken wir diese endlosen Wiederholungen, womit die Verfasser nie ermüden dasselbe zu sagen, so erstaunen wir bei aller Fülle über die bisherige Armuth des menschlichen Geistes. —

Alle Gebräuche und Einrichtungen an den Schulen, Akademien, Collegien und ähnlichen Versammlungen, welche zum Aufenthalt der Gelehrten und zur wissenschaftlichen Bildung bestimmt sind, arbeiten dem Fortgange der Wissenschaft entgegen. Vorlesungen und Uebungen sind so eingerichtet, daß es nicht leicht Jemand einfällt etwas Anderes als das Herkömmliche denken und erforschen zu wollen. Sollte aber der Eine, oder der Andere, sich zu einer eigenen, freien Ansicht berufen fühlen,

der hat diese Last allein zu tragen; die Andern werden ihm wahrlich keinen sonderlichen Beistand leisten. —

Die bisherigen Philosophen waren entweder Empiriker, oder Rationalisten. Die Empiriker begnügen sich damit Alles zum einstigen Gebrauche zusammenzutragen, wie die Ameise. Die Rationalisten entwickeln ihr Gewebe aus sich selbst, wie die Spinne. Zwischen beiden hält die Biene das Mittel; aus den Blumen der Felder und Gärten sammelt sie ihren Stoff, dann aber verarbeitet sie ihn durch eigene Kraft. Nicht ungleich diesem Bilde ist die wahre philosophische Thätigkeit. Sie läßt nicht Alles bloß auf die Kräfte des Geistes ankommen, noch nimmt sie aus der Naturgeschichte und den mechanischen Versuchen den ihr dargebotenen Stoff, roh, wie er ist, ins Gedächtniß auf; sondern legt ihn erst verändert und umgearbeitet dem Verstande vor. Aus solcher innigen Verbindung der Erfahrung mit der Vernunft, welche bisher noch nicht stattgefunden hat, ist nun Alles zu erwarten.

Derjenige, welcher die Macht und Herrschaft des menschlichen Geschlechts über die Gesammtnatur zu begründen und zu erweitern strebt, besitzt ohne Zweifel eine natürliche und preiswürdige Ehrbegierde. Die menschliche Gewalt über die Körperwelt beruht aber einzig auf Kunst und Wissenschaft. Man beherrscht die Natur nur, indem man sich ihren Gesetzen unterwirft. — Der Geist gelangt nicht durch sich, sondern nur durch sein Einssehn mit den Dingen zur Vollkommenheit, woraus sich ergiebt, daß mit den Erfindungen auch die Erfindungskunst zunehmen müsse. (Aus dem Organon.)

Es ist gewiß und durch die Erfahrung bewiesen, daß oberflächliche Philosophie zum Atheismus führen kann, gründlichere Forschung aber zu Gott und Religion zurückführt. — Keiner liebt seine Beschäftigungen um ihrer selbst willen, ausgenommen der wissenschaftliche Mann. Die Andern denken an Gewinn, Ehre, Macht, eiteles Aufsehn u. s. w. — Künste und Wissenschaften mildern die Sitten, machen sie zart, folgsam, nachgiebig gegen obrigkeitliche Befehle; Unwissenheit hingegen macht sie hals-

starrig, widerspenstig, aufrührerisch. — Sind Gemüther nicht schon ganz verderbt, so werden sie durch Bildung verbessert. —

Leichtgläubigkeit hat besonders in der Kirchengeschichte großen Schaden gethan, wenn sie handelt von Wundern, Heiligen, Märtyrern, Einsiedlern, Bildern, Reliquien u. s. w. Aehnliches sehen wir in der Naturgeschichte bei Plinius, Cardanus, Albertus u. A. fast nur mit Ausnahme des hier löblichen Aristoteles. — Es giebt eine gleich verkehrte Vorliebe für das Alte und für das Neue. — So lange die Wissenschaft sich in Aphorismen und Beobachtungen verbreitet, kann sie wachsen und sich erheben; ist sie durch Methoden (und Systeme) umschrieben und eingeschlossen, so mag sie erläutert und zu menschlichem Gebrauche bearbeitet werden, nicht aber wahrhaft vermehrt. Die sogenannte allgemeine, oder erste Philosophie, ist für den Fortschritt der einzelnen Fächer nur schädlich. Sie sieht herab von hohen Bergen, oder Thürmen, und kann nicht die entfernteren, inneren, in der Ebene liegenden Theile der Wissenschaften erforschen. — Wer bei Forschungen vom Gewissen ausgeht, endet in Zweifel; wer mit diesem beginnt und geduldig ausharrt, wird den Ausgang zum Gewissen finden.

In der Geschichte müssen die Ursachen mit den Thatsachen verbunden werden: also Natur der Länder und Völker, günstige oder ungünstige Anlagen und Verhältnisse, Eifer und Mischung der Religionen, Rechtspflege, ausgezeichnete Männer und Beförderer der Wissenschaften u. s. w. Einige welche Geschichte schreiben vernachlässigen die Form, oder berichten nur ganz Allgemeines, oder erzählen auch das Kleinste und Unbedeutendste, oder erfinden in überkühner Weise, stellen nur sich dar oder ihre Partei, oder ermüden durch überlange urtheilslose Reden u. s. w. Genug es stehet fest, daß man unter allen Schriften nichts seltener findet als eine in jeder Beziehung vollkommene Geschichte. —

Satiren, Elegien, Epigramme, Oden, gehören mehr zur Rhetorik und Philosophie, als zur Dichtkunst. Die dramatische Poesie könnte sehr nützlich seyn, wenn sie gesund wäre. Es

findet sich aber ein Ueberfluß von Verderbtheiten, und die Zucht (disciplina) ist in unsern Zeiten ganz vernachlässigt. (de augm. scient.)"

(Aus dieser Stelle geht hervor daß Bacon seinen großen Zeitgenossen, Shakspeare, entweder (unbegreiflicher Weise) gar nicht kannte, oder ganz verkannte.)

„Männer in hohen Würden sind dreifache Knechte (servants): des Fürsten oder Staates, des Rufes (fame), der Geschäfte, so daß sie keine Freiheit haben in Hinsicht auf ihre Personen, ihre Handlungen, ihre Zeit. Es ist eine sonderbare Begierde, Macht zu suchen, und Freiheit zu verlieren; oder Macht über Andere zu suchen und sie über sich selbst zu verlieren. Das Aufsteigen zu einer Würde ist anstrengend; durch Mühe kommen die Menschen zu größeren Mühen; durch Niedriges und Unwürdiges, zu Würden. Ihr Stehen ist schlüpferig, ihr Rücktritt ein Fall, oder doch eine melancholische Verfinsterung. — Bei Erfüllung deiner Amtspflichten, stelle dir die besten Beispiele vor Augen; und vergleiche streng dein eigenes Verfahren mit denselben. Halte deine und deiner Untergebenen Hände nicht allein frei von Bestechung (corruption); sondern auch die Hände der Nachsuchenden daß sie nichts darbieten: denn gewöhnliche Rechtlichkeit thut jenes; aber eine mit offenbarem Verdammen aller Bestechlichkeit sich darlegende Rechtlichkeit, vermeidet nicht bloß das Unrecht sondern auch den Verdacht. (Boltz Handbuch, S. 41.)"

(Welch ein Jammer, daß ein Mann wie Bacon seiner besten Erkenntniß und Ueberzeugung so untreu ward, und zu Verbrechen hinabsank die er selbst aufs Bestimmteste verdammte! Mit Recht sagt Macaulay: Bacon liebte Vieles mehr als die Tugend, und fürchtete Vieles mehr als die Schuld!)

„Niemand (sagt Bacon) soll schlechte Mittel zu angeblich guten Zwecken anwenden, am wenigsten soll die Religion den Vorwand geben. Es ist weise bei Neuerungen schrittweise vorzugehen, und nur dann, wenn eine Nothwendigkeit dazu vorliegt. Durch zweckmäßige Reformen vorbeugt man Unruhen und

Empörungen. Könige sind sterbliche Götter auf Erden. Wer sie nicht ehrt, steht dem Atheismus nahe, und im Herzen fehlt ihm die Gottesfurcht." — Dieses letzten Ausspruchs halber, ist Bacon bis auf den heutigen Tag bitter getadelt worden. [Brougham political Philosophy I, 63.]

46.

Ueber Thomas Hobbes (1588—1679) und einige andere englische Philosophen, habe ich in meiner Schrift: „die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" so umständlich gesprochen, daß ich (ohne es zu wiederholen) darauf verweisen kann. Hier nur so viel, daß Hobbes durch die erlebte englische Revolution von allen Freiheitsbestrebungen ganz zurückgeschreckt, eine ungenügende und ungemüthliche Theorie des Absolutismus entwarf. Sie steht in genauer Verbindung mit seinem spekulativen Systeme, welches sich nirgends über den Empirismus und Materialismus erhebt, von Gott und einer Vernunfttheologie fast nichts weiß, und dann (wohl nur um Anstoß zu vermeiden) die Offenbarung zu Hülfe ruft, ohne ihr irgendwo lebendigen Einfluß einzuräumen. [1])

47.

Weit mehr Anklang als Hobbes und eine bis auf den heutigen Tag fortdauernde Einwirkung, fand Locke (1632—1704). Er gründete sein System wesentlich auf äußere Erfahrung und innere Reflexion, und suchte durch Verbindung beider eine Geistesphilosophie, neben der Naturphilosophie, zu begründen. Allmählig legten aber seine Nachfolger vorzugsweise den Nach-

1) Jöcher sagt: Hobbes ist von Natur und sonderlich bei zunehmendem Alter so morös gewest, daß er jederman contradiciret.

druck auf die äußere Erfahrung und geriethen in einen ungeistigen Materialismus, zu dem Locke allerdings eine Veranlassung, oder einen Vorwand gegeben hatte. Hiedurch kam sein System in übertriebenen Mißcredit, ließ sich aber, wenn auch nicht als umfassend rechtfertigen, doch in Hinsicht vieler Punkte eher erklären und aufrecht halten, als Leibnitzens Monadologie und prästabilirte Harmonie. Eine nähere Entwickelung der spekulativen Grundsätze Lockes gehört nicht hieher; seine Ansichten über Regierung und Staat habe ich in dem soeben erwähnten Büchlein mitgetheilt, weshalb hier nur noch Folgendes aus seiner Erziehungslehre Platz finden mag.[1])

„Kinder vornehmer Aeltern sollten zur Beförderung ihrer Gesundheit etwa wie Kinder wohlhabender Landleute gehalten werden. Enge Kleider taugen nicht, am wenigsten die Schnürbrüste der Mädchen. Früh aufstehen, früh zu Bette gehn, sey Regel. Man gebe den Kindern möglichst wenig Arznei, besonders keine Präservativmittel. Auch schicke man nicht um jede Kleinigkeit nach dem Arzte. Selbstverläugnung und Selbstüberwindung muß früh eingeübt werden. Kinderfehler sind nicht zu übersehn, sie erwachsen zu Mannesfehlern. Dressirt man doch junge Thiere zum Guten, warum nicht Kinder? Den Launen der Kinder muß man nie dienen, sie zuerst an unbedingten Gehorsam, danach mit den Jahren an Freiheit gewöhnen, so daß sie aus gehorsamen Kindern, Freunde werden. Man soll die Kinder nicht durch sinnlichen Köder, Leckereien u. dgl. zum Guten bewegen, noch durch Geld, Putz u. s. w. belohnen. Dagegen wirke man auf die Kinder durch Lob und Tadel. Es soll in ihnen das Verlangen entstehen, sich um Beifall zu bewerben und das zu vermeiden, was sie verächtlich macht.

Man gebe nicht zu viel Regeln, welche die Kinder kaum zu behalten im Stande sind. Man hüte sich die Manieren der Kinder beständig zu meistern; vieles giebt sich von selbst mit der Zeit. Vor Allem sollen die Aeltern ihre Kinder nicht den

1) K. v. Raumer Pädagogik II, 114.

Dienstboten Preis geben, sondern sie so viel möglich um sich haben, doch ohne sie zu beengen. Aber am wenigsten dürfen die Aeltern den Kindern ein Aergerniß geben. — Kinder wollen herrschen, das ist die Quelle vieles Bösen; ebenso wollen sie haben, besitzen. Gegen diese Herrschsucht und Habsucht muß früh gewirkt werden. Man gewähre dem Kinde nichts, was es mit Ungestüm verlangt, erschreien und ertrotzen will; dagegen befriedige man wahre Bedürfnisse. Kleine Unredlichkeiten der Kinder erwachsen zu Betrügereien, wenn sie Männer werden. Man entwöhne von Furcht, doch so daß die Kinder nicht dummdreist werden, und erziehe sie zum rechten Muth. Spielsachen der Kinder sind nicht in Ueberfluß anzuschaffen, auch müssen nicht viele zugleich in die Hände gegeben werden. — An die Lehre von Gott schließe man die Anweisung zur Wahrheit, Liebe und zum Wohlwollen an."

So viel des Besseren aus Lockes Schrift; Mangelhaftes, ja Verkehrtes habe ich übergangen. Seine beredte Empfehlung religiöser Duldsamkeit, verdient großes Lob.

48.

Ich klagte daß so wenige Philosophen von Fach danach strebten, zu dem lehrreichen Inhalt auch eine ansprechende Form zu finden; denn (um bei den zuletzt erwähnten stehen zu bleiben) es ist eine mühsame Arbeit, Bacons Schrift de augmentis scientiarum zu Ende zu lesen, und in Lockes Hauptwerke, vom menschlichen Verstande, fehlt es auch nicht an ermüdenden Theilen. Wenn sich also ein Philosoph findet, der ernstlich und mit Erfolg bemüht war, zugleich geistreich, schön und lesbar zu schreiben, so sollte man dies dankbar anerkennen, und nicht splitterrichtend über Einzelnes herfallen, und das viele Lobenswerthe in Schatten stellen. So ist es aber Shaftesbury (1671—1713) ergangen!

[Bouterwek 8, 262.]

Schleiermacher (der aus übergroßer Verehrung Platons, den Aristoteles oft einseitig behandelt) hätte am wenigsten über Shaftesbury unbillig urtheilen sollen, da dieser ein Bewunderer Platons und bemüht ist ihm nachzufolgen und ihm nachzuahmen. Anstatt aber philosophische und theologische Einreden gegen den ausgezeichneten Mann umständlich aufzuzählen, stimme ich den kurzen und wahren Worten Hettners (I, 177) bei: „Shaftesbury ist eine der bedeutendsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts. Alle größten Geister dieses Zeitalters, nicht bloß die Engländer, sondern auch Leibnitz, Voltaire, Diderot, Lessing, Wieland und Herder haben aus ihm die kräftigste Nahrung gezogen. Seine Reize sind ewig neu. Unsere Gegenwart thut sehr Unrecht, ihn jetzt so völlig außer Acht zu lassen.“ — Und Goethe sagt: „ich brauche Shaftesbury nur zu nennen, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen.“ (32, 244.) — Hiemit übereinstimmend bemerkt Buhle (V, 291) Shaftesburys Charakteristiken sind voll philosophischen Geistes, Witzes und Laune, und höchst schätzbare Ueberreste eines der liebenswürdigsten Schriftsteller, die je gelebt haben.

Bei diesen Verhältnissen gebe ich mehrere Stellen und Auszüge aus seinen Schriften, damit jeder selbst prüfe und entscheide, in wie fern Lob und Tadel verdient sey.

1) A letter concerning Enthusiasm.

Gäbe die Geschicklichkeit, Schwächen und Laster gut darzulegen, eine hinreichende Sicherheit für die entgegenstehenden Tugenden, so lebten wir in einem vortrefflichen Zeitalter. Denn nie wurden Thorheiten und Ausschweifungen jeder Art schärfer beaufsichtigt und witziger verspottet. Doch bleibt eine freie und unparteiische Beurtheilung der Sitten unmöglich, wenn irgend eine besondere Gewohnheit, oder Meinung nicht allein bei Seite gestellt und von jener Beurtheilung befreit, sondern auch mit der höchsten Kunst geschmeichelt wird. Betrügereien, Einfluß des Hofes, Macht des Adels, Ansehn der Kirche, dürfen hier keinen Schutz gewähren und allseitige Prüfung verhindern. Läßt

man hingegen der Untersuchung freie Bahn, so wird sich das rechte Maaß für Alles schon finden.

Mit jeder Schwärmerei (enthusiasm) ist Trübsinn verbunden, (sey es in Liebe, oder Religion) und bevor derselbe ausgetrieben ist, besitzt der Geist keine Freiheit zu hören, was sich gegen das Lächerliche dieser Richtungen sagen läßt. Doch muß man ihnen einen Ausgang verstatten, damit das Schädliche gleichsam durch Gährung ausgetrieben werde; sonst können sich leichte Uebel in gefährlichere Krankheiten verwandeln, und durch Ansteckung verbreiten. — Gränzen vorschreiben der Einbildungskraft und Spekulation, religiösen Glauben oder religiöse Furcht ordnen, Schwärmerei durch Gewalt unterdrücken, oder sie auf eine Art beschränken wollen, ist gleich vergeblich. Wenn man Aberglauben und Schwärmerei milde behandelt und sich selbst überläßt, steigern sie sich nie bis zu Verfolgungen, Verwüstungen, Blutvergießen und Krieg. Aber eine neue Art von Polizei, welche sich bis zu einer anderen Welt ausdehnt, und künftiges Leben und Glückseligkeit mehr ins Auge faßt, als die Gegenwart, überspringt die Gränzen der natürlichen Menschheit, und lehrt aus übernatürlicher Liebe uns gegenseitig in frömmster Weise zu plagen.

Seelen zu retten, ist jetzt die heroische Leidenschaft überspannter Geister, und wird gewissermaßen die Hauptsorge der Obrigkeiten, ja der wahre Zweck der Regierung. Sollten Beamte es unternehmen sich dergestalt in andere Wissenschaften zu mischen, so fürchte ich wir würden bald bekommen eine schlechte Logik, schlechte Mathematik und in jeder Beziehung eine schlechte Philosophie; — so wie wir oft eine schlechte Gottesgelahrtheit in den Ländern haben, wo eine scharfe Rechtgläubigkeit durch Gesetze vorgeschrieben ist.

2) On the freedom of wit and humour.

Einige Gentlemen sind so angefüllt vom Geiste der Frömmelei und falschem Eifer, daß wenn sie hören man prüfe Grundsätze, forsche in Wissenschaften und Künsten, und behandele

Sachen von Wichtigkeit mit der Offenheit des Humors, so bilden sie sich ein daß alle Berufsarten zu Grunde gehn, alle Einrichtungen zerfallen und nichts Geordnetes und Schickliches in der Welt übrig bleibe. Sie fürchten, oder geben vor zu fürchten, daß selbst die Religion bei diesem freien Verfahren in Gefahr gerathe. Die Tugend leidet nie so wenn sie bestritten, als wenn sie betrogen wird. Ich fürchte nicht so sehr witzige Gegner, welche zur Uebung und Vertheidigung auffordern, als zarte Ammen welche durch Uebermaß von Sorge und Liebe tödten.

Es giebt keine wirkliche Liebe der Tugend, ohne Kenntniß des öffentlichen Wohls, und wo unbeschränkte Gewalt herrscht, giebt es kein Publikum. Sittlichkeit und gute Regierung gehen Hand in Hand. Diejenigen, welche unter einer Tyrannei leben, und gelernt haben sie als geheiligt und göttlich zu bewundern, sind verderbt sowohl in Hinsicht auf ihre Sittlichkeit, als auf ihre Religion. — Wie kann man irrend bürgerliche Gesellschaft und Regierung betrachten als eine Art von Erfindung, als ein Geschöpf der Kunst. Mir scheint die vereinigende Richtung, das gesellige Versammeln eine, in den Meisten so natürliche und starke Neigung zu seyn, daß aus ihrem Uebermaß manche Unordnung in der menschlichen Gesellschaft entstand.

Es ist eine gewöhnliche Behauptung: das Interesse (interest) beherrsche die Welt. Ich glaube hingegen daß wer die Verhältnisse genau betrachtet, finden wird daß Leidenschaft, Laune, Eigensinn, Eifer, Faktionsgeist und tausend andere Triebfedern, welche der Eigenliebe entgegenstehen, einen bedeutenden Antheil an den Bewegungen dieser Maschine haben. Die Sache ist zu verwickelt, als daß man sie von einem Standpunkte aus ergründen und mit einem, oder zwei Worten abfertigen könnte. Allerdings beruht die rechte Selbstliebe, auf Weisheit und Rechtlichkeit. Wie die Sacheu jetzt stehen, dürfte diese wenig durch Philosophie und tiefe Spekulationen gewinnen; besser wohl festhalten an dem gemeinen Menschenverstande. Oft sind hier die ersten Gedanken der Menschen, besser als die zweiten, und ihre

natürlichen Begriffe denen vorzuziehn, welche durch Studium, oder durch Berathung mit Casuisten verfeinert wurden. Ein einfacher Mann sagt natürlich und herzlich, seinem gesunden Menschenverstande gemäß: für die ganze Welt will ich dies Unrecht nicht thun. — Aber speculative Leute finden große Bedenken bei dem Falle, manche Ausflüchte, Mittelwege, Erleichterungen: z. B. eine gute Gabe an der rechten Stelle angewandt, eine richtige Methode um Verzeihung zu bitten, gute Almosen, milde Stiftungen für rechtgläubige Gottesverehrer, Eifer für die rechte Lehre u. dgl. geben hinreichende Buße für schlechte Handlungen; — insbesondere wenn man dadurch zu großer Macht kommt, um (wie sie sagen) dann Gutes zu thun, und der guten Sache zu nützen!

3) Soliloquy, or advice to an author.

Was man gewöhnlich Rath geben nennt, ist nur eine Gelegenheit unsere eigene Weisheit auf Anderer Kosten zu zeigen. Wiederum ist Rath empfangen, selten mehr als jemand Gelegenheit geben durch unsere Mängel seinen Charakter zu erheben.

Ein sogenannter heiliger Schriftsteller schätzt unter allen Menschen am wenigsten die Wohlgezogenheit. Er verachtet es seinen Geist den Gesetzen der Kritik und des weltlichen Forschens zu unterwerfen. Ebenso wenig ist er geneigt irgendwie Kritik gegen sich selbst zu üben, oder Styl und Sprache nach dem Maßstabe guter Gesellschaft und gebildeter Männer zu ordnen. Er ist erhaben über Alles was wir Sitte (manners) nennen, und wiederum ungeschickt andere Mängel zu rügen, als die er Sünden nennt; obwohl er selbst sündigt gegen Wohlgezogenheit und Schicklichkeit, Grammatik, Beweisgründe und verständigen Sinn. — Es würde schlecht mit der Menschheit stehen, wenn die für Religion Patentirten, auch beauftragt würden für allen Unterricht, für Sitte (manners), oder Gespräche (conversation). Mag die Bühne unterrichten, wie die Kanzel.

Wir waren so glücklich die dramatische Dichtkunst und die Bühne so hoch zu heben, als es der Genius unseres Volkes

erlaubt. Der hohe Geist der Tragödie kann nicht bestehen, wo der Geist der Freiheit mangelt. Der Genius dieser Dichtungsart besteht in der lebhaften Darstellung von Unordnungen und Elend der Großen; zu dem Zwecke daß die niedriger Gestellten belehrt werden sich ihres sicherern Standes zu erfreuen, und die Gleichheit und Gerechtigkeit schützender Gesetze anzuerkennen.

Viele unserer neuern Schriftsteller richten sich ganz nach dem Geschmacke des Publikums, und der unregelmäßigen Fantasie der Welt. Sie gestehen daß sie verkehrt und thöricht schreiben, um sich dem Sinne der Gegenwart anzuschmiegen. In unseren Tagen machen die Zuhörer den Dichter, der Buchhändler den Schriftsteller, und jeder Urtheilsfähige kann sich vorstellen, welcher Vortheil daraus entsteht für das Publikum, und für Ruf und Ehre des Schriftstellers!

4) Letters.

Es ist ein Unglück der Jugend, ja nicht bloß der Jugend, sondern des menschlichen Geschlechts, daß es tausendmal leichter ist die höchsten Ideen von Tugend und Güte auszubilden, als das Geringste auszuüben.

Es ist weit besser weniges Vortreffliche, als viel und vielerlei zu lesen. Vor Allen meide man streitsüchtige Schriften und Schriftsteller.

Hobbes Charakter und sklavische Grundsätze in Hinsicht auf Regierungen, nahmen das Gift seiner Philosophie hinweg; aber Locke traf alle Grundlagen, und trieb Ordnung und Tugend zur Welt hinaus. Die Frage ist nicht wenneher gewisse Ideen in dem Menschen hervortreten; sondern ob seine Natur, seine Constitution so ist, daß früher oder später die Idee, das Gefühl für Ordnung, Vorsehung, Gott, unfehlbar, unvermeidlich, nothwendig in ihm hervorbrechen müssen. Nach Locke hat die Tugend kein anderes Maaß, Gesetz, oder Vorschrift, als Mode und Gebrauch. Sittlichkeit, Billigkeit, Gerechtigkeit hängen angeblich allein ab von vorhandenen Gesetzen und eigenem Willen.

Hienach sind recht und schlecht, Tugend und Laster nichts an

sich selbst; es ist hievon keine Spur, oder Idee dem menschlichen Gemüthe von Natur eingeprägt. Dies ist eine sehr ärmliche Philosophie.

5) An inquiry concerning Virtue and Merit.

Ich habe Leute gekannt welche den Schein großen Eifers für Religion an den Tag legten, denen es aber an den einfachsten Gesinnungen der Menschlichkeit fehlte, und die sich außerordentlich entartet und verderbt zeigten. Andere dagegen welche wenig Achtung vor Religion zeigten und wie Atheisten betrachtet wurden, beobachteten die Gesetze der Sittlichkeit und handelten so wohlmeinend und liebevoll, daß man fast gezwungen wurde sie als tugendhaft anzuerkennen.

Ein vollkommener Deist glaubt, daß alle Dinge geordnet und regiert werden zum Besten, durch ein vorbestimmendes Prinzip, oder ein nothwendig gutes und dauerndes Wesen. Der vollkommene Atheist läugnet dies Alles und überläßt Jegliches dem Zufalle. Wie zwei, drei, oder mehr gute Wesen an die Spitze stellt, ist ein Polytheist. Wer nicht annimmt daß diese Wesen nothwendig gut sind und das Beste bezwecken, sondern nach Willkür und Einfällen handeln, ist ein Dämonist. Wenige Menschen denken jedoch folgerecht und gleichartig über so schwierige Dinge wie die Anordnung und Regierung der Welt. Man kann deshalb nur das eines Menschen Meinung nennen, was ihm angewöhnt ist und bei den meisten Veranlassungen hervortritt.

Wenn jemand im Einzelnen noch so gut handelt, im Grunde aber nur von Selbstsucht bewegt wird, ist er an sich noch lasterhaft. Es bleibt verkehrt zu behaupten, es sey gerecht jemand für eines anderen Schuld leiden zu lassen, oder ihn willkürlich und ohne Grund zur ewigen Glückseligkeit, oder ewigen Verdammniß hinzuweisen. Entsagung in dieser Welt, unter der Bedingung weit größerer Vergnügungen und Genüsse in jener, ist nur ein eigennütziger Handel, und kein Beweis des Werthes und der Tugend. Es ergiebt sich vielmehr, daß in mancher

Beziehung nichts der Tugend schädlicher seyn kann, als der schwächliche und unsichere Glaube an künftige Belohnungen und Strafen.

Die Neigungen und Gesinnungen eines Tugendhaften müssen nicht bloß in Beziehung auf ihn selbst, sondern auch auf das Publikum, die Gesellschaft, recht seyn und aus einem Stück. Wo dies fehlt ist nur Verderbniß und Laster. Sittlichkeit stiftet überall Nutzen, Unsittlichkeit bringt nach jeder Richtung Schaden. Ein religiöses Gewissen setzt voraus ein natürliches und sittliches Gewissen. Dies muß geübt und geschärft werden. Zu starke, eigenliebige Eigenschaften machen elend. Wer vorzugsweise Neigung hat zur Ruhe, Muße, einem weibischen Temperament, wem Arbeit und Beschäftigung zuwider ist, der geht unvermeidlichem Elende und Plagen entgegen. Schlecht, oder lasterhaft seyn, heißt so viel als elend und unglücklich seyn. Dies ist so gewiß und erwiesen, als irgend ein mathematischer Satz. Jeder Fortschritt in Rechtlichkeit und Tugend, ist ein Fortschritt zum größten und ächtesten Glück. Die Tugend ist Stütze und Schmuck aller menschlichen Angelegenheiten, erhält Einigkeit und Freundschaft, macht Familien und Völker blühend und glücklich; ohne sie geht Alles zu Grunde!

6) The Moralists.

Woher kommt es daß wir Neueren so viel Abhandlungen und essays besitzen, und vom Gespräche, vom Dialog, so wenig Gebrauch machen? Weil es jetzt falsch und eine Lüge wäre, so viel Verstand, Inhalt und gründliche Erörterung in die Zeit einer Stunde zusammen zu pressen.

Wir haben eine sonderbare Laune Schöpfer zu seyn, und alle Geheimnisse der Natur zu ergründen; ja Menschen zu machen auf eine andere, als die bisher natürliche Weise. — Jede Sekte hat ihr Recept! Kennt ihr es, so seyd ihr Meister der Natur, seht alle ihre Plane, versteht alle ihre Erscheinungen, und könnt über jede ihrer Thätigkeiten Rechenschaft ablegen, und

leichter eine Welt erschaffen, als Archimedes sich erbot sie zu bewegen!

Es giebt Rationalisten welche behaupten alle Dinge zu kennen, weil sie wenig, oder nichts glauben; Andere, welche nichts wissen, glauben Alles. Manche Gegner der Schwärmerei, zeigen so wenig Eifer, Theilnahme und Wärme, in Hinsicht auf das was sie ihre vernünftige Religion nennen, daß Verdacht entsteht ob sie in irgend einer aufrichtig verfahren.

Viele religiöse Schriftsteller und heilige Redner schelten auf sittliche Tugend, als sey sie eine Art von Stiefmutter und Gegnerin der Religion. Sittlichkeit, Moralität (heißt es) muß nicht genannt werden, die Natur hat keine Ansprüche, Vernunft ist ein Feind, gemeine Gerechtigkeit eine Thorheit, Tugend ein Elend!

Das Wesen eines Deisten, eines Gottesverehrers, steht nicht in Widerspruch zum Christenthume. — Diejenigen irren sehr, welche die Gedanken der Menschen dadurch auf eine bessere Welt hinlenken wollen, daß sie von der jetzigen sehr schlecht denken; vielmehr denken nur die Tugendhaften gern an jene Zukunft, obgleich diese Aussicht nicht der erste und wesentlichste Grund ihres Handelns ist.

Wer sich bemüht die Gesetze der Natur zu verrücken, im Himmel und auf Erden nach Wundern umhersucht, jedes Ding lediglich ins Wunderbare hineinzieht, bringt Verwirrung in die Welt, zerbricht ihre Uebereinstimmung, zerstört die bewundernswerthe Einfachheit und Ordnung, woraus ein unendliches, vollkommenes Wesen erkannt wird.

Nur den Zustand darf man natürlich nennen, in welchem der Mensch verharren und seine Bestimmung erfüllen kann. Außerhalb geselliger Verhältnisse ist dies unmöglich.

Durch unsere schwachen, mit mechanischen Mitteln gestärkten Augen, erkennen wir in allen Werken der Natur, die vollendetste Kunst, eine verborgene Scene von Wundern, Welten in Welten von unendlicher Kleinheit, hinsichtlich der Kunst jedoch dem Größten gleich, und angefüllt mit mehr Wundern als der schärfste

Sinn, die größte Kunst und die geübteste Vernunft durchdringen und entfalten kann.

7) Miscellaneous Reflections.

Von allen Streitschriften, Kritiken und Antikritiken bleibt fast Nichts übrig; sie wandern nach kurzer Frist zum Pastetenbäcker. Der augenblickliche Spaß geht bald vorüber.

Die Masse des Aberglaubens wächst oft mit der Zahl der Priester, Wahrsager, Propheten, oder derjenigen die ihren Unterhalt, oder andere Vortheile aus religiösen Angelegenheiten beziehen.

Ursprünglich hatte unsere heilige Religion nichts zu schaffen mit Philosophie und Spekulation; ja sie schien diesen entgegengesetzt zu seyn. Zum wahren Philosophen gehört nicht bloß ein Kopf, sondern auch Herz und entschlossener Charakter.

Selbst der Atheismus ist nicht frei von Schwärmerei, welche bis zum Märtyrerthum steigen kann. Er haßt alles Geistige und treibt Götzendienst mit dem Materiellen.

Die alte Hierarchie erscheint in Hinsicht auf ihre erste Gründung, Kirchenzucht, Festigkeit der Gestaltung und Verfassung, sogar denen in mancher Beziehung groß und ehrwürdig, welche keine schwachen Augen haben. Jene waren geistliche Eroberer, gleich den ersten Cäsaren, und legten den Grund zu einer Universalmonarchie. Selbst die willkürliche Herrschaft, geübt von einer geistlichen, so ausgedehnten, so alten und dauerhaften Macht, erscheint weniger unerträglich als die kleine Tyrannei und angebliche Politik einiger neuen Prätendenten.

Nur da kann ein vernünftiger Glaube vorhanden seyn, wo man Prüfung und Vergleichung erlaubt, und aufrichtige Duldung stattfindet.

Es giebt keinen geeignetern Weg die heiligsten Wahrheiten verdächtig zu machen, als sie mit Drohungen und Schrecken aufzuzwingen.

Von allem Haß dauert der religiöse (ohne genügenden Grund) am längsten. Herrschende Religionsparteien verfolgen, unterdrückte

empfehlen Mäßigung und Duldung. Milde und brüderliche Liebe sind schöne Worte; wer kann sich träumen lassen daß in ihrem Gefolge sich finden Ruthen, Martern, Galgen, Feuer!

Das Interesse einer wahrhaft frommen Geistlichkeit ist nothwendig verbunden mit Bildung und klassischer Litteratur; hier findet sie Mittel alle Einwürfe ihrer Gegner zu widerlegen. Aberglaube dagegen, Bigoterie, Frömmelei, Schwärmerei, verknechten Verstand und Vernunft, und lassen zuletzt Zwang und Tyrannei als den natürlichen Zustand des menschlichen Geschlechts erscheinen.

Sich von frei begründeten Gesetzen entbinden, regieren nach dem Belieben der täglichen Willkür und nach Grillen, bei jeder Wendung die Regel und das Maaß der Regierung ändern, ohne Rücksicht auf alte Bestimmungen und Einrichtungen, auf Billigkeit und Gerechtigkeit; — ist Gewalt, Zerstörung, Elend und Sklaverei.

Ein begründeter und richtiger Geschmack kann nicht entstehn und zu Tage kommen, ohne die vorhergehende Arbeit der Kritik. Deshalb erklären wir offenen Krieg gegen die trägen, sorglosen Schriftsteller, Leser, Hörer, Schauspieler, Zuschauer, welche nach ihren Launen und Grillen allein entscheiden was anmuthig und schön sey, und alle Kritik verwerfen, durch welche sie allein die Schönheit und den wahren Werth jedes Gegenstandes entdecken können.

Machen Sie sich zu einem heiligen Gesetz, Ihr Auge und Ihre Einbildungskraft, die sich zu dem Lustigen und Muthwilligen hinneigt, gehörig zu zügeln; halten Sie sich hauptsächlich an das, was anfänglich für Sie nicht eben viel Reiz hat, an die edeln, großen, durchgebildeten Werke der anerkanntesten Meister. Wenn Sie bei dem ersten Anschauen keine Reize und Annehmlichkeiten an ihnen finden, so bleiben Sie länger dabei stehen; sehen Sie sich tiefer und tiefer in das Bild hinein, und wenn Sie einen Reiz entdeckt haben, machen Sie sich ihn zu nutze, copiren Sie ihn, und unterhalten Sie die Idee und wenden Sie allen Fleiß an, bis Sie sich einen richtigen Geschmack zu eigen

gemacht haben und das, was wirklich schön ist, empfinden und beurtheilen lernen.

49.

Lord Bolingbroke (1672—1751) war eben so weit entfernt von der freiwilligen litterarischen Muße des Grafen Shaftesbury, als von den verbrecherischen Irrwegen Lord Bacons. Dennoch ist zunächst sein politisches Benehmen als wankelmüthig und zweideutig bezeichnet worden, theils mit Recht, theils mit Unrecht. Bei den Unterhandlungen über den utrechter Frieden, verfuhr er allerdings nicht mit edler, großartiger, kühner Offenheit und genügender Vorsicht; mit Recht aber hielt er dafür, daß England nicht verpflichtet sey so lange Krieg zu führen bis die ganze spanische Monarchie in den Händen der Habsburger sey. Bolingbroke kehrte vielmehr zu den politischen Ansichten König Wilhelms III., und dem ursprünglichen Inhalte des großen Bundes gegen Frankreich zurück.[1]) Daß er sich dem Prätendenten anschloß, war weniger ein Unrecht, als ein Irthum, der sehr bestraft ward durch die ihm undankbar wiederfahrne Zurücksetzung.

[Bouterwek 8, 267.]

Heimgekehrt nach England und ausgeschlossen vom Oberhause, wandte er sich zu litterarischen Arbeiten, und ward durch Scharfsinn und Beherrschung der Form ein sehr interessanter und lesenswerther Schriftsteller. Er gehört zu der Reihe von Autoren, welche bisweilen von oben herab beurtheilt werden, weil sie nicht streng systematisch vortragen. Ihre Einwirkung ist aber in Wahrheit viel größer und verdient weit mehr Aufmerksamkeit, als Pedanten ihnen zuzuwenden geneigt sind. Mithin haben wir um so mehr Grund aus seinen Schriften (wie aus denen Shaftesburys) umständlichere Auszüge zu geben, damit

1) Siehe seine ungemein lehrreichen Briefe über das Studium der Geschichte. Daselbst (S. 98) über die älteste Geschichte Roms.

sich zeige ob und in wiefern die harten Vorwürfe wohlbegründet sind, welche man ihm wegen seiner politischen, philosophischen und religiösen Grundsätze gemacht hat.

„Gottes Daseyn ist erwiesen und Streiten gegen diese Demonstration erscheint unpassend (impertinent). Ja der Gottesläugner hat nur noch einen Schritt zu thun, um bei dem Gipfel aller Thorheit (absurdity) anzulangen und sein eigenes Daseyn zu läugnen; denn die unmittelbare Erkenntniß und Gewißheit von dem eigenen Daseyn, verbindet dasselbe nothwendig mit dem Beweise von dem Daseyn Gottes, und die letzte Gewißheit ist eben nicht geringer als die erste; sie beruht vielmehr auf der nothwendigen Verbindung der klarsten, deutlichsten und inhaltreichsten Ideen.

Dennoch hat Gott unserer Neugier, oder Wißbegier, Schranken gesetzt, welche zu übersteigen man seit Plato bis Malebranche sich vergebens abmühte. Wir kennen die Gesetze nicht, nach welchen äußere Gegenstände auf uns Eindruck machen; wir wissen nicht wie Körper auf Körper, und Geist auf Geist einwirkt: unsere Unwissenheit über die Ursachen, hindert aber keineswegs unsere Einsicht in die Wirkungen.

Die Sinnlichkeit würde zur Bildung des Verstandes wenig nützen, wenn wir keine andere Fähigkeit besäßen, als die des bloß leidenden Aufnehmens. Wiederum aber würden diese anderen Fähigkeiten, ohne Sinnlichkeit, nichts haben, worauf sie wirken könnten. Sinnlichkeit ist die größere, Reflexion die kleinere Quelle der Ideen. Diese aber sind klar und deutlich, ja man kann sagen daß sie mehr wahre Erkenntniß hervorrufen, als die erste. Die Sinnlichkeit gab die Veranlassung zu denselben; aber sie waren, genau zu reden, niemals in der Sinnlichkeit. Fast noch schwieriger als die sinnlichen Eindrücke, sind die Wunder des Gedächtnisses zu erklären.

Sinn und Geist müssen zusammenwirken, um Kenntnisse von der Natur zu erwerben, aber der letzte darf nicht vorschreiten ohne den ersten. Der Versuch, das Experiment, ist die Feuersäule, welche uns in das gelobte Land führt. Descartes System

blendete nur auf kurze Zeit, und Leibnitz (der viel Kenntniß und Scharfsinn, aber noch mehr Spitzfindigkeit und Anmaßung besaß) hat den Philosophen die Pflicht auferlegt, Physik und Metaphysik zu verunreinigen (adulterating). Und doch ist, nächst der Moralphilosophie (ohne jene metaphysische Zuthaten) keine Beschäftigung so würdig des menschlichen Geistes, als die mit der Naturphilosophie und mit den Künsten und Wissenschaften, welche dieselbe fördern.

Der Geist verfährt oft nach Weise der Fürsten und Staaten. Er giebt Münzen aus von Kupfer und Erz, die in den verschiedenen philosophischen und theologischen Münzstätten geprägt werden. Aber in den Sekten, wie in den Staaten, geht die Täuschung vorüber und niemand wird reicher dadurch. Die meisten unserer metaphysischen und logischen Ideen und Begriffe sind unsicher, schwankend und fantastisch; meist aus Mangel an Maßstäben, Kriterien, mittelst welchen wir sie an den Gegenständen prüfen und erproben könnten, oder weil wir diese Prüfung da unterlassen, wo sie uns möglich wäre. Und doch sollten Freunde der Wahrheit nicht von Philosophen und Geistlichen abhängig seyn.

In neuerer Zeit hat man sehr große Fortschritte und Erkenntniß der körperlichen Welt und seit Jahrtausenden sehr wenig Fortschritte in Erkenntniß der (unzugänglichen) geistigen Welt gemacht. Dennoch giebt es noch immer Leute, die von der göttlichen Weltregierung in ebenso zuversichtlicher Art reden, wie von ihren eigenen erbärmlichen Angelegenheiten. Dies nennen sie Theologie. Aus den Grillen ihrer Einbildungskraft erbauen sie geistige und körperliche Welten. Besser seine Forschungen auf die von Gott vorgeschriebenen Gränzen beschränken, innerhalb welcher es noch unermeßlich viel zu thun giebt. Besser seinen Leib genau kennen lernen, als zu zweifeln ob er vorhanden sey; besser den eigenen Geist erforschen (woher man überhaupt allein Kenntniß vom Geiste erlangen kann) als gleich Malebranche zu träumen, daß man den göttlichen Logos befrage.

Auch ohne ein Volk wie die Juden, würde die Kenntniß von einem wahren Gotte erworben und erhalten seyn. Diese Kenntniß erstreckt sich aber nicht bis zu dem innersten Wesen und den physischen und moralischen Eigenschaften Gottes, nicht über das hinaus, was seine Werke zeigen und mittheilen. — Es ist gleich thöricht anzunehmen es gebe zwei unabhängige, gleichgestellte Götter, als es gebe nur einen allmächtigen und allweisen, der aber einem untergeordneten Wesen erlaube, sein Werk in jeder Weise zu verunstalten und zu verderben.

Platon war ein heroischer, dithyrambischer Dichter; wo er aber von diesen Höhen hinabsinkt, geräth er in langweilige, sokratische Ironie, leere Hypothesen und unbedeutende Anspielungen, welche nichts von dem erklären und beweisen, was zu erklären und zu beweisen war. Doch übte er von seiner Akademie, wie später Bernhard von Clairvaux von seiner Zelle aus, eine größere Gewalt über die Gemüther, als viele Fürsten und Helden mit aller Anstrengung. Aber er hat auch in allen Zeiten und Kirchen Schwärmer erzeugt; so besonders in der christlichen die seraphischen Heiligen und die ausschweifendsten Ketzer. Der Platonismus schützte die künstliche auf Offenbarung gegründete Theologie, und diese diente wiederum jenen zu erhalten. Solch ein ursprünglicher Mangel hat sich, wie die Erbsünde, durch alle Geschlechter hindurch fortgepflanzt.

Das Christenthum hat den Schriften des alten Testaments erst ein Ansehn verschafft, das sie vorher nicht hatten. Juden und Christen halten sie in Ehren, verdammen aber gegenseitig ihre Auslegungen. Wir finden alte, zusammengetragene Sagen, spätere Abkürzungen früherer Nachrichten, Genealogien welche nicht ausreichen darauf ein System der Zeitrechnung zu gründen. — Moses hat nicht den ganzen Pentateuch niedergeschrieben, und die Lehre von einer unmittelbaren göttlichen Eingebung aller jener Schriften, ist unhaltbar.

Möge man über die Offenbarungen im neuen Testamente denken wie man will, so viel steht fest: weder die äußeren Zeugnisse, noch die innere Kraft der Lehre war solcher Art, daß

sie allen Widerspruch aufgehoben und allgemeine Zustimmung erworben hätte. Die Offenbarung theilt in dieser Hinsicht das Schicksal der Vernunft. Der Abweichungen, Streitigkeiten, Verketzerungen, sind nur zu viele; und die Juden zeigten sich nicht fähiger für Annahme und Verbreitung der neuen Lehre, als die Heiden. Der Uebergang von Unwissenheit zur Erkenntniß ist kürzer und leichter, als vom Irthum zur Erkenntniß. — Je wichtiger ein Gegenstand ist, desto mehr müssen wir gegen die Täuschungen und Verführungen bloßen Ansehns, bloßer Autorität auf der Hut seyn. Die Grundlage der natürlichen Theologie ist die natürliche, das heißt experimentirende, die Erfahrungsphilosophie, und diese Grundlage ist besser als alle Autorität. Es giebt keine Offenbarung, welche der Vernunft nichts zu thun übrig ließe.

Wenn eine Offenbarung mit Erfolg durch alle vernünftigen Prüfungen hindurchgegangen ist, wenn sie alle Glaubwürdigkeit menschlicher Zeugnisse für sich hat, in allen Theilen folgerecht erscheint, nichts enthält was der rechten Erkenntniß von einem höchsten Wesen und der natürlichen Religion widerspricht: so verdient sie mit der größten Ehrfurcht, Unterwerfung und Dankbarkeit angenommen zu werden. Die Vernunft hat alsdann alle ihre Rechte geübt und übergiebt uns dem Glauben. Es ist gleich unvernünftig, vor all diesen Prüfungen zu glauben, und nach ihnen zu zweifeln.

Nie ist eine Religion auf Erden erschienen, so geeignet wie die christliche, Friede und Glück unter den Menschen zu verbreiten. Scheint das Gegentheil eingetreten zu seyn, so liegt der Fehler nicht an der Religion, sondern an der Theologie, welche man mit der Büchse der Pandora vergleichen könnte. Obenauf liegen allerlei gute Dinge, tiefer unten folgen größere Uebel. Können wir diese Büchse nicht verschließen, so ist es doch gut zu wissen daß sie offen steht. Die Offenbarung ward nicht gegeben, die Menschen von der Vernünftigkeit der Moralität zu überzeugen, sondern deren Anwendung durch eine höhere Autorität einzuschärfen.

Gewisse Vorschriften (z. B. keinem Unrechte und keiner Beleidigung zu widerstehen, nicht für den morgenden Tag zu sorgen, Alles zu verkaufen um Christus nachzufolgen) mögen für Christi unmittelbare Begleiter und Schüler gegolten haben; Vernunft und Erfahrung erweisen dagegen, daß sie, als allgemeine Pflichten betrachtet, unpraktisch, mit dem Instinkt und den Gesetzen der Natur unverträglich und für die Geselligkeit zerstörend sind. Man hat sie bei Seite gelegt, und nur einige Mönchsorden geben vor, sie zu beobachten. Ja unbegnügt mit den Vorschriften Christi, hat die Kirche neue Gewalten, Rechte, Pflichten, Sünden, Ceremonien, Gebräuche u. s. w. erfunden, welche alle zum Vortheile der Geistlichen dienen, die Christen von der Geburt bis zum Tode belästigen, und oft dem Geiste und dem Buchstaben des Evangeliums geradezu widersprechen. Hiemit steht eine Erscheinung in Verbindung, welche erst mit dem Christenthume in die Welt trat: daß man nämlich die härtesten Verfolgungen billigte wegen Meinungen und Ansichten, oft der abstraktesten Spekulation, welche für bürgerliche und religiöse Interessen von der geringsten Wichtigkeit waren.

Wir können den Apostel Paulus als den Vater der künstlichen Theologie betrachten. Daher so viele Streitigkeiten, welche man irrig religiöse nennt. Wer sich für keine Partei erklärt, heißt ein Ungläubiger; wer eine Partei ergreift, wird von allen anderen dem Teufel übergeben. Da nun Rechtgläubigkeit und Ketzerei nach der Stärke und Schwäche der Parteien festgestellt wird, so wechselt nur die Rolle der Verfolger und Verfolgten; aber Verfolgung und Unduldsamkeit selbst nimmt kein Ende! — Siegten die Atheisten, so würde alles religiöse Gewissen und Bewußtseyn ein Ende nehmen; siegten Latitudinarier so zerbröckelte das Christenthum in unzählige kleine Sekten; siegen die Ueberstrengen, so wird Verfolgungssucht ihr Grundsatz, zum Verderben der Staaten und zur Schande der Christenheit.

Schwärmerei ist so wenig Beweis für die Wahrheit einer Religion, als das Märtyrerthum Beweis für eine gute Sache. — Findet man wohl in den heidnischen Systemen einen Gott, der

seinen unschuldigen Sohn opfert, um seinen Zorn über einen Dritten zu stillen? Oder einen Gott, der zugleich sein eigener Vater und sein eigener Sohn ist?

Eine Hauptquelle von Irthümern ist die Annahme: daß die ganze Welt nur um der Menschen willen gemacht, und ihr Standpunkt der Betrachtung und Beurtheilung der einzig richtige sey.

Orthodoxie hat an einer Stelle und zu einer Zeit diesen Inhalt, und ist wiederum etwas Anderes an anderen Stellen und Orten. So wurden z. B. in England Leute zu dem Glauben gezwungen, für welchen man sie ein andermal verbrannte. Kann man glauben, der rechtlichste alle Gebote der natürlichen Religion erfüllende Mann, werde ewig verdammt, wenn er nicht alle Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten des athanasischen Bekenntnisses glaubt? Jedes Kind werde ewig verdammt, das nicht mit dem Taufwasser abgewaschen sey? Nach solchen Erfindungen künstlicher Theologie vertheilen die Priester der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, Lohn und Strafe!

Ich sage nicht, der Glaube an ein künftiges Leben sey ein Irthum; ich sage nur, es könne durch die Vernunft nicht demonstrirt, erwiesen werden. Die wahre Grundlage dieses Glaubens ist in der Offenbarung gegeben. — Mögen Andere über ihren künftigen Zustand besorgt seyn, sich fürchten, oder freuen, je nachdem Vorurtheil, Einbildungskraft, Gesundheit, Krankheit, ja ein finsterer Tag, oder heller Sonnenschein auf sie einwirken: die Ruhe meines Gemüths gründet sich auf den unwandelbaren Felsen daß mein künftiger, wie mein jetziger Zustand, von einem allmächtigen und allweisen Schöpfer angeordnet ist, und diejenigen gleich thöricht und anmaßend sind, welche fantastisch in die Zukunft hinüberschweifen, oder sich über die Gegenwart beklagen."

Diesen Mittheilungen aus Bolingbrokes philosophischen und theologischen Schriften, mögen einige charakteristische Stellen aus seinen politischen Abhandlungen folgen.

„Niemals lebten die Menschen außerhalb aller Geselligkeit.

Politische Gesellschaften erwachsen aus den natürlichen; und bürgerliche Regierungen bilden sich nicht durch das Zusammenlaufen von Einzelnen, sondern nur durch das Aneinanderschließen von Familien. Von Natur giebt es keine persönliche Gleichheit aller Menschen; es zeigt sich vielmehr unter ihnen eine größere Verschiedenheit, als bei irgend einem anderen Geschlecht erschaffener Wesen. Es gab nie eine bloße Anarchie, ohne irgend eine Art der Regierung. Die Art wie Filmer alle Gewalt unbedingt den Königen zuschrieb, ist eine der größten Thorheiten, welche je zu Papiere gebracht wurden. Lockes Eifer, diese falschen Lehren über Regierung zu widerlegen und die Sache der Freiheit zu vertheidigen, führte ihn aber irrig in ein anderes Aeußerstes. Er nimmt einen Stand der Natur an, wie er nie vorhanden war, und läßt die bürgerlichen Gesellschaften auf eine niemals ausgeführte Weise gründen.

Ich empfehle keinen Geist der Willkür und des Widerspruchs, woraus Aufruhr und Unordnung hervorgeht, und der jeden Staat häufigen und gefährlichen Kämpfen aussetzt. Ebenso wenig billige ich jene verdrießliche Stimmung, welche bisweilen vorherrscht und die Harmonie der geselligen Verhältnisse auflöset. — Aber Worte, Gesetze, Befehle schützen die Freiheit nicht, sobald der Geist entweicht, welcher ihr das Leben gab. Auch sind die besten Gesetze ein todter Buchstabe, ja oft ein Uebel, wenn man sie nicht muthig und ehrlich anwendet.

Der Geist der Freiheit behält überall das allgemeine, nationale Wohl im Auge und opfert sich für dasselbe, während ihm persönliche und Privatvortheile gleichgültig sind. Der Geist der Faktion hingegen, wird lediglich für diese Vortheile thätig, und kümmert sich in keiner Weise um jenes Wohl.

Woher die erstaunenswerthen Wirkungen der Regierung der Königin Elisabeth? Weil sie die Liebe des Volks gewann; ja sie ward bald die geliebteste, popularste Person im Königreiche.[1])

---

1) Neal, der Geschichtschreiber der Puritaner (I, C. 8) sagt: She was the glory of the age in which she lived, and will be the admiration of posterity.

Während ihrer Regierung war der Sinn des Hofes, des Parlaments und des Volks einer und derselbe, und wenn sie von ihrer eigenen Stärke Gebrauch machte, setzte sie das ganze Volk in Bewegung. Nichts von dem was sie forderte ward ihr vom Parlamente abgeschlagen, weil sie nichts forderte was das Parlament abgeschlagen hätte. In den Herzen ihrer Unterthanen lag ihre Sicherheit, und sie konnte deshalb Zweifel über ihren Rechtstitel verachten. Natur und Kunst bildeten sie für ihren Beruf. Sie besaß Würde, ohne Stolz, und wenn sie sich um den Beifall des Volks bemühte, so that sie es wie eine Königin, und jede That und ihr ganzes Leben bestätigte zugleich ihre Güte und ihre Weisheit. Sie ward von dem Geiste der Freiheit gestützt und getragen; sie bezwang hingegen den Geist der Faktion.

Der bloßen Spekulation erscheint nichts thörichter, als ein erbliches Anrecht, Menschen zu regieren: in der Praxis ist nichts thörichter, als bei jeder Thronerledigung einen König zu erwählen. — Eine gemäßigte Monarchie ist die beste aller Verfassungen, eine Erbmonarchie die beste der Monarchien. — Aechte Vaterlandsliebe beruht auf großen Grundsätzen, und wird durch große Tugenden gestützt. Unbedingte Unveränderlichkeit kann und soll in keiner menschlichen Angelegenheit erreicht werden. Nie darf ein König bloß durch eine Partei regieren: er soll der Vater seines ganzen Volks seyn."

So weit meine kurzen Auszüge aus Bolingbrokes Schriften. Ich habe mich (wie immer) bemüht, nicht das Tadelnswerthe, sondern das Anziehendste und Lehrreichste auszuheben. Man kann Bolingbroke nicht den tiefsinnigsten Philosophen, oder Theologen gleichstellen; aber noch weniger ihn mit leichtsinnigen Schwätzern, oder gar mit Atheisten in eine Klasse werfen. Er hat unabweisliche Ansichten und Aufgaben mit Geist und Ernst hingestellt, und wenn auch seine Lösungen nicht überall genügen, doch viele schwache Stellen des Gebäudes nachgewiesen[1]), und

1) Z. B. durch seine Kritik der Schriften des alten Testaments, woran

aus dem Schlafe der Trägheit, oder Anmaßung, zu neuer Thätigkeit und festerer Begründung, löbliche Veranlassung gegeben.

Es sey erlaubt von dieser Stelle aus einen Blick zu werfen in die Vergangenheit und in die Zukunft. Die Scholastik hatte sich (wie ich schon bemerkte) die sehr große und schwierige (ja unlösliche (Aufgabe gestellt, die gesammte christliche Dogmatik (in allen ihren Grundzügen und erkünstelten Zusätzen) wissenschaftlich zu begründen, und zugleich das Wesentliche der griechischen, besonders aristotelischen Philosophie damit zu verbinden und auszusöhnen. Der Versuch Luthers, Bacons, Descartes, Jansenius u. A. die letzte philosophische Hälfte fast ganz zu verwerfen, mißlang; schon Melanchthon lenkte zur richtigen Mitte zurück, und die Philologen überzeugten sich bald, daß sie ihre Wissenschaft weder den Freunden, noch den Gegnern der alten Dogmatik auf die Dauer opfern dürften.

Obgleich Luther (wie Dryden sagte) weit den größten Theil derselben in seine Lehre aufgenommen hatte, ließ sich doch voraussetzen daß so gewaltige Bewegungen nicht zu gleichen Zielen führen würden. Das augsburgische Bekenntniß, die tridenter und dordrechter Kirchenversammlungen, die Concordienformel, die von Pius IV. vorgeschriebene Glaubensformel, der römische Katechismus, die 39 Artikel u. a. m., galten den verschiedenen Religionsparteien für weise Gesetzgebungen, an denen für die Ewigkeit festzuhalten sey. So unendlich viele Mühe man sich auch bis auf den heutigen Tag gegeben hat, diese Lehren und Gesetze zur steten und allgemeinen Anerkennung zu bringen, so muß doch jeder Versuch die welthistorische Entwickelung zu versteinern und für immer in die Fesseln zeitlicher, menschlicher Formen und Formeln zu schlagen, jedesmal mißlingen. Auch

---

sich viele neuere Untersuchungen anreihen. Er sagt: die ältesten Sagen are at best no more than fanciful preludes, that try the instruments and precede the concert. Letters 44. Es ist, bemerkt er an einer anderen Stelle, kein großes Verdienst to make fair copies of foul manuscripts, give the signification of hard words, and take a great deal of other grammatical pains. S. 3.

zeigen ja schon jene confessionellen Gegensätze und Verschiedenheiten, daß sie nur gebrochene Strahlen eines höheren Lichtes sind.

So, nach der theologischen Seite. Noch weniger aber konnte man erwarten, daß die Philosophen sich derlei Fesseln unterwerfen würden; vielmehr hatte es keinen Zweifel, nach dem angeblichen Sturze des Aristoteles, werde die zweite Hälfte der Scholastik (die Dogmatik) nicht unangetastet bleiben. Wenn Bacon und Hobbes Streitigkeiten mit Theologen zu vermeiden suchten, Locke eine Vermittelung für möglich hielt und Bolingbroke keineswegs das Religiöse mit frivolem Leichtsinn behandelt, sondern es von Auswüchsen (oder was er dafür hielt) reinigen möchte; finden wir nunmehr ein stufenweises Herabsinken, eine allmählige Verkümmerung der theologischen und philosophischen Ansichten. Dem Zuviel der Scholastik folgte ein Zuwenig der neueren Zeiten: beides hat sich überlebt und der Glaube, einseitige Wiederherstellung, oder Wiedergeburt, sey das rechte Ziel, wird sich auf die Dauer auch nicht bewähren. Ehe wir aber von dieser weiteren, besonders französischen Entwickelung sprechen, wollen wir (um etwanige Ermüdung zu vermeiden) über einige englische Dichter Bericht erstatten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 11,	Zeile 3 v. o.,	statt: übrigen,	lies: der übrigen
» 48,	» 7 v. u.,	st.: die jonische,	l.: der jonischen
» 62,	» 9 v. u.,	st.: Ecclogen,	l.: Eclogen
» 95,	» 11 v. o.,	st.: Prtrarka,	l.: Petrarka
» 113,	» 1 v. u.,	st.: vieler kleinen Lehrjungen,	l.: vieler Dichter, oder
» 130,	» 5 v. o.,	st.: viele italienische,	l.: vielen italienischen
» 171,	» 14 v. o.,	st.: von keiner,	l.: durch keine

Berichtigungen.

Seite 11, Zeile 3 v. o., statt: übrigen, lies: der übrigen

" 18, " 7 v. u., st.: die jenischen, l.: der jenischen

" 32, " 9 v. u., st.: Gelegen, l.: Gelegen

" 55, " 11 v. o., st.: Petrarka, l.: Petrarcha

" 113, " 1 v. u., st.: widerspreche, l.: vieler

oder

" 130, " 6 v. o., st.: viele italienische, l.: vielen italienischen

" 171, " 17 v. o.



Berichtigungen.

Seite 11, Zeile 8 v. o., statt: [illegible], lies: [illegible]
" 48, " 7 v. u., st.: [illegible], l.: der jenischen
" 102, " 9 v. u., st.: [illegible], l.: [illegible]
" 112, " [illegible]
" 113, " 1 v. u., st.: [illegible], l.: [illegible]
oder
" 130, " 5 v. o., st.: [illegible], l.: vielen italienischen
" 171, " [illegible]



Berichtigungen.

Seite 11, Zeile 8 v. o., statt: übrigen, lies: der übrigen
„ 14, „ 7 v. u., st.: die jenische, l.: der jenischen
„ 102, „ 9 v. u., st.: Zerlegen, l.: Erlegen
„ 103, „ 11 v. u., st.: [illegible], l.: [illegible]
„ 112, „ 1 v. u., st.: niederständigen Vorrangen, l.: vieler Bischöfe, oder
„ 180, „ 9 v. o., st.: viele italienische, l.: vielen italienischen
„ 271, „ 19 v. u., st.: [illegible], l.: [illegible]

Raumer, Friedrich <<von>>,

Handbuch zur Geschichte der Litteratur

Bd.: I

Leipzig 1864 - 66